

FREUND, FEIND UND VERRAT

Mediologie

Band 12

Eine Schriftenreihe des Kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs

»Medien und kulturelle Kommunikation«

Herausgegeben von Ludwig Jäger

FREUND, FEIND & VERRAT

DAS POLITISCHE FELD DER MEDIEN

**Herausgegeben von
Cornelia Epping-Jäger,
Thorsten Hahn,
und Erhard Schüttpelz**

DuMont

Diese Publikation ist im Sonderforschungsbereich/Kulturwissenschaftlichen
Forschungskolleg 427 »Medien und kulturelle Kommunikation«, Köln, entstanden
und wurde auf seine Veranlassung unter Verwendung der ihm von der Deutschen
Forschungsgemeinschaft zur Verfügung gestellten Mittel gedruckt.

Erste Auflage 2004

© 2004 DuMont Literatur und Kunst Verlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Ausstattung und Umschlag: Groothuis, Lohfert, Consorten (Hamburg)

Gesetzt aus der DTL Documenta und der DIN Mittelschrift

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Satz: Greiner und Reichel, Köln

Druck und Verarbeitung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-8321-7889-9

INHALT

Cornelia Epping-Jäger, Torsten Hahn, Erhard Schüttpelz

Freund Feind & Verrat. Ein Vorwort 7

Friedrich Balke:

Restating Sovereignty 13

Thomas Schestag:

»[...] und eigentlich noch viel jünger.« Kafkas Jargon 38

Cornelia Epping-Jäger:

Propaganda. Anmerkungen zu einem vorherrschenden
Diskurstyp im NS 54

Antje Quast:

Freund-Feind-Verrat als Funktionsmuster von Avantgarde? –
Die ›Affaire Aragon‹ 68

Albert Kümmel:

War of the Worlds Revisited 82

Erhard Schüttpelz

»If we want to know what makes a fanatical Nazi tick«:
Gregory Bateson, ›Hitlerjunge Quex‹ und die Re-Education 91

Torsten Hahn

Z wie Zombie oder V wie Verräter? Manchurian Candidate –
Sleeper – Subliminal Man: Mind Control und Literatur 118

Eva Horn

»Verrat im 20. Jahrhundert«. Zur Genealogie des Irregulären
in der politischen Theorie der fünfziger und sechziger Jahre 138

Claus Pias

Mit dem Vietcong rechnen. Der Feind als Gestalt und Kunde 157

Leander Scholz

BRD/RAF: Die Intimität des Feindes 184

Axel Roch

Stochastic Interfaces. Towards a Theory of Cultural Prediction
in Time-Based Interaction 198

Rembert Hüser

Rock you! 208

Urs Stäheli

Der Verrat des Kapitalismus. Fiktionalisierungsprozesse und
Finanzspekulationen 238

Matthias Krings

Osama Bin Laden vs. George W. Bush in Nigeria.
Zur lokalen Transkription globaler Ereignisse 252

Niels Werber

Vor der Feindschaft. Zum Problem des Ursprungs des Feindes
und des Mediums der Macht 268

Autorenverzeichnis 293

Bildnachweise 297

Cornelia Epping-Jäger/Torsten Hahn/Erhard Schüttpelz
FREUND FEIND & VERRAT. EIN VORWORT

Beobachtet man die Medien- und Kommunikationstheorien des 20. Jahrhunderts, stellt sich bei genauerem Hinsehen heraus, dass sich sowohl die klassischen Kommunikationstheorien als auch die späteren Medientheorien trotz eventueller Beteuerungen technischer, anthropologischer oder diskursanalytischer Neutralität stets im Spannungsfeld zwischen sozialen Modellen und politischen Anwendungen herausgebildet haben. Und zwar – was die Kommunikationstheorien angeht – etwa von der Gabentheorie von Marcel Mauss bis zu Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns oder – was die Medientheorien betrifft – von Harold Innis' Frage nach dem Zusammenhang zwischen der Geschichte von Einzelmedien und der Bildung von Imperien bis zur Inflation des immer schon sozio-technisch gedachten ›Netzwerk(-Begriffs in den letzten Jahren.

Durch die Beobachtung solcher Kontinuitäten innerhalb der Praxis der gesamten Kommunikations- und Medienforschung seit dem frühen 20. Jahrhundert stößt man darauf, dass es nicht etwa eine ›Beziehung zwischen Medien und Politik‹ gibt, sondern dass Medientheorie selbst immer schon ein ganzes Set von politischen Begriffen enthielt. Wobei hier unter dem *Politischen* der Begriffe und Praktiken einmal nicht die Verständigung mit Gleichgesinnten und ihre Parteienbildung verstanden sein soll, sondern – wie in der politischen Philosophie und in der Ethnologie üblich – die Frage nach der *Herrschaftsform*, die durch Kommunikations- und Medientheorien thematisiert und in bestimmten historischen Kontexten auch beantwortet worden ist. Denn die Medien- und Kommunikationstheorien waren im 20. Jahrhundert – um nur auf die genannten Beispiele zurückzukommen – von Mauss bis Habermas, von Innis bis zum Netzwerkbegriff immer wieder Versuche, die Gesamtheit einer Gesellschaft und ihrer Herrschaftsform zu denken, das also zu denken, was eine Gesellschaft entweder durch äußeren Zwang oder im Innersten zusammenhält, sei es auf der Makro-Ebene eines Nationalstaats oder einer Weltgesellschaft, sei es auf der Mikro-Ebene von Dialogpartnern oder Knotenpunkten im jeweiligen sozialen oder technischen Netz.

Und immer wieder ging es – zumindest wenn man an das 20. Jahrhundert zurückdenkt – um die Möglichkeit, Feindschaft oder Frieden, Krieg oder Solidarität zu begründen, von den expliziten Friedenstheorien bis zu den gesamten theoretischen und praktischen Einrichtungen, die darauf abzielten, Freund von Feind zu unterscheiden. Aus der Koppelung zweier solcher Einrichtungen ist Ende der

1940er Jahre in den USA der Durchbruch des Kommunikationsbegriffs entstanden: aus der Verallgemeinerung von Propaganda-Analyse und Gegenpropaganda einerseits, und aus dem zeitlichen Vorsprung der militärischen Geheimkommunikation vor ihrem feindlichen Empfang andererseits. Und erst auf diese nordamerikanische Universalisierung des Kommunikationsbegriffs – ›eigentlich ist alles Kommunikation‹ – entlang einer elementaren Beunruhigung durch den Feind und entlang seiner bewussten Befriedung konnte zehn Jahre später ein Medienbegriff antworten, der die universale Vergleichbarkeit der Kommunikation durch die Inkommensurabilität einander fremder Medienwelten wieder historisch und kulturvergleichend einschränkt.

Im Rückblick zeigt sich, dass – von Mauss bis Serres und von McLuhan bis Castells – sowohl die theoretischen Entwürfe der Solidarität als auch der Feindschaft und die Entwürfe ihrer Auflösungen in Anomie oder friedlichen Konsum unaufhörlich vom Dritten der Unterscheidung zwischen Freund und Feind heimgesucht worden sind. Und viele der noch heute gängigen Begriffe sind ursprünglich Versuche gewesen und geblieben, diesem Dritten von Freund und Feind eine Gestalt oder zumindest eine Position in den Kommunikationsdiagrammen oder in den medialen Umwelten einer Theorie zuzuweisen: dem Beobachter, dem Verrat, der unerwünschten Dechiffrierung, der Gegenpropaganda, die sich als Eigenpropaganda verkleidet, der Werbung, die als Nicht-Werbung auftritt, dem Parasiten oder dem ›parasitären Gebrauch‹. Auch was die Protagonisten und Schulen der frühen Kommunikations- und Medientheorien angeht, sind die Figuren des Seitenwechsels zumindest in der formativen Phase im 20. Jahrhundert in der Überzahl: wissenschaftliche oder politische Dissidenten und Überläufer, etwa in den deutsch-amerikanischen Spiegelungen der Kommunikationstheorie zwischen Propagandaforschung und empirischer Sozialforschung, Systemtheorie und Frankfurter Schule, aber auch in der politischen und akademischen Dissidenz des ersten Apostels der Medientheorie, Marshall McLuhans – eine recht bizarr anmutende Dissidenz, die sich aber im Rückblick für die Zeit zwischen 1920 und 1960 zugleich als ein politischer Normalfall darstellt.

Sucht man Theorien oder Analysen, die darauf abzielen, die Rolle des Verrats oder des Verräters historisch zu umreißen, fällt vor allem Margret Boveris vierbändige und zu Beginn des Kalten Krieges, von 1956 bis 1960, erschienene Studie *Der Verrat im XX. Jahrhundert* auf. Boveri erklärt den Verrat zum Motor allen politischen Wechsels und insofern das Moment des Dritten, das die klare Unterscheidung von Freund und Feind unterläuft, zum wichtigsten »*Element der historischen Entwicklung* von politisch organisierten Gemeinschaften«. Es sind die Verräter, so Boveri, die »aus der jeweils geltenden ›Logik‹ herausspringen« –

und dies betrifft gerade auch die Zweiwertigkeit der das 20. Jahrhundert beherrschenden politischen Unterscheidung ›Freund-Feind‹ und der daran anschließenden Kommunikation.

Mediengeschichtlich ist es für Boveri die Verbreitung des Hörfunks, die die klare Linie, die Freund und Feind im Konfliktfall trennen soll, durch verschleierte Propaganda hinfällig werden lässt und den Verrat zum Thema der Massen macht. Damit zeigt sich ihr Versuch zunächst als jener Verunsicherung durch Funkwellen geschuldet, die u. a. auch Carl Schmitt dazu bringt, strikte Dichotomisierungen wie die von *Land und Meer*, d. h. Leviathan und Behemoth als Symbolisierungen der Freund-Feind-Unterscheidung, zugunsten eines Dritten zumindest zu problematisieren. Zugleich umfasst die von ihr bearbeitete ›Landschaft des Verrats‹ aber auch avantgardistische Bewegungen, so dass eine weitreichende Konzeptualisierung der Möglichkeiten des Verratsbegriffs entsteht. Der Verrat in Form des Überläufers wird bei Boveri zur Figur, die einer Problematik begegnet, die sie mit Paul Valéry als ›Unmöglichkeit der Kommunikation‹ bezeichnet, insofern als nur er Kommunikation zwischen den Ideologien ermöglicht, diese zugleich aber auch verfälscht. Verrat hat daher, wie auch die Apotheose des Dritten, als die Michel Serres' *Parasit* erscheint, eine ebenso konstruktive wie destruktive Seite. An solchen Stellen zeigt sich der unterschwellige Dialog, den politische Modellbildung und Kommunikationstheorie unterhalten, so dass sich letztlich auch hier fragen lässt, an welcher Stelle die Grenze zu ziehen wäre.

Es ist aber gerade und wiederum dieser stets sowohl an- wie abwesende Dritte, der der Möglichkeit einer Reduktion des politischen Feldes auf offensichtliche Freund-Feind-Konstellationen entgegen steht: Nicht zuletzt diesem Umstand ist der ›dreistellige‹ Titel des Bandes geschuldet. Der vorliegende Band spannt – im Anschluss an eine Tagung, die vom 3.–5. Juli 2003 an der Universität zu Köln stattgefunden hat – den Bogen vom frühen 20. bis ins beginnende 21. Jahrhundert. Anders als zunächst erwartet, sind im Laufe der Einladungen zur Konferenz und zum vorliegenden Band die Betrachtungen von Friedenstheorien und Theorien dessen, was eine Gesellschaft oder Kultur im Innersten zusammenhält, deutlich in den Hintergrund getreten – zu verlockend scheint die aktuelle Aussicht (der auch die Beiträge der Herausgeber nicht widerstehen konnten), angesichts der neuen Konflikte auch die klassischen politischen Konflikte der Moderne in einem anderen Rückspiegel zu betrachten. Wie Louis Dumont einmal mit epigrammatischer Kürze festhielt: »Conflict has the merit of simplicity while hierarchy entails a complication similar to that of Chinese etiquette.« Es bleibt unseren LeserInnen überlassen, die Chronologie der in diesem Band thematisierten wissenschaftlichen, künstlerischen und politischen Konflikte – ins-

besondere des 20. Jahrhunderts – auf alle jene Komplikationen von Wertzuweisungen, Seitenwechseln und Hierarchiebildungen hin zu lesen, die sich in ihnen niedergeschlagen haben.

In der Rezeption unserer Tagung wurde ihre Titeltrias außerdem trotz aller Insistenz nicht immer auf das Thema des Verrats – und damit weniger auf die anscheinend doch zu sehr in Vergessenheit geratene Margret Boveri und ihre Generation von Renegaten, Überläufern und Zweiflern – bezogen, als auf die Position Carl Schmitts, der den Begriff des Politischen mit der Unterscheidung von Freund und Feind identifizierte und keine fruchtbare Theorie des Verrats vorgelegt hat. Wir haben uns entschieden, diese Schlagseite der Thematisierung des *Verrats im XX. Jahrhundert* in der Auswahl unserer Beiträge nicht zu korrigieren, sondern so auszustellen, dass sie wieder zur Disposition gestellt werden kann. Friedrich Balkes Einleitung eröffnet den Band mit einer aktuellen Betrachtung der Schmittschen Identifizierung im Kontext neuerer politischer und theoretischer Entwicklungen. Danach erfolgt ein ausgiebiger und immer wieder überraschender chronologischer Durchgang zum Verrat – vom Ersten Weltkrieg bis in die Gegenwart –, um mit einer universalhistorischen Nachbetrachtung zur Freund-Feind-Unterscheidung von Seiten Niels Werbers zu enden.

Die Beiträge von Matthias Krings und Urs Stäheli zum beginnenden 21. Jahrhundert stellen allerdings zugleich die Frage, ob die moderne Freund/Feind/Verrat-Trias sich nicht seit dem Ende des Kalten Krieges – trotz einer trügerischen und weltpolitisch offensiv betriebenen Kontinuität in neue Feindstellungen hinein – in stetiger Auflösung befindet. Neuere weltsoziologische, aber auch neuere ethnographische Studien (insbesondere von Manuel Castells, Rudolf Stichweh und Richard Rottenburg) haben die Dichotomie von Inklusion/Exklusion in den Mittelpunkt der Theoriebildung gestellt. Matthias Krings stellt in seinem Beitrag zu den Vernetzungen nordnigerianischer und weltpolitischer Abläufe die Frage, ob die heute entstehenden Freund/Feind-Linien nur noch anhand der Beobachtung von Inklusions-/Exklusions-Schemata diagnostiziert werden können, etwa indem man selbst und insbesondere *lokale* Konflikte um Schönheitsköniginnen, Videos und Bin Laden nur noch als Formen der symbolischen und gewalttätigen »Exklusion des Exkludierenden« der Weltgesellschaft (Manuel Castells) oder als lokale Formen der »stellvertretenden Exklusion stellvertretender Exkludierender« (Matthias Krings) verstehen kann. Auf analoge Weise deutet Urs Stähelis Beitrag auf eine ganz andere Logik des ›Verrats‹, als sie in den Untersuchungen Boveris für die Ideologien des 20. Jahrhunderts durchsichtig wurde. Während Boveri von der Frage der Loyalität gegenüber dem eigenen Staat und dessen Souverän ausging, denen gegenüber ein Angehöriger als ›Verräter‹ zwischen die Fron-

ten der politischen Repräsentation und Meinungsbildung geraten konnte und oft genug musste, wird im »Verrat des Kapitalismus« die Verratskategorie – und sogar die juristische Verfolgung und Strafbarkeit der Volksvertreter, die sich an Insider-Geschäften bereichert haben – abhängig von der Einschätzung, welche Inklusions-/Exklusions-Verhältnisse am Aktien- und Kapitalgewinn und welche Überschneidungen zwischen politischen und wirtschaftlichen Insidern noch als statthaft und ›demokratisch verantwortbar‹ passieren können. Mit anderen Worten: Auch in der Finanzwelt stellt sich die Frage nach dem Reaktionstyp einer möglichen »Exklusion des Exkludierenden« (eines Ausschlusses der vom Kapitalgewinn Exkludierenden), einem Reaktionstyp, der auch die Kategorie des ›Verrats‹ und sogar die eines ›politischen Verrats‹ erst aus seinen eigenen Bedingungen heraus ableitbar erscheinen lässt.

Wie soll man diese Unterschiede zwischen einem ›klassisch‹ gewordenen 20. und einem im Umbruch befindlichen 21. Jahrhundert – wenn sie sich nicht im Laufe der nächsten Zeit wieder als illusorisch herausstellen sollten – verallgemeinern? Die Ideologien des 20. Jahrhunderts, deren wunden Punkt Margret Boveris Generation im Stichwort des ›Verrats‹ prägnant benennen konnte, scheinen im nachhinein von den Visionen einer ›Gesinnungsgemeinschaft‹ besessen gewesen zu sein, die heutigen Politikern, aber auch heutigen Medien- und Kommunikationstheoretikern fremd geworden ist oder fremder wird. Um so nackter erscheint der heutige Zusammenprall von Ansprüchen und Ideologien der ›Egalität‹ mit sich immer weiter vertiefenden Realitäten der Ungleichheit und politischer wie sozialer Deklassierung, bis zu neuen Formen der Sklaverei und Schuldknechtschaft, aber auch neuer kolonialer und hegemonialer Besetzungen. Castells hat durch seine ausgiebige, statistisch unterfütterte Diagnose darauf hingewiesen, dass die Neuen Medien direkt am Prozess beteiligt sind, der die Schere zwischen Arm und Reich, weltweit und innerhalb der reichen Staaten, öffnet. Eine Theoriebildung, die Freund/Feind-Verhältnisse aus Inklusions-/Exklusions-Verhältnissen beobachtet und ableitet, vermittelt zwischen den weiterhin bestehenden Ansprüchen der Egalität und den Realitäten der Ungleichheit.

Wie dieser Umbruch zukünftige Medientheorien affizieren wird, und wie die Bildung neuer politischer Gesinnungsgemeinschaften den Zusammenprall zwischen Egalität und Exklusion, Mobilität und Zugangsbeschränkungen in den Mittelpunkt stellen und durch neue Frontstellungen legitimieren und delegitimieren wird, bleibt zu beobachten. Das 21. Jahrhundert hat schließlich gerade erst begonnen –

Danken möchten wir Jan Hoppe, Marcus Krause, Esther Hoffstadt, Barbara Manthe und Christopher Strunz für ihre Hilfe bei der Erstellung des Bandes sowie

Gabriele Schabacher, Christoph Neubert, Benita Lipps und Burkhard Modemann für ihr Engagement bei der Organisation und Durchführung der Tagung. Unser ganz besonderer Dank gilt Barbara Schüttpelz für den Entwurf und die Gestaltung des Buch-Umschlags.

Friedrich Balke
 RESTATING SOVEREIGNTY

AMERIKA: EINE SZENE

Franz Kafkas Romanfragment *Der Verschollene*, an dem der Autor 1911 schrieb und das Max Brod 1927 unter dem Titel *Amerika* veröffentlichte, setzt mit der Beschreibung der Ankunft Karl Roßmanns im »Hafen von Newyork« ein:

Als der siebzehnjährige Karl Roßmann, der von seinen armen Eltern nach Amerika geschickt worden war, weil ihn ein Dienstmädchen verführt und ein Kind von ihm bekommen hatte, in dem schon langsam gewordenen Schiff in den Hafen von Newyork einfuhr, erblickte er die schon längst beobachtete Statue der Freiheitsgöttin wie in einem plötzlich stärker gewordenen Sonnenlicht. Ihr Arm mit dem Schwert ragte wie neuerdings empor und um ihre Gestalt wehten die freien Lüfte.¹

In dieser Beschreibung hat sich die Freiheitsstatue (Statue of Liberty) in eine Statue der Souveränität verwandelt, nicht nur weil sie von Kafka als »Statue der Freiheitsgöttin«, also gewissermaßen in politisch-theologischem Gewande präsentiert wird, sondern weil sie, anders als ihr reales Vorbild, an Stelle der Fackel, die das Licht der Freiheit verbreitet, die Amerikafahrer mit dem gezogenen Schwert begrüßt. Schwert und Gesetz symbolisieren die charakteristischen Privilegien des Souveräns. Er gibt das Gesetz und vollstreckt es zugleich oder verschafft ihm doch bei denen, die ihm unterworfen sind, durch den Hinweis auf das bei ihm liegende Monopol legitimer Gewaltsamkeit die nötige Anerkennung. *Arma et leges*:

Das Gesetz kann nicht unbewaffnet sein und seine hervorragendste Waffe ist der Tod. Denen, die es übertreten, antwortet es in letzter Instanz mit dieser absoluten Drohung. Hinter dem Gesetz steht immer das Schwert.²

Die Paradoxie der emblematischen Szene, mit der Kafka seinen *Amerika*-Roman beginnen lässt, resultiert aus der Überlagerung einer Geste der Inklusion und einer Geste der Exklusion: Die stetige, ungehinderte Einfahrt der Schiffe, die immer neue Einwanderer bringen, in den Hafen von Newyork wird durch das weiterhin sichtbare, öffentliche Zeichen staatlicher Drohung symbolisch widerrufen.

Mir scheint diese eindringliche Eröffnungsszene in einem untergründigen Zusammenhang mit der berühmten Definition zu stehen, die Carl Schmitt an den Beginn seiner Abhandlung über die *Politische Theologie* stellt: »Souverän ist, wer über den Ausnahmezustand entscheidet.«³ In späteren Überlegungen zum Ausnahmezustand hat Schmitt nicht durchweg das Problembewusstsein dieser Formel wahren können, so wenn er feststellt: »Keine Verfassung kommt ohne Ausnahmezustand aus, mag dieser als kommissarische Diktatur, politischer Belagerungszustand, Notstand, Regime außerordentlicher Vollmachten oder wie immer benannt werden.«⁴ Dort, wo Schmitt neben der rechtlichen Institutionalisierung des Ausnahmezustandes die ihr entgegengesetzte Möglichkeit seiner Herbeiführung durch »Ausklammerung« eines bestimmten Raums und einer bestimmten Zeit erörtert, »um sie im übrigen für die ungehemmte Aktion eines Aktionskommissars freizumachen«, erläutert er dieses Vorgehen auf emblematische Weise folgendermaßen:

Die Statue der Freiheit wird für einen bestimmten Moment mit einem Schleier umhüllt. Wird der Schleier wieder abgenommen, dann tritt [...] der Normalzustand mit allen Rechtsgarantien wieder ein.⁵

Während Kafka der Freiheitsgöttin das Schwert in die Hand gibt, verhüllt sie bei Schmitt schamhaft ihr Gesicht, weil sie den Anblick eines ausgegrenzten verfassungslosen Zustandes, der es der souveränen Macht gestattet, ihre Zwecke zu verfolgen, ohne zwischen Schuldigen und Unschuldigen unterscheiden zu müssen, nicht erträgt. Ausgangspunkt der Souveränitätsdefinition, die Schmitt in der *Politischen Theologie* gibt, ist jedoch nicht dieser klassische Ausnahmezustand, der ein unzweifelhaft vorhandenes Subjekt der Entscheidung unterstellt. Neu an dieser Definition ist nicht, dass sie die souveränen Machtbefugnisse als Ausdruck eines *ius eminens* betrachtet. Neu ist vielmehr das Ausmaß, in dem Schmitt den Begriff der Souveränität als einen »Grenzbegriff« und den Ausnahmezustand als einen »Grenzfall« begreift. Wenn er schreibt: »Die Entscheidung über die Ausnahme ist nämlich im eminenten Sinne Entscheidung«, dann resultiert diese Eminenz weniger aus dem Umfang der Ausnahmefugnisse als aus der Tatsache, dass das *Subjekt der Entscheidung* selbst problematisch geworden ist, da es nicht länger mit dem Staat zusammenfällt. Der Notstand, der vorliegt, damit *ein* Souverän aktiv werden kann, erwächst aus der Fragwürdigkeit einer Instanz, die als öffentliches Subjekt der Entscheidung adressiert werden könnte. Für Schmitt resümieren sich die *modernen* Probleme der Souveränität in der Frage, was es eigentlich heißt, dass mit den demokratischen Revolutionen um 1800 das Volk

souverän wird. Einerseits nämlich, so scheint es, haben wir es mit einer verfassungsgeschichtlich leicht zu konstruierenden Umbesetzung jener Stelle zu tun, die vormals die Person des Monarchen einnahm; andererseits jedoch geht mit der Vorstellung einer Volkssouveränität »das dezisionistische und personalistische Element des bisherigen Souveränitätsbegriffs verloren.«⁶ Die Einheit, die ein Volk darstellt, manifestiert sich daher als paradoxe Einheit von Souveränitätsbehauptung und Souveränitätsunterlaufung. Wie ist eine souveräne *Entscheidung* überhaupt noch möglich, wenn seit dem 19. Jahrhundert, wie Schmitt schreibt, »in immer weiterer Ausdehnung alles von Immanenzvorstellungen beherrscht« wird?⁷

Der Volkssouveränität ist eine Tendenz zur Deterritorialisierung immanent, die den Übergang zu einer personal zurechenbaren ›höchsten‹ Entscheidung prekär werden lässt. Der Sprengsatz des Konzepts wird exemplarisch von Rousseau zum Ausdruck gebracht: wenn sich nämlich die Souveränität nicht übertragen lässt, wenn sie auf immer beim Volk verbleibt, ist dieses Volk auch von jeder Verpflichtung gegenüber seiner Regierung entbunden. Weil es nicht gelingt, die Wirksamkeit der Volkssouveränität auf ihre *allegorische* Dimension zu reduzieren, also die Identität des Volkes durch seine Identifizierung mit dem Namen einer Nation herzustellen, ist dem Politischen im Zeitalter der Demokratie eine Grenzenlosigkeit eigen, die die Innen/Außen-Topologie, die den politischen Raum juristisch bis heute rastert, tendenziell außer Kraft setzt. Als Reaktion auf diese virtuelle Suspension staatlicher Segmentierung des *mundus* und die durch sie ermöglichte *désincorporation* (Claude Lefort) eines nicht länger mit einem bestimmten Territorium verbundenen Volkes etabliert sich ein neues Regime der souveränen Entscheidung, das über das Volk im Ausnahmezustand, also als aufgelöstes, nicht korporativ verfasstes, anomisches Volk (*Population* statt *populus*) entscheidet, indem es ihm neue Zugehörigkeitsregeln auferlegt. In der Szene, mit der Kafka seinen Roman beginnen lässt, stoßen das ›aufgelöste Volk‹ und die überkommene Souveränitätsfunktion aufeinander. Karl Roßmann gehört zum Volk der nach Amerika einwandernden Europäer, also zu denen, die ihre vormalige staatliche Zugehörigkeit aufgekündigt haben oder denen sie entzogen wurde und die sich einer Neuen Welt nähern, die sie mit einer neuen politischen Identität ausstatten wird; am Eingang zu dieser Neuen Welt begegnen die Einwanderer einer mächtigen Allegorie der Souveränität, in der sich klassische Zeichen der höchsten Macht, die über Leben und Tod entscheidet, mit der Freiheit verbinden, deren Versprechen die Einwanderer angezogen hatte.

Wenn Rousseaus Operation darin bestand, durch eine »*Reduktion von Vertikalität*«⁸ die Souveränität in die Immanenz des Volkes zurückzuführen, dann be-

greift man die Überraschung Karl Roßmanns, der, den Blick auf die Statue der Freiheitsgöttin gerichtet, gebannt feststellt: »So hoch«⁹. Kafkas Beschreibung der Statue verdient eine genaue Betrachtung: Ihr Arm mit dem Schwert ragte »wie neuerdings« empor, heißt es, womit deutlich wird, dass die Überlagerung von Freiheit und Souveränität keineswegs *von jeher* bestand. Die symbolische Transformation der Statue ist im übrigen bereits so weit fortgeschritten, dass die Freiheit sich nicht länger in ihr verkörpert, sondern sich in die ungreifbaren »freien Lüfte«, die sie umwehen, zurückgezogen hat.

AKTUELLE INTERESSEN

Der Ausnahmezustand, in dem wir uns seit dem 11. September nicht mehr nur symbolisch, sondern längst auch juristisch befinden, ist älter als dieses Datum; seine konkrete Signatur hängt eng mit dem Zusammenbruch der weltpolitischen Topologie des Kalten Krieges zusammen, in deren Folge das Politische im globalen Maßstab in eine Zone der Ununterscheidbarkeit eintrat, die das vormalige System der gegenseitigen Abgrenzungen und territorialen Einhegungen ersetzte. Die topologische Zone der Ununterscheidbarkeit hat viel gemeinsam mit der weltpolitischen Situation vor und nach dem Ersten Weltkrieg. So ist es kein Wunder, dass die theoretische Explikation der konkreten Situation heute von einer staatsrechtlichen Formel profitieren kann, die, als sie 1922 formuliert wurde, genau auf diese Topologie abgestimmt war: »Souverän ist, wer über den Ausnahmezustand entscheidet.«

Carl Schmitt stellt eine irreduzibel politisch-juridische Struktur, nämlich die der Souveränität, in den Kontext der *Politischen Theologie*. Was mir durchaus diskussionswürdig erscheint, ist die durch diese Zusammenstellung nahegelegte Auffassung, dass die Struktur der Souveränität allein im Rahmen theologischer Annahmen angemessen expliziert werden kann. Nach Schmitt duldet es keinen Zweifel, dass »alle prägnanten Begriffe der modernen Staatslehre [...] säkularisierte theologische Begriffe [sind]«.¹⁰ Nun ist es allerdings interessant zu sehen, dass Schmitt zwar den Titel »Politische Theologie« für die »Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität« verwendet, dass er aber im ersten Abschnitt eine »Definition der Souveränität« vorschlägt, ohne politisch-theologischen Konzepte ins Spiel zu bringen. Im zweiten Abschnitt diskutiert er »Probleme der Souveränität« und erst im dritten Kapitel behandelt er den titelgebenden Komplex der »Politischen Theologie«, der weder der Ausgangspunkt noch die Quintessenz der ganzen Abhandlung ist. Wenn wir uns an die *römischen* Ursprünge des Souveränitätskon-

zepts erinnern, demzufolge die gesamte politische Macht vom Willen des Volkes (und nicht vom Willen Gottes) abgeleitet wurde (*iussa populi* stehen staatsrechtlich der *auctoritas senatus* gegenüber), erscheint eine Definition der Souveränität innerhalb der Grenzen einer politischen Theologie alles andere als selbstverständlich. Schmitt scheint sich dieser Problematik bewusst gewesen zu sein, andernfalls wäre er nicht darauf verfallen, eine *juristische* Definition der Souveränität zu geben, die völlig unabhängig von theologischen Zusatzannahmen funktioniert.

Was besagt nun aber der auf den ersten Blick wenig Analyseaufwand benötigende Eröffnungssatz der *Politischen Theologie*? Meine Antwort auf diese Frage möchte ich in der Form eines kursorischen *close readings* geben. Anschließend folgt die Probe aufs Exempel, indem ich den Satz mit dem aktuellen Stand der politisch-militärischen Globalisierung in Verbindung bringe, wie er in der seit dem 22. September 2002 geltenden nationalen Sicherheitsstrategie der USA seinen prägnanten semantischen Niederschlag gefunden hat. Methodisch mache ich mir zu diesem Zweck eine Beobachtung zweiter Ordnung zu Nutze, die Schmitt seinem Satz im Sinne einer Lektüeranweisung zur Seite stellt: »Von allen juristischen Begriffen ist der Begriff der Souveränität am meisten von aktuellen Interessen beherrscht.«¹¹ Dieser Satz ist deshalb einigermassen überraschend, weil er zu bestreiten scheint, was Schmitt doch aufzuweisen angetreten war: die Autonomie der souveränen Struktur. Offensichtlich war sich Schmitt der Tatsache vollkommen bewusst, dass der Souverän im Grunde zu keinem Zeitpunkt in der Geschichte wirklich souverän war. Von allen juristischen Begriffen wird der Begriff der Souveränität nicht nur von aktuellen Interessen beherrscht, er wird von diesen Interessen sogar »am meisten« beherrscht. Aber kehren wir für einen Augenblick zum Eröffnungssatz der *Politischen Theologie* zurück.

DER SOUVERÄN OHNE KÖRPER

Zunächst ist festzuhalten, dass der Satz kein konkretes souveränes Subjekt (Staat, Nation, Klasse, Reich etc.) nennt, sondern den Platz des Souveräns leer lässt. Die Frage, *wer* denn nun souverän ist, bleibt unbeantwortet. Ihre Beantwortung wird von der Ebene der Institution oder Körperschaft auf die des souveränen Aktes verschoben. Das Subjekt des Satzes bezieht sich offenbar auf den beliebigen Souverän – oder anders formuliert: jeder Beliebige kann in die mit äußerster politischer Handlungsmacht und normativ unbegrenzten Ermessensspielräumen ausgestattete Funktionsstelle einrücken. Dem Satz ist insbesondere nicht anzumerken, dass der Souverän seine Vollmacht aus der Souveränität Gottes ableitet.

Ernst Kantorowicz hat bekanntlich gezeigt, dass die Vorstellung vom Souverän als dem *vicarius dei*, also dem Stellvertreter Gottes auf Erden, zu den charakteristischsten Figuren der Politischen Theologie seit dem ausgehenden Mittelalter gehört, die sich rechtsgeschichtlich einer Übertragung der dem Papst zugesprochenen *plenitudo potestatis* auf weltliche Herrscher verdankt.¹² Schmitt dagegen definiert den Souverän *unter Absehung* von jeder Autorisierungs- oder Repräsentationsbeziehung, wie sie, wenn man Pierre Legendre glauben darf, für die gesamte abendländische Repräsentation des Politischen typisch, ja unausweichlich ist.¹³ Souverän ist nicht länger derjenige, der ›im Namen von‹ spricht und handelt. Die Macht des Souveräns wird nicht mehr aus einer unzweifelhaften Legitimationsquelle abgeleitet, seine Entscheidung ist vielmehr »eine reine, nicht rasonierende und nicht diskutierende, sich nicht rechtfertigende, also aus dem Nichts geschaffene absolute Entscheidung«. ¹⁴ Dieser Verzicht auf die ausdrückliche Angabe einer Legitimationsquelle hat zweifellos damit zu tun, dass der Prozess der politischen Autorisierung und Legitimierung im 20. Jahrhundert, wenn nicht schon früher, eine tiefgreifende ›ideologische‹ Krise durchläuft. Darin liegt möglicherweise auch der Grund, warum Schmitt die Souveränität einen »Grenzbegriff«¹⁵ nennt, was sie offenbar nicht in jenen langen historischen Zeiträumen war, in denen die Repräsentationsleistung des Souveräns außer Frage stand. Schmitts Souverän, der Souverän seines Eröffnungssatzes, verfügt über keinen Körper, und zwar, um die Leitunterscheidung Kantorowicz' aufzugreifen, weder über einen ersten noch über einen zweiten Körper.

DEN AUSNAHMEZUSTAND ERKLÄREN

Was genau ist Gegenstand der souveränen Entscheidung? Offenbar der Ausnahmezustand. Was geschieht mit ihm? Offenbar nicht das, was wir – spontan einer ›muskulösen‹, athletischen oder herakleischen Vorstellung vom Souverän anhängend (soverän ist derjenige, der am stärksten ist, weil ihm alle Gewaltmittel zu Gebote stehen) – von ihm erwarten: dass der Souverän den Ausnahmezustand beseitigt oder aufhebt, dass er das Chaos in der Manier eines Demiurgen durch die Ordnung ersetzt. Der Souverän ist kein Garant der Ordnung, er zeigt sich überhaupt erst, wenn die Ordnung, die Schmitt auch »Normalität«¹⁶ nennt, *problematisch* geworden ist und nicht mehr mit den Mitteln der Normativität (›Rechtsstaatlichkeit‹) zu garantieren ist. Der Souverän bringt den Ausnahmezustand nicht zur Entscheidung, er entscheidet »über« ihn. Der Ausnahmezustand ist nicht mit der Ordnung, aber auch nicht mit ihrer einfachen Antithese, dem

Chaos, sondern mit einem Zustand verbunden, der *zwischen* Ordnung und Chaos liegt. Der Ausnahmezustand wird verhängt, er ist an einen Akt der Feststellung, eine souveräne *Deklaration*, gebunden, die Schmitt Entscheidung nennt. Er ist eine typisch ›barocke‹ Figur, bzw. bezeichnet dasjenige an einer sozialen und kulturellen Ordnung, was in ihr auf die »barocke Lösung«¹⁷ hintreibt. Die barocke Lösung besteht Walter Benjamin zufolge darin, einen unhaltbar gewordenen Zustand »in aeternum durchs Schwert«¹⁸ zu garantieren. Was Gilles Deleuze vom Barock sagt, dass er »ein langer Augenblick der Krise [ist], in dem die gewöhnliche Tröstung nicht mehr gilt«¹⁹, kann man ohne Abstriche auf den politischen Zustand der nach dem Zusammenbruch der alten und Anfang der 90er Jahre vor schnell proklamierten *Neuen Weltordnung* übertragen, deren universelle Krisenhaftigkeit den Einsatz von *all means necessary* verlangt: »Dem enormen Ausmaß der Krise muss eine wütende Steigerung der Rechtfertigung entsprechen« bzw. der kollektiven Mobilisierung.²⁰ Wir leben nicht in einer guten Welt, sondern nur in der besten aller möglichen Welten. Was den Barock mit einer Epoche verbindet, die sich zuletzt als *Postmoderne* beschrieben hat, ist die paradoxe Verbundenheit mit Prinzipien und Vorstellungen, die eigentlich bereits der Vergangenheit angehören. Für den Barock resultiert daher aus der schonungslosen Diagnose von »Krise und Zusammenbruch aller theologischen Vernunft« die Problemstellung, die auch den Schmittschen Bemühungen um eine Restitution der politischen Theologie zu Beginn des 20. Jahrhunderts zugrunde liegt:

[G]ibt es ein Mittel, das theologische Ideal zu retten, genau dann, wenn es von allen Seiten angegriffen wird und die Welt unaufhörlich ›Beweise‹ dagegen sammelt, Gewalt und Elend, und bald ein Erdbeben ...? Die barocke Lösung ist diese: man vervielfältigt die Prinzipien, man zieht immer noch eins aus dem Ärmel, und dadurch ändert man den Gebrauch.²¹

Vom Drama des Barock sagt Benjamin, dass es »historische Aktivität nicht anders denn als verworfene Betriebsamkeit von Ränkeschmieden«²² kennt; damit hat er präzise das Szenario beschrieben, das auch die nach dem 11. September von der Bush-Administration formulierte National Security Strategy beherrscht, die eben Strategie nach dem Ende der strategischen ›Konfliktpartnerschaft‹ des Kalten Krieges ist und sich nunmehr »shadowy networks of individuals«²³ gegenüberübersieht, die den Genuss der wohlverdienten Friedensdividende stören:

Nirgends begegnet in den zahlreichen Rebellen, die einem in der christlichen Märtyrerhaltung erstarrten Monarchen gegenübertreten, ein Hauch

revolutionärer Überzeugung. Mißvergnügen – das ist ihr klassisches Motiv. Abglanz sittlicher Würde liegt einzig auf dem Souverän und dies von keiner andern als der gänzlich geschichtsfremden des Stoikers.²⁴

Die sittliche Würde erkennt man daran, dass derjenige, der sie reklamiert, die Geltung der Werte (freedom, democracy, free enterprise) *behauptet*, ohne sich weiter um die Bedingungen ihrer Implementierung, ja auch nur um die Möglichkeit ihres Zusammenbestehens zu kümmern. Politische Kommunikation, die wie diejenige der *Security Strategy* strikt wertorientiert ist, tut so, als müsse die Liste des ethisch und sozial Gesollten nicht ständig durch eine zweite Liste ergänzt werden, die – je nach Lage der Dinge – Prioritäten festlegt, die ihrerseits nicht durch einen höchsten Wert, sondern durch die jeweilige Definition des *national interest* bestimmt werden. Der Abglanz sittlicher Würde, die auf dem gegenwärtigen weltpolitischen Souverän liegt, verdankt sich schlicht der Weigerung, »ein möglichst realistisch entworfenes Bild der Gesellschaft«²⁵ zu geben. Der wertbezogenen öffentlichen Kommunikation bescheinigt der Soziologe daher eine verblüffende Trivialität, die zweierlei bewirkt: einmal überbrückt die Politik mit ihrer Hilfe die Differenz, die sie von der Gesellschaft trennt und erlaubt ihr weiterhin, das Phantasma aufrechtzuerhalten, diese Gesellschaft »zu verkörpern« und ihre zukünftige Entwicklung zu leiten. Man kann dann z. B. formulieren, dass mit dem entscheidenden Sieg der Kräfte der Freiheit im Kampf gegen den Kommunismus nurmehr »a single sustainable model for national success«²⁶ zur Verfügung stehe, womit man die Weltgesellschaft der Gegenwart demselben Typ normativer Modellhaftigkeit unterwirft, der einst die Entstehung der absoluten Staaten ermöglichte. Die von Benjamin beschriebene Geschichtsfremdheit der stoischen Haltung setzt sich in der Gesellschaftsfremdheit einer Politik fort, die ihren Totalitätsanspruch durch die Berufung auf unnegierbare Werte »verschleicht«. Wertekommunikation provoziert daher zum anderen zwangsläufig Verdachtkommunikation, die bloß auf die blinden Flecken der Werte verweisen muss, welche eine bestimmte Politik in Anspruch nimmt. So erscheinen der Bruch internationalen Rechts und das offene Bekenntnis zu extralegalen, »präventiven« Maßnahmen als legitime Mittel auf dem Weg zur Erreichung jener Sicherheit, der sich das Strategiepapier verschreibt: also der – unabsehbaren – politischen und militärischen Vermehrung von Unsicherheit und unkalkulierbaren Risiken in *allen* Teilen der Welt.

UNBESTIMMTE RECHTSBEGRIFFE

Der Souverän tut Dinge mit Worten – und Schmitt hat an verschiedenen Stellen seines Werks das semantische Feld der bei dieser Gelegenheit zum Einsatz kommenden sprachlichen Mittel ausführlich analysiert. Anders als im Fall der an festen Normen orientierten Rechtssprechung, ist die Entscheidung über den Ausnahmezustand wesentlich an die Verwendung unbestimmter Rechtsbegriffe oder Generalklauseln und ihrer okkasionellen Respezifikation gebunden.²⁷ In der augenblicklichen weltpolitischen Lage sind zweifellos *Terror* und – als Kollateralbegriff – die *rogue states* die zentralen empty signifiers, über deren Intension bzw. Signifikanz die Öffentlichkeit debattiert, während der souveräne Akt darin besteht, diese Signifikanten mit Extension und Denotaten, anders gesagt: mit Namen und Adresse auszustatten. »Terror« und »rogue state« sind undefinierbar – aber gerade dann unverzichtbar, wenn es darum geht, einen weltpolitischen Ausnahmezustand zu erklären und als Komplement dieses Aktes zugleich ein neues souveränes Subjekt entstehen zu lassen: einen militärisch überlegenen Nationalstaat (›Supermacht‹) in der Funktion eines »Empire«. Wodurch wäre das Empire – im Unterschied zum Territorialstaat klassischen Typs, aber eben auch zum Imperium oder Reich – zu definieren? Kurz gesagt, durch ein ihm zugrundeliegendes Paradox: Das Empire ist durch den Willen definiert, einer Weltgesellschaft, von der uns die Soziologen erklären, dass sie keine Adresse haben kann, weil sie unrepräsentierbar ist, ein flexibles militärisches Interventionsregime zur Seite zu stellen, das sich nur negativ, in der Abwehr von Störungen, Risiken und äußersten Gefährdungslagen manifestiert. Dieses Empire steht mithin keineswegs in der Nachfolge Roms, weil sein Nomos nicht der der ›dauernden Bindung‹ durch Verträge und Bündnissysteme ist: »Es geht im wesentlichen um Grenzziehung und gerade nicht um Bindung und Verbindung.«²⁸

AUSNAHME, EXKLUSION UND BLOßES LEBEN

Giorgio Agamben hat darauf insistiert, die Souveränität als einen Beziehungs-begriff zu denken und nicht als Ausdruck der Kraft oder Potenz des Souveräns, also als das Recht des Stärkeren zu verstehen. An einem so verstandenen Souverän, sagen wir: an den USA heute, ist nicht so sehr gefährlich, was die Medien unablässig beschwören, wenn sie von der einzig verbleibenden Supermacht sprechen; wie groß eine Macht auch immer sein mag, welche Gewaltmittel sie auch immer ihr eigen nennt: nicht Macht und Gewalt als solche konstituieren den Souverän,

sondern die ihrer Anwendung vorausgehende Bereitschaft, durch rechtsetzende Akte außerhalb des Rechts (des profanen ebenso wie des religiösen) einen Ort zu schaffen, der nicht einfach von der Rechtsordnung abgetrennt und ihr gegenüber indifferent ist, sondern der zu dieser Rechtsordnung zugleich eine äußerst intensive Beziehung unterhält, die Agamben nach dem juristischen Modell des Banns bzw. der Verbannung konzipiert:

Die Ausnahmebeziehung ist eine Beziehung des Banns. Tatsächlich ist der Verbannte ja nicht einfach außerhalb des Gesetzes gestellt und von diesem unbeachtet gelassen, sondern von ihm verlassen [abbandonato], das heißt ausgestellt und ausgesetzt auf der Schwelle, wo Leben und Recht, Außen und Innen verschwimmen.²⁹

Schmitts Begriff der Ausnahme ist deshalb zur Beschreibung der aktuellen weltgesellschaftlichen Lage besonders geeignet, weil die Ausnahme den Akt einer äußersten Exklusion (einer ›Herausnahme‹ oder *exceptio* von der Normalität) bezeichnet und zwar vor dem Hintergrund einer Situation, in der die Unmöglichkeit jeder effektiven Externalisierung oder räumlichen Ausgliederung von Bevölkerungen allgemein zu Bewusstsein gekommen ist. Gerade weil Schmitt das konkrete Subjekt der souveränen Entscheidung offen lässt, stellt er auf eine konkrete Situation ab, in der eine Weltgesellschaft³⁰ permanent damit beschäftigt ist, das alte national definierte Staatensystem durch neue ökonomisch und kulturell definierte Grenzziehungen und Zugehörigkeitsregeln zu ersetzen, die Inklusions- von Exklusionszonen trennen. Schmitt bezieht das Problem der Souveränität von vornherein auf die Unterscheidung von Ausnahme und *Normalität*, wobei er Normalität zwar als juristischen Begriff versteht, aber von *Normativität* strikt unterschieden wissen will. Von Anfang an macht er unmissverständlich klar, dass der Souverän, indem er über den Ausnahmezustand entscheidet, über die Definition und Wiederherstellung der Normalität entscheidet. Normalität als solche ist für Schmitt Inhalt und Gegenstand der souveränen Entscheidung, wobei er diese Normalität, für einen Staatsrechtslehrer einigermaßen ungewöhnlich, auf die »normale Gestaltung der Lebensverhältnisse«³¹ bezieht, die er auch als »ein homogenes Medium« bezeichnet³²: allesamt Bezugsgrößen, die man kaum als »säkularisierte theologische Begriffe« verstehen wird, auf die Schmitt ja dann – im dritten Kapitel – alle prägnanten Begriffe der modernen Staatslehre« zurückführt.³³ Die Lehre von der Souveränität, wie sie Schmitt im Untertitel seiner Schrift ankündigt, sprengt offenbar den Rahmen einer (modernen) Staatslehre. Über Jahrhunderte war die souveräne Gewalt an den alltäglichen Manifestationen

des Lebens einer Bevölkerung uninteressiert, was sich erst in jenem historischen Augenblick ändert, als das bloße Leben des ›gemeinen Volkes‹ aufhört, nur der abstrakte Bezugspunkt politischer Legitimationstheorien zu sein, sondern zur Zielscheibe einer permanent intervenierenden und seinen Wert abschätzenden Machttechnologie wird.

SCHANDKLASSE

Moderner Macht, so Foucault, »geht es nicht mehr darum, auf dem Feld der Souveränität den Tod auszuspielen, sondern das Lebende in einem Bereich von Wert und Nutzen zu organisieren«³⁴. Diese These ist sowohl wahr als auch falsch. Sie ist wahr, insofern »eine normale Gestaltung der Lebensverhältnisse«, wie Schmitt schreibt, zum zentralen Einsatzfeld dieser Macht wird. Sie ist falsch, insofern sie die Fortdauer des souveränen Registers innerhalb des Feldes moderner Normalisierungsprozesse ignoriert. Die moderne Macht wirkt disziplinierend, indem sie Individuen permanent entsprechend ihren Fähigkeiten ›testet‹ und bewertet. Aber in letzter Instanz »wird schließlich die äußerste Grenze gegenüber dem Anormalen gezogen«, als »Unterschied zu allen übrigen Unterschieden«, wie Foucault schreibt.³⁵ Und diese Differenz, die alle anderen Differenzen regiert, bringt einen Begriff des Politischen ins Spiel, der nach Schmitt auf die Unterscheidung von Freund und Feind zurückgeführt werden muß. »Man könnte sagen«, schreibt Étienne Balibar, »dass sich für Schmitt die Souveränität immer auf einer Grenze erhebt und vor allem in der Auferlegung von Grenzen bewährt.«³⁶ Die Individuen in einem Bereich von Wert und Nutzen zu verteilen ist keine Alternative, wie Foucault anzunehmen scheint, zur Errichtung oder Auferlegung einer Grenze, »die die gehorsamen Untertanen von den Feinden des Souveräns scheidet«.³⁷ Und zwar deshalb nicht, weil die Verteilung der Individuen um eine Norm herum (entsprechend ihren kognitiven Fähigkeiten und ihrer ›moralischen Verfassung‹) sofort die Frage aufwirft, was mit denen zu geschehen hat, die aus Sicht derer, die den Differenzierungsraum der normalverteilten Individuen verwalten, als ›unbrauchbar‹ oder sogar als ›gefährlich‹ betrachtet werden.

Die Normalisierungsmacht, so Foucault, erzeugt an den Grenzen ihres Einzugsgebiets unweigerlich ›anormale Populationen‹, Individuen, die Foucault symbolisch unter die Kategorie ›Schandklasse‹ subsumiert, was uns mit Blick auf die aktuelle weltpolitische Lage unmittelbar zu den Terroristen, Tyrannen und Schurkenstaaten bringt, die die politische Einbildungskraft der souveränen

Macht und der in ihrem Einzugsbereich lebenden Menschen bevölkern. Die *National Security Strategy* unterscheidet daher zwischen Freunden (»allies«), rivalisierenden »Großmächten« (Rußland, China) und Feinden, die in jeder Hinsicht als »anormal« charakterisiert werden (obwohl man doch noch vor zwei Jahrzehnten mit ihnen verbündet war).³⁸ Die *Security Strategy* schafft also ein globales Feld des Vergleichs von Mächten, einen Differenzierungsraum, der die Position jedes einzelnen politischen Akteurs zu markieren gestattet: die USA und ihre Verbündeten, Russland (»in the midst of a hopeful transition«), China (macht Fortschritte, aber weiterhin eine potentiell aggressive Großmacht) und am Ende der Skala die abnormen oder anormalen Akteure (»shadowy networks of individuals« und »rogue states«),³⁹ ehemalige »Freiheitskämpfer«, deren einziger Fehler es war, von ehemaligen Kämpfern für die Freiheit zu Kämpfern gegen die Freiheit zu mutieren. Normalisierungsmacht individualisiert, »da sie Abstände mißt, Niveaus bestimmt, Besonderheiten fixiert und die Unterschiede nutzbringend aufeinander abstimmt.«⁴⁰ Das trifft zu für das vielfältig gestaffelte Feld, das aus Sicht des Souveräns für prinzipiell normalisierungsfähig gehalten wird. Aber diejenigen, die normalisierbar sind, müssen von denen getrennt werden, die der Normalität, ihrem Versprechen wie ihrer Drohung, zu widerstehen bereit sind, so als wäre es ihr böser Wille, in der »Schandklasse« zu bleiben, so als hätten sie es sich ausgesucht, dieser Klasse anzugehören und von Anfang an auf jede Option, in das System der Normalitätsklassen aufgenommen zu werden und in diesem System »ihren Weg zu machen«, verzichtet.

Nach Schmitts Definition manifestiert sich Souveränität allein im Ausnahmezustand, in der »extremen Situation«, die aus Sicht der globalisierten Normalität jener wachsende soziale und kulturelle *Rest* darstellt, der nicht normalisierbar ist: das Wuchern der Krisenherde, die unabsehbare Vermehrung der militärischen Engagements. Als Konsequenz aus dieser Einschätzung der weltpolitischen Lage betont die neue Sicherheitsstrategie, dass »our security environment has undergone profound transformation«⁴¹, eine Formulierung, die sich auf den Subjektstatus der neuen Feinde bezieht. Diese Feinde gehören zur Schandklasse, weil sie, paradox genug, nicht über die militärischen Fähigkeiten verfügen, die den früheren Feind im Kalten Krieg so stark und unbesiegt machte, so dass ein Krieg gegen ihn nicht geführt werden konnte. Die neuen Feinde werden als Ausnahme-feinde betrachtet, weil sie gewillt sind »to obtain destructive powers hitherto available only to the world's strongest states«.⁴² Es ist die *Normalität des Feindes* als solche, die in der neuen Sicherheitsstrategie auf dem Spiel steht. Die Ausnahmebeziehung, die die Struktur der Souveränität bestimmt, ist nicht länger durch die Existenz eines unversöhnlichen Antagonismus gekennzeichnet, der sich in ei-

nem Zwei-Blöcke-System institutionalisieren lässt, sondern manifestiert sich in einer radikalen Asymmetrie. Die sogenannte *Neue Weltordnung*, deren Durchsetzung sich heute vor unseren Augen abspielt, folgte einer internationalen Ordnung, die metaphorisch als Gleichgewicht des Schreckens beschrieben wurde. Deshalb konnte das Verhältnis zwischen den beiden Supermächten zu keinem Zeitpunkt als eine *Ausnahmebeziehung* behandelt werden, weil man sich zwar wechselseitig das Unrecht vorhielt, das man in den jeweiligen Einflusszonen beging, aber doch niemals den Antagonisten *hors la loi* setzen konnte. Selbst auf dem Höhepunkt des Wettrüstens riss der heiße Draht zum ›Reich des Bösen‹ nicht ab.

DIE DOPPELTE EXKLUSION ODER DIE ZWEI PHASEN DES BANNS

Agamben beschreibt die Struktur des souveränen Banns mit der Formel der Anwendung des Rechts durch seine Abwendung. Was in den 90er Jahren, nach dem Zusammenbruch des alten Gleichgewichts, dem soziologischen Betrachter auffallen musste, war die Auswirkung einer *ersten Phase* des Banns. Das Weltsystem ›implodierte‹ und setzte stärker als je zuvor Exklusionsphänomene, weniger vornehm: Elend in einer nie da gewesenen Weise frei, wobei ›Elend‹ sich keineswegs auf materielle oder physische Depravation beschränkt, sondern die symbolische und politische Entmachtung aller Diskurse und Praktiken, die Alternativen innerhalb des Weltsystems offen hielten, mit einschließt. Exklusionszonen waren in dieser Phase nicht länger das unzweideutige Ergebnis von ökonomischer Ausbeutung und politischer Repression – es gab in diesem Teil der Welt, einem Wort Niklas Luhmanns zufolge, nichts, was sich auszubeuten und zu beherrschen gelohnt hätte⁴³ –, sondern ein Zustand, der sich in bestimmten Regionen der Weltgesellschaft herstellte, die sich selbst überlassen und damit ermutigt wurden, einen *eigenen* ›nationalen‹, ›ethnischen‹ oder religiösen Entwicklungspfad zu beschreiten. Indem diese Nationen von der Weltgesellschaft *systemfunktional* ausgeschlossen wurden d. h. nicht länger in einer substantiellen Weise an den global operierenden sozialen Funktionssystemen teilnehmen konnten und damit medial als ›anormal‹ oder nicht-normalisierbar behandelt wurden, neigten sie dazu, den Mechanismus der Exklusion, dem sie unterlagen, zu ihren eigenen Gunsten zu nutzen, indem sie über den ›inneren Feind‹ entschieden. Der Exklusionsmechanismus wird gewissermaßen von der globalen Ebene – genauer: der Schnittstelle zwischen Weltgesellschaft und Einzelstaat – auf die lokale Ebene – genauer: die Schnittstelle zwischen Nationalstaat und bestimmten Bevölkerungsgruppen, die aus dem nationalen Konsens herausdefiniert werden – weiter-

gereicht. Der Staatsapparat wird unter diesen Umständen nicht länger dazu verwendet, den *national cake* umzuverteilen und damit den inneren Zusammenhalt der Gesellschaft zu sichern, sondern, um jenen Bürgern den Krieg zu erklären, die offiziell für den ›nationalen Niedergang‹ verantwortlich gemacht werden. Wir haben es, systemtheoretisch gesprochen, mit einem *re-entry*-Effekt zu tun: Die Exklusion wird auf das Resultat ihrer Operation angewendet, der abgespaltene Teil der Weltgesellschaft spaltet sich selbst noch einmal entlang einer Linie von Freund und Feind.⁴⁴

Dieser Mechanismus der Duplizierung der Ausnahme – Bevölkerungsteile werden aus einem bestimmten (hegemonialen) Konsensmodell ›herausgenommen‹ und zu Feinden erklärt –, ist das eigentliche Bezugsproblems der Arbeiten Schmitts nach der *Politischen Theologie*. Carl Schmitts Feind ist der *innere* Feind, also dem vielzitierten Dichtervers entsprechend: unsere gestaltgewordene eigene Frage. Für den Diskurs der Staatsrechtslehre, dem Schmitt zuzurechnen ist, war es eine Selbstverständlichkeit, dass die Souveränität dem Staat vorbehalten sein musste. Schmitt definiert dagegen, wie wir gesehen haben, den Souverän ohne jede Bezugnahme auf ein institutionelles Subjekt oder eine ›normale‹ Körperschaft. Das Subjekt der Souveränität bleibt bewusst unbestimmt. Diese De-Institutionalisierung und De-Lokalisierung des Souveräns reflektiert eine historische Situation, in der Staaten in verschiedenen ›unterentwickelten‹ oder ›entwicklungsblockierten‹ Regionen der Welt nicht länger in der Lage sind, die ›Wohlfahrt‹ bzw. ein bestimmtes Existenzniveau ihrer Bürger zu garantieren und sich daher in Waffen verwandeln, die im extremen Fall gegen als nutzlos oder gefährlich markierte, aus dem staatspolitischen Konsens herausdefinierte Teile der eigenen Bevölkerung eingesetzt werden. Mir scheint nun viel dafür zu sprechen, dass es eine Zone der Ununterscheidbarkeit zwischen den ›Verliererstaaten‹ der Weltgesellschaft gibt, die Teile ihrer Bevölkerung ausschließen (indem sie sie von allen Ressourcen abtrennen), weil man sie für *unrepräsentierbar* hält, und einer imperial agierenden Supermacht, die die Wiederherstellung von globaler Normalität durch die militärische Exklusion jener Verliererstaaten zu garantieren verspricht, die die fiktive Weltgemeinschaft stören.

DIE EINSAMKEIT DES SOUVERÄNS

Die neue Sicherheitsstrategie der Vereinigten Staaten verrät eine gewisse, verzweifelte Entschlossenheit, die untrennbar von der Position des Souveräns ist, der sich nicht zufällig über den *Ernstfall* definiert. Der klassische Souverän han-

delte entweder im Namen Gottes oder des Volkes. Souveränität war, wie gesagt, eingebettet in eine symbolische Struktur, die die Bezugnahme auf einen fundamental Abwesenden vorschreibt: »Im Namen des ...«. Es verdient auch berücksichtigt zu werden, dass die Figur des Souveräns im internationalen Recht eine Pluralität von Souveränen voraussetzt, was, von einem logischen Standpunkt aus, einigermaßen paradox erscheint. Souveräne agieren ›im Konzert‹. Was dagegen für den Souverän vom Typ Schmitt charakteristisch ist, ist seine erklärte Bereitschaft, um die zentrale Wendung der *Security Strategy* aufzugreifen, im Ausnahmefall, wenn es die konkrete Situation erfordert, »allein zu handeln« (*to act alone*), also sich über jedes Recht und im Grunde auch über jede Politik hinwegzusetzen, sofern Politik, griechisch gesprochen, die »›idiotische‹ Beschränktheit« überwindet und nur im Modus des »Zusammenhandelns« (*acting in concert*) existieren kann.⁴⁵

Eine reine Souveränität ist unteilbar, oder sie ist nicht: das haben sämtliche Theoretiker der Souveränität zu Recht erkannt, und das ist es, was der Souveränität den Charakter einer Ausnahme aus reiner Deziision verleiht, von der Schmitt spricht. Diese Unteilbarkeit entzieht sie prinzipiell der gemeinsamen Teilhabe ebenso wie der Zeit und der Sprache. Der Zeit, der Verzeitlichung, der sie unablässig ausgesetzt ist, und somit paradoxerweise der Geschichte.⁴⁶

Das souveräne Subjekt, das die *Security Strategy* konstruiert, sieht sich einer absoluten Bedrohung ausgesetzt, die es dazu zwingt, sich in das »punktförmige Ereignis einer Ausnahmeentscheidung ohne zeitliche und historische Ausdehnung«⁴⁷ zusammenzuziehen. Souverän ist daher, wer nicht zögert, allein zu handeln und auch das Risiko in Kauf nimmt, sich in eine Zone hineinzumanövrieren, die Schmitt in seinen Arbeiten zum *Ius Publicum Europaeum* als »beyond the line«⁴⁸ bezeichnet. Schmitt bestimmt den Souverän unter republikanischen Bedingungen als *Aktionskommissar* und erläutert diesen Begriff mit dem Hinweis, dass sich die von einem solchen Kommissar angeordneten Maßnahmen einer rechtlichen Betrachtung entziehen, weil sie sich einzig am Kriterium der faktischen Bewältigung einer konkreten Situation messen lassen wollen. Die »Aktion« oder »Tathandlung« dessen, der über Ausnahmebefugnisse verfügt, konstituiert einen Raum reiner politischer Faktizität und ist daher »in ihrem Kern einer Rechtsförmigkeit nicht zugänglich.«⁴⁹ In seiner späten völkerrechtsgeschichtlichen Arbeit über den *Nomos der Erde* beschreibt Schmitt am Beispiel der Eroberung der Neuen Welt die Entstehung eines solchen ›freien‹ Raums, der sich

jenseits der Linie, *beyond the line*, erstreckt: »Die Freiheit besteht darin, daß die Linie einen Bereich freier und rücksichtsloser Gewaltanwendung ausgrenzt«⁵⁰. Es entstand die Vorstellung, so Schmitt weiter, »daß alles, was ›jenseits der Linie‹ geschieht, überhaupt außerhalb der rechtlichen, moralischen und politischen Bewertungen bleibt, die diesseits der Linie anerkannt sind.«⁵¹ »Afghanistan has been liberated; coalition forces continue to hunt down the Taliban and al-Qaida.«⁵² Die in der Sicherheitsdoktrin verwendete Sprache aus dem Bereich des Jagdwesens belegt das Ausmaß, in dem die Praxis der militärischen ›Schläge‹ in ihren Verfahrensweisen sich die Logik des terroristischen Vernichtungswillens zu eigen macht. Mit dem Feind ist man in nichts einig außer in der Bereitschaft zur Ausgrenzung einer Kampfzone, in der rechtlich freigesetzte Gewalten aufeinander treffen. Der letzte Grund für den Legitimationsbedarf moderner Politik sieht Niklas Luhmann in einem für sie *konstitutiven* Sachverhalt: »Er liegt in der Notwendigkeit, Gewalt gegen Gewalt einzusetzen, Gewalt durch Gewalt austreiben zu müssen.«⁵³ Und Luhmann fährt fort: »Man kann also davon ausgehen, dass dies Problem virulent bleibt, in welchen semantischen Formen auch immer darauf reagiert wird. Die Behauptung von Gewalt zur Austreibung von Gewalt ist immer schon die Behauptung legitimer Gewalt.«⁵⁴ Warum besteht die politische Notwendigkeit darin, Gewalt nicht einfach zu unterbinden, sondern *auszutreiben*, also zu exorzieren? Und was ist von einer politischen Strategie zu halten, die offen ankündigt, ihren Legitimitätsbedarf nicht länger in den dafür vorgesehenen legalen Formen, sondern durch die Zurschaustellung ihrer Souveränität zu decken?

DIE LIBERALE POSITION

Dass liberale Demokratie und Diktatur absolute Gegensätze sind, gehört zu den liberalen Gemeinplätzen westlicher politischer Überzeugungen. Jede unbegrenzte Macht, so steht es in den Verfassungslehrbüchern zu lesen, ist mit der liberalen Ordnung unvereinbar, die der Macht misstraut und sie daher in einem ausgeklügelten System von *checks and balances*, einem »System umschriebener Kompetenzen«⁵⁵ organisiert. Wenn die politische Gewalt schon unvermeidbar ist, dann soll sie wenigstens geteilt und unterschieden werden. Das heißt aber auch, um aus der *Verfassungslehre* Carl Schmitts zu zitieren: »Der Staat selbst, der kontrolliert werden soll, wird in diesem System vorausgesetzt.«⁵⁶ Er wird nicht von ihm hervorgebracht. Wenn er sich dann doch einmal, selbst unter liberalen Bedingungen *als solcher* manifestiert, ist der Schrecken oder doch die Verwunderung groß. Passt das noch in unsere Zeit? Ist das nicht ein Rückfall ins heroische Manage-

ment auf weltpolitischer Ebene? Schmitt selbst hat das entscheidende Argument gegen den Liberalismus in seiner Unfähigkeit gesehen, die Wiederkehr des politisch Verdrängten zu denken. Sein neokantianischer Gegenspieler Hans Kelsen wird von ihm mit der Bemerkung ridiculisiert, er löse das Problem der Souveränität dadurch, »dass er es negiert«. Schmitt zitiert aus Kelsens Schrift *Problem der Souveränität* einen Satz, den er voller Verachtung als den »Schluss seiner Deduktionen« bezeichnet: »Der Souveränitätsbegriff muss radikal verdrängt werden.«⁵⁷ Aber warum muss etwas radikal verdrängt werden, was es nach liberalen Voraussetzungen oder Wünschen eigentlich gar nicht geben darf? Merkwürdigerweise bezieht Schmitt in die Vorgeschichte dieser liberalen Verdrängung der Souveränität auch den philosophischen Ahnen des Liberalismus, John Locke, ein, wenn er in der *Politischen Theologie* schreibt: »Der rechtsstaatlichen Doktrin Lockes und dem rationalistischen 18. Jahrhundert war der Ausnahmezustand etwas Inkommensurables.«⁵⁸ Nun erinnern aber die Autoren der *Security Strategy* daran: »Legal scholars and international jurists often conditioned the legitimacy of preemption on the existence of an immanent threat«⁵⁹. Obwohl das Papier, das nicht zu wissenschaftlichen Zwecken abgefasst wurde, keinen Namen nennt, können wir ruhig den John Lockes anführen, der die Problematik von Souveränität und Ausnahmezustand im Abschnitt über die »Prärogative« seines *Second Treatise of Government* (1690) behandelt. Den Kern der souveränen Entscheidung hatte Schmitt in der »Befugnis, das geltende Gesetz aufzuheben – sei es generell, sei es im einzelnen Fall«,⁶⁰ lokalisiert. Die Prärogative der exekutiven Gewalt, wie sie Locke definiert, erfüllt zweifellos Schmitts Kriterium eines konstitutiven »Grenzbegriffs«: »Diese Macht, ohne Gesetzesvorschrift – bisweilen sogar gegen das Gesetz – zum öffentlichen Wohl nach dem eigenen Ermessen zu handeln, bezeichnen wir als Prärogative.«⁶¹

Im selben historischen Augenblick, in dem die Welt zum Gegenstand eines unwiderstehlichen kulturellen, ökonomischen und politischen Prozesses der Derterritorialisierung wird, insistiert die exekutive Gewalt der Vereinigten Staaten in einem für viele überraschenden Maße auf den *Spielraum* der Prärogative, indem sie sich vorbehält, von bestimmten Zonen der Welt, in denen sie feindliche Aktivitäten vermutet oder unterstellt, alles Recht zurückzuziehen, um sie in rechtsfreie Räume bzw. in Räume minderen oder »besonderen« Rechts zu verwandeln: »therefore«, schreibt Locke, »there is a latitude left to the executive power, to do many things of choice which the laws do not prescribe«.⁶² Souverän ist, wer um sich herum einen leeren Raum erzeugt, der vollständig überwacht und kontrolliert werden kann. Was die Lektüre des Strategiepapiers so beklemmend macht, ist das Ausmaß, in dem seine Autoren sich, mit Elias Canetti gesprochen, in die

»Ursituation der Paranoia« hineinphantasieren, die Canetti so beschreibt: »Das Gefühl, umstellt zu sein von einer Meute von Feinden, die es alle auf einen abgesehen haben, ist ein Grundgefühl der Paranoia.«⁶³ Für den Souverän ist kennzeichnend, was Canetti das »*Positionsgefühl*«⁶⁴ nennt: »Immer geht es darum, eine exaltierte Stellung zu verteidigen und zu sichern.«⁶⁵ Der Souverän *steht* wie ein Turm. Die für die neue weltpolitische Phantastik zentrale Figur des Zusammenspiels von Schurkenstaaten und im Verborgenen operierenden Terroristennetzwerken verweist auf das konspirative Szenario der Umstellung, das nicht so sehr durch die bloße Zahl oder die Größe der Feinde definiert ist, die einem gegenüberstehen, als vielmehr durch die Perfidie des Komplotts: »Sein Hauptfeind wird sich nie damit begnügen, ihn allein anzugreifen. Er wird immer eine gehässige Meute gegen ihn aufzuregen suchen und sie im richtigen Augenblick auf ihn loslassen.«⁶⁶

Aber in einer Weltgesellschaft multipliziert die souveräne Entscheidung, die bestimmte Gebiete oder Zonen der Welt für eine unbestimmte Zeit von ihr abtrennt, um die in ihr vermutete Gefährlichkeit einzuschließen, die Räume, in denen Ordnung nur mehr durch den fortgesetzten Einsatz militärischer oder paramilitärischer Gewalt und neuer, neo-kolonialer Regierungsformen aufrechterhalten werden kann. Und diese neuen Regierungsformen basieren paradoxerweise nicht auf der Beseitigung, sondern auf der Aufrechterhaltung des Ausnahmezustandes, über den der Souverän zu entscheiden beansprucht. Denn dieser Ausnahmezustand, daran sei noch einmal erinnert, ist Carl Schmitt zufolge »immer noch eine Ordnung, wenn auch keine Rechtsordnung«.⁶⁷ Souverän ist nicht derjenige, der das Chaos oder den rechtsfreien Raum durch die Rechtsordnung ersetzt, sondern derjenige, der eine bestimmte Ordnung, ein bestimmtes Ordnungs- oder Sicherheitsniveau *im* Ausnahmezustand gewährleistet. Der Ausnahmezustand liegt, topologisch gesprochen, *zwischen* Chaos und Rechtsordnung: »Die zwei Elemente des Begriffes ›Rechts-Ordnung‹ treten hier einander gegenüber und beweisen ihre begriffliche Selbständigkeit.«⁶⁸ In der »Vorbemerkung« zu seiner Schrift über *Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus* (1926) fasst Schmitt das ganze Spektrum der (außen-)politischen Strategien zusammen, mit denen der Ausnahmezustand im Weltmaßstab regierbar gemacht und damit auf Dauer gestellt wird:

Der moderne Imperialismus hat zahlreiche neue, der wirtschaftlichen und technischen Entwicklung entsprechende Herrschaftsformen herausgebildet, die sich in demselben Maße ausdehnen, wie sich innerhalb des Mutterlandes die Demokratie entwickelt. Kolonien, Protektorate, Man-

date, Interventionsverträge und ähnliche Formen der Abhängigkeit ermöglichen es heute einer Demokratie, eine heterogene Bevölkerung zu beherrschen, ohne sie zu Staatsbürgern zu machen, sie von dem demokratischen Staate abhängig zu machen und doch gleichzeitig von diesem Staate fernzuhalten. Das ist der politische und staatsrechtliche Sinn der schönen Formel: die Kolonien sind staatsrechtlich Ausland, völkerrechtlich Inland.⁶⁹

ROGUES STATES, STATES OF CONCERN

Kann es gelingen, eine dauerhafte weltpolitische Ordnung auf den Kampf gegen die Schurkenstaaten zu gründen? Diese Frage hat sich zuletzt Jacques Derrida in seinem lapidar *Schurken* benannten politischen Traktat gestellt – und sie, entgegen allen rhetorischen Bemühungen unserer gegenwärtigen weltpolitischen Strategen und Rhetoren – verneint. Zu keinem Zeitpunkt ist es gelungen, die Demokratie, also die Herrschaft des Volkes, von dem auf ihr lastenden Verdacht zu befreien, dass sie letztlich eine Herrschaft der Schurken ist, dass es Leute mit liederlichem Lebenswandel, zweifelhaften Sitten und, nicht zuletzt, (zu) wenig Vermögen sind, die in einer Demokratie den Ton angeben. Demokratien begünstigen das Zusammenleben von Leuten, die leben möchten, wie sie wollen: »Von daher folgt«, schreibt schon Aristoteles, »daß man sich nicht regieren läßt, am besten von überhaupt niemandem, oder dann doch nur abwechslungsweise.«⁷⁰ Die Demokratie ist der Name für eine Gemeinschaft, die im unaufhebbaren Streit mit der institutionellen Gliederung einer politischen Ordnung existiert und daher weder an den Grenzen von Staaten oder ›Zivilisationen‹ endet noch auch ein moralisches oder korporatives Kriterium als Bedingung der Zugehörigkeit durchzusetzen versucht.⁷¹ Für die Vormacht des heutigen Empire gilt im übrigen, was bereits Livius im Rahmen der römischen Gründungslegende von Romulus zu berichten wusste, der, um zu gewährleisten, dass die

Größe der Stadt nicht sinnlos wäre und um Massen anzulocken – nach dem uralten Konzept aller Städtegründer, die in Menge Gelichter und minderwertiges Volk an sich zogen und dann vorzugeben pflegten, es sei ihnen aus der Erde entstanden [...] eine Freistatt [eröffnete]: Dorthin flüchtet nun alles haufenweise ohne Unterschied, ob einer frei war oder Sklave, was immer auf Änderung seiner Lebensweise aus war: Und dies ist der ursprüngliche Kern der anhebenden Größe Roms gewesen.⁷²

Eine Demokratie kann per definitionem niemals gegen Schurken gegründet oder »stabilisiert« werden, weil sie ihre Existenz und Macht den Überläufern verdankt, »Gelichter und minderwertigem Volk«, die die politische Ordnung ihrer »Herkunftsländer« verstoßen hat und die nun als Staatenlose zirkulieren.⁷³ Die Ambivalenz aller Versuche, das Volk der Demokratie in ein verfassungsrechtliches Subjekt zu verwandeln und es, wie vormals den König, mit einem zweiten, unsterblichen Körper auszustatten, besteht darin, dass auf diese Weise seine unaufhebbare innere Spaltung verleugnet (die im Falle Roms mit Hilfe der Unterscheidung von *populus* und *plebs* institutionalisiert wurde) und der Realfiktion eines einzigen und ungeteilten Volkes geopfert wird, um den nicht-integrierbaren »Rest« sich selbst zu überlassen oder gewaltsam zu beseitigen. Nicht erst seit den terroristischen Attentaten unserer Tage beanspruchen demokratische Regierungen Ausnahmefugnisse, um einer Gefahr zu begegnen, die nicht von gegnerischen Armeen ausgeht, sondern von politischen Akteuren, denen man nicht nur jede Legitimität, sondern auch jede kommunikative Erreichbarkeit abspricht. Die Figur des unabschreckbaren Feindes tritt die Nachfolge des »Sittenmonsters« an, das um 1800 die politische Schauerliteratur durchquert. In seiner Diskursgeschichte des Sittenmonsters zeigt Foucault, dass es sich in der Schauerliteratur in zwei Typen verkörpert, die im Diskurs der *Security Strategy* überraschenderweise, zeitgemäß aktualisiert, wiederkehrt:

Einerseits als Monster qua Machtmißbrauch: als Fürst, als Herr, als falscher Priester und schuldiger Mönch. In derselben Schauerliteratur finden wir aber auch das Monster von unten, das Monster, das wieder zur wilden Natur wird, den Banditen, den Mann aus den Wäldern, die Bestie mit dem grenzenlosen Trieb.⁷⁴

»Die Schauerromane müssen als politische Romane gelesen werden«⁷⁵ – diese Maxime Foucaults müssen wir umkehren und das Papier, das die außenpolitischen Leitlinien der US-Regierung im »Kampf gegen den Terrorismus« formuliert, als einen Schauerroman lesen, in dem Tyrannen und terroristische Banditen über alle sozialen und kulturellen Grenzen hinweg, die sie voneinander trennt, ihre Komplote zur Zerstörung der »zivilisierten Welt« schmieden. Seinen Höhepunkt erreicht der Schauer an jener Stelle, wo die Monstrosität des Feindes sich zur Figur des Anormalen wandelt, dessen Taten nicht länger der Mechanik der kalkulierbaren Interessen gehorchen und damit eine spezifische »Dynamik des Unwiderstehlichen«⁷⁶ bezeugen, die dem Wahnsinn gleichkommt. »We know from history that deterrence can fail; and we know from experience that some

enemies cannot be deterred.«⁷⁷ Als politische Subjekte kommen solche Täter nicht in Frage, denn, ganz gleich welche Motive ihnen zugeschrieben werden können oder sie sich selbst zuschreiben mögen, für die Autoren der *Security Strategy* und die Medienöffentlichkeit steht fest, dass solche Motive zu den begangenen Taten allesamt im Verhältnis des unzureichenden Grundes stehen. Das Zentrum des Terrors ist leer. Die äußerste Gefahr droht nicht länger von denen, die über die größte militärische Kraft verfügen, sondern von denen, deren Taten des einsichtigen Grundes ermangeln. Obwohl alles an den begangenen Taten die Klarsichtigkeit der Täter offenbart, handeln sie mit einer Konsequenz, die beständig Zweifel an ihrer Zurechnungsfähigkeit nährt. Der Wahnsinn und die Besessenheit dieser Täter manifestiert sich aus dieser Perspektive am deutlichsten in der Missachtung des zentralen Prinzips, das die Vernunft handlungsfähiger Subjekte gewährleistet: das Prinzip der Selbsterhaltung. Was die Juristen zu Beginn des 19. Jahrhunderts an der Dynamik einer interesselosen Tat so irritierte, war die Widerlegung des fundamentalen Axioms, das die Ökonomie des damaligen gesamten Strafsystems garantierte. Foucault formuliert es so: »In jedem Fall wird jemand, der zwischen seinem eigenen Tod und dem eines anderen schwankt, immer auf den Tod seines Feindes verzichten, um sein Leben zu retten.«⁷⁸

Die Logik der Präventivmaßnahmen, der sich die neue Sicherheitsdoktrin vorbehaltlos verschreibt, vollzieht auf der Ebene großer Politik die Vorgehensweise jener im 19. Jahrhundert entstehenden innenpolitischen Sicherheitsdispositive nach, die sich zugute hielten, »Gefahren selbst dort wahrzunehmen, wo sie noch kein anderer sehen kann«. Der Schurke wird zum gefährlichen Individuum, dessen Gefährlichkeit darin liegt, dass er Verhaltensformen an den Tag legt, »die von sich aus in keiner Weise auf verbrecherische Züge schließen lassen«. Weil das Verbrechen »plötzlich, ohne Vorwarnung, so unvorhersehbar und grundlos hereinbricht«⁷⁹, muss man es bestrafen, bevor es geschehen ist, muss man nicht die Tat bestrafen und auch nicht den Täter, sondern die Tat in ihrem Möglichkeitsraum aufsuchen und dem virtuellen Täter zuvorkommen. Wir haben es im Falle des Kriegs gegen den Terrorismus also nicht einfach mit einer Form der Moralisierung der Weltinnenpolitik zu tun, sondern mit ihrer Pathologisierung. Die hegemonialen Mächte nehmen den »Wahnsinn des Tötens«⁸⁰, der sich in terroristischen Akten manifestiert, zum Anlass, um gegen Staaten vorzugehen, deren politische Gefährlichkeit sich nicht so sehr an tatsächlichen internationalen Normverstößen ablesen lässt als vielmehr am Mangel einer internen funktionellen Regelmäßigkeit, die man symbolisch als prekäre ›Schwäche‹ codiert: »Alles, was nach Unordnung, Undiszipliniertheit, Rastlosigkeit, Unbelehrbarkeit, Widerspenstigkeit, Mangel an Anteilnahme usw. aussieht«⁸¹, wird nunmehr bei

Bedarf zum Gegenstand einer souveränen Intervention. Was sich mit der nach den Ereignissen des 11. Septembers formulierten Sicherheitsdoktrin endgültig konstituiert hat, ist ein neuer Beschreibungs-, Analyse- und Disqualifizierungstyp, der die *politische Anomalie* als im Weltmaßstab reguläres Interventionsfeld erfordert.

Derrida ist daher zwar zuzustimmen, wenn er gegen die Rhetorik der *rogue states* darauf beharrt, dass es nicht Staaten gibt und dann noch Schurkenstaaten, sondern dass es nur Schurkenstaaten gibt, ausnahmslos, insofern eben die Entscheidung über den Ausnahmefall die Bedingung der Möglichkeit souveräner Staaten ist: »Der Staat ist schurkisch. Es gibt immer mehr Schurkenstaaten, als man denkt.«⁸² Der Gipfel der Schurkerei ist aus dieser Sicht dann erreicht, wenn sich ein Staat seinen Willen zur souveränen, unilateralen und damit unrechtmäßigen Aktion durch die mit der Wahrung des Völkerrechts beauftragte Institution der Vereinten Nationen bestätigen lässt: »Am 11. September wurden die Vereinigten Staaten von der UNO offiziell ermächtigt, als Schurkenstaat zu handeln, das heißt, alle für notwendig erachteten Maßnahmen zu ergreifen, um sich überall auf der Welt vor dem sogenannten ›internationalen Terrorismus‹ zu schützen.«⁸³ Staaten, die Souveränität beanspruchen, sind schlicht deshalb als Schurken anzusprechen, weil sie in bestimmten Situationen von dem Recht, das für sie bindend ist, ausgenommen werden wollen. Der Souverän ist dadurch definiert, dass er sich *hors la loi* bewegt – aber diese seine Gesetzlosigkeit hat zu unterschiedlichen historischen Epochen einen ganz verschiedenen Sinn. Was sich vor unseren Augen vollzieht, könnte man, wiederum mit einem Begriff Foucaults, als die Konstitution einer internationalen »Fürsorgemacht«⁸⁴ beschreiben, die die Gefahr selbst dort aufzuspüren weiß, wo sie kein Vernunftgrund und kein überprüfbares Tatsachenwissen (siehe den Fall der imaginären Massenvernichtungswaffen im Irak) bloßlegen kann. Derrida zitiert an einer Stelle seines Buches die ehemalige amerikanische Außenministerin Madeleine Albright, die den Ausdruck *rogue states*, kurz nachdem er schon einmal in der Ära Clinton in Umlauf gebraucht worden war, durch den der *States of concern* zu ersetzen empfahl:

Wie wäre *States of concern* getreu zu übersetzen? Sagen wir »Sorgenstaaten« [États préoccupants], Staaten, die uns viele Sorgen bereiten, aber auch Staaten, um die wir uns ernsthaft besorgen und kümmern müssen – behandlungsbedürftige Fälle, im medizinischen wie im juristischen Sinn.⁸⁵

- 1 Franz Kafka: Der Verschollene, in: Ders.: Gesammelte Werke in zwölf Bänden. Nach der kritischen Ausgabe hg. v. Hans-Gerd Koch, Frankfurt/M. 1994, S. 9.
- 2 Michel Foucault: Recht über den Tod und Macht zum Leben, in: Ders.: Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen, Frankfurt/M. 1977, S. 171.
- 3 Carl Schmitt: Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität. Nachdruck der 2. Aufl. von 1934, Berlin 1985, S. 11.
- 4 Carl Schmitt: Verfassungsrechtliche Aufsätze aus den Jahren 1924–1954. Materialien zu einer Verfassungslehre, Berlin 1958, S. 260.
- 5 Schmitt: Verfassungsrechtliche Aufsätze (Anm. 4), S. 261.
- 6 Schmitt: Politische Theologie (Anm. 3), S. 62.
- 7 Schmitt: Politische Theologie (Anm. 3), S. 63.
- 8 Étienne Balibar: Prolegomena zur Souveränität, in: Ders.: Sind wir Bürger Europas? Politische Integration, soziale Ausgrenzung und die Zukunft des Nationalen, Hamburg 2003, S. 220–252 (hier: S. 247).
- 9 Kafka: Der Verschollene (Anm. 1), S. 9.
- 10 Schmitt: Politische Theologie (Anm. 3), S. 49.
- 11 Schmitt: Politische Theologie (Anm. 3), S. 25.
- 12 Ernst Kantorowicz: Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters, München 1990. Zu einigen Gründen für Schmitts Nicht-Verhältnis zu Kantorowicz vgl. Friedrich Balke: Der verfemte Teil. Ernst H. Kantorowicz' *Kaiser Friedrich der Zweite*, in: Uwe Hebekus/Ethel Matala de Mazza/Albrecht Koschorke (Hg.): Das Politische. Figurenlehren des sozialen Körpers nach der Romantik, München 2003, S. 60–85.
- 13 Vgl. die Diskussion des Konzepts der »Référence souveraine« in: Pierre Legendre: *Le Désir politique de Dieu (Leçons VII)*, Paris 1988, S. 242 ff. Mit ihm bezeichnet Legendre den Sachverhalt, dass jeder institutionelle Akt, jeder Rechtsakt im Namen eines Dritten erfolgen muss: im Namen Gottes, im Namen des Königs, im Namen des Volkes etc. Der Legitimationsgrund einer Herrschaft ist aus dieser Perspektive zwar darstellbar, aber konstitutiv unverfügbar, weil sich in ihm eine Gewalt verbirgt, die sich in der Referenz (auf Gott, König, Volk, Nation, Klasse) verhüllt. Das Politische kann für Schmitt nur deshalb »das Totale« sein, weil es im 20. Jahrhundert seine Verankerung in einer absoluten Referenz verloren hat und sich über die Gesellschaft »verstreut«. Schmitt: Politische Theologie (Anm. 3), S. 7.
- 14 Schmitt: Politische Theologie (Anm. 3), S. 83.
- 15 Schmitt: Politische Theologie (Anm. 3), S. 11.
- 16 Schmitt: Politische Theologie (Anm. 3), S. 19.
- 17 Gilles Deleuze: Die Falte. Leibniz und der Barock, Frankfurt/M. 1995, S. 112.
- 18 Walter Benjamin: Ursprung des deutschen Trauerspiels, Frankfurt/M. 1978, S. 61. Die für das Barock nach Benjamin charakteristische »Verweltlichung«, die sich in beiden Konfessionen durchsetzte, führte nicht dazu, dass »die religiösen Anliegen ihr Gewicht« verloren hätten: »nur die religiöse Lösung war es, die das Jahrhundert ihnen versagte, um an deren Stelle eine weltliche ihnen abzufordern oder aufzuzwingen« (ebd., S. 60). Dieser Entzug der religiösen Dimension aus den öffentlichen Angelegenheiten, genauer: der »Ausfall aller Eschatologie«, ist die Bedingung der Möglichkeit für die Formierung eines eigenständigen politischen Systems, das sich nurmehr auf seine internen Entscheidungen gründet und dadurch seine spezifische Allmacht gewinnt. Der sich im Barockzeitalter durchsetzende »neue Souveränitätsbegriff« bezieht seine Legitimität daher aus dem »Ideal einer völligen Stabilisierung« eines von ratio und status denkbar weit entfernten Zustandes (ebd., S. 47 f.). Zur Problematik der Absperrung des Politischen von der religiös-symbolischen Dimension vgl. Albrecht Koschorke: Götterzeichen und Gründungsverbrechen. Die zwei Anfänge des Staates, in: Neue Rundschau 115 (2004), S. 40–55 (hier: S. 51 f.).
- 19 Deleuze: Die Falte (Anm.17), S. 114.
- 20 Deleuze: Die Falte (Anm.17), S. 114.
- 21 Deleuze: Die Falte (Anm.17), S. 112.
- 22 Benjamin: Trauerspiel (Anm. 18), S. 69.
- 23 The National Security Strategy of the United States of America, September 2002, unter: <http://www.whitehouse.gov/nsc/nss.pdf> (08. 04. 2004), S. iii.
- 24 Benjamin: Trauerspiel (Anm.18), S. 69.
- 25 Niklas Luhmann: Die Politik der Gesellschaft, Frankfurt/M. 2000, S. 361.

- 26 The National Security Strategy (Anm. 23), S. i.
- 27 Vgl. dazu: Friedrich Balke: Unbestimmte Rechtsbegriffe. Über das Verhältnis von öffentlichem Recht, Gewalt und Einbildungskraft am Beispiel Carl Schmitts, in: Klaus R. Scherpe/Thomas Weitin (Hg.): Eskalationen. Die Gewalt von Kultur, Recht und Politik, Tübingen/Basel 2003, S. 77–91.
- 28 So Hannah Arendt (Was ist Politik?, München 1993, S. 111) im Kontext ihrer Unterscheidung des römischen vom griechischen Gesetzesbegriffs.
- 29 Giorgio Agamben: Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben, Frankfurt/M. 2002, S. 39.
- 30 deren soziologische Realität Schmitt negativ als »Auflösung des Staates als einer in sich befriedeten, territorial in sich geschlossenen und für Fremde undurchdringlichen, organisierten politischen Einheit« charakterisiert. Carl Schmitt: Der Begriff des Politischen. Text von 1932 mit einem Vorwort und drei Corollarien, Berlin 1963, S. 47.
- 31 Schmitt: Politische Theologie (Anm. 3), S. 19.
- 32 »Die Norm braucht ein homogenes Medium.« Schmitt: Politische Theologie (Anm. 3), S. 19.
- 33 Schmitt: Politische Theologie (Anm. 3), S. 49.
- 34 Foucault: Recht über den Tod (Anm. 2), S. 171.
- 35 Michel Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt/M. 1981, S. 236.
- 36 Balibar: Prolegomena zur Souveränität (Anm. 8), S. 230
- 37 Foucault: Recht über den Tod (Anm. 2), S. 172.
- 38 The National Security Strategy (Anm. 23), S. ii.
- 39 The National Security Strategy (Anm. 23), S. 13.
- 40 Foucault: Überwachen und Strafen (Anm. 35), S. 237.
- 41 The National Security Strategy (Anm. 23), S. 13.
- 42 The National Security Strategy (Anm. 23), S. 13.
- 43 Vgl. Niklas Luhmann: Jenseits von Barbarei, in: Ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 4, Frankfurt/M. 1995, S. 138–150 (hier: S. 147).
- 44 Diese Logik einer weitgereichten Exklusion analysiert am Beispiel der jüngeren Geschichte des Sudan: Richard Rottenburg: Das Inferno am Gazellenfluss: Ein afrikanisches Problem oder ein »schwarzes Loch« der Weltgesellschaft?, in: Leviathan. Zeitschrift für Sozialwissenschaft 30 (2002), S. 3–33.
- 45 Hannah Arendt: Was ist Politik? (Anm. 28), S. 67.
- 46 Jacques Derrida: Schurken. Zwei Essays über die Vernunft, Frankfurt/M. 2003, S. 141 f.
- 47 Derrida: Schurken (Anm. 46), S. 142.
- 48 Carl Schmitt: Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum [1950], Berlin 1988, S. 62.
- 49 Carl Schmitt: Die Diktatur. Von den Anfängen des modernen Souveränitätsgedankens bis zum proletarischen Klassenkampf [1921], Berlin 1978, S. 175.
- 50 Schmitt: Der Nomos der Erde (Anm. 48), S. 62.
- 51 Carl Schmitt: Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum [1950], Berlin 1988, S. 62.
- 52 National Security Strategy (Anm. 23), S. 5.
- 53 Luhmann: Politik der Gesellschaft (Anm. 25), S. 358.
- 54 Luhmann: Politik der Gesellschaft (Anm. 25), S. 358.
- 55 Carl Schmitt: Verfassungslehre [1928], Berlin 1983, S. 126.
- 56 Schmitt: Verfassungslehre (Anm. 55), S. 200.
- 57 Schmitt: Politische Theologie (Anm. 3), S. 31.
- 58 Schmitt: Politische Theologie (Anm. 3), S. 20. Schmitt war allerdings an anderer Stelle nicht entgangen, dass Locke die königliche Prerogative kennt. Vgl. Ders.: Die Diktatur (Anm. 49), S. 41 f.
- 59 National Security Strategy (Anm. 23), S. 15.
- 60 Schmitt: Politische Theologie (Anm. 3), S. 15.
- 61 John Locke: Über die Regierung (The Second Treatise of Government), Stuttgart 1974, S. 124.
- 62 John Locke: Second Treatise of Government, Indianapolis 1980, S. 84.
- 63 Elias Canetti: Masse und Macht, Frankfurt/M. 1990, S. 514.
- 64 Canetti: Masse und Macht (Anm. 63), S. 489.
- 65 Canetti: Masse und Macht (Anm. 63), S. 489.
- 66 Canetti: Masse und Macht (Anm. 63), S. 492.

- 67 Schmitt: Politische Theologie (Anm. 3), S. 19.
- 68 Schmitt: Politische Theologie (Anm. 3), S. 19.
- 69 Carl Schmitt: Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus [1924], Berlin 1961, S. 15.
- 70 Aristoteles: Politik, München 1973, S. 203 f. (1317 b).
- 71 Seit Hegel, schreibt Balibar, »sollten wir wissen, daß die Möglichkeit, als Verbrecher verurteilt zu werden und dennoch Bürger zu bleiben, oder die Möglichkeit, daß sich der Straftäter in der über ihn urteilenden Instanz wiedererkennt, ein symbolischer Schlüssel der Gemeinschaftszugehörigkeit ist.« Balibar: Schwieriges Europa: Die Baustellen der Demokratie, in: Ders.: Sind wir Bürger Europas? (Anm. 8), S. 281.
- 72 Livius: Ab urbe condita. Liber I, Stuttgart 1981, S. 31.
- 73 Von den Terroristen, gegen die die *Security Strategy* zum ›first strike‹ mobilisiert, heißt es, dass ihre »most potent protection« »statelessness« sei. National Security Strategy (Anm. 23), S. 15.
- 74 Michel Foucault: Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France (1974–1975), Frankfurt/M. 2003, S. 135 f.
- 75 Foucault: Die Anormalen (Anm. 74), S. 136.
- 76 Foucault: Die Anormalen (Anm. 74), S. 171.
- 77 National Security Strategy (Anm. 23), S. 30.
- 78 Foucault: Die Anormalen (Anm. 74), S. 170.
- 79 Foucault: Die Anormalen (Anm. 74), S. 159.
- 80 Foucault: Die Anormalen (Anm. 74), S. 159.
- 81 Foucault: Die Anormalen (Anm. 74), S. 212.
- 82 Derrida: Schurken (Anm. 46), S. 144.
- 83 Derrida: Schurken (Anm. 46), S. 146.
- 84 Foucault: Die Anormalen (Anm. 74), S. 159.
- 85 Derrida: Schurken (Anm.46), S. 150.

Thomas Schestag

»[...] UND EIGENTLICH NOCH VIEL JÜNGER.« KAFKAS JARGON

Meine verehrten Damen und Herren: wen spricht, wer so spricht, an? Wer spricht so, und aus welchem Grund, zu wem? Wer fühlt durch eine solche Apostrophe sich geschmeichelt und geehrt, wer sich angegriffen und verletzt, und wer durch die abgegriffene sich überhaupt noch angesprochen, meine verehrten Damen und Herren? Sucht die Apostrophe, als *captatio benevolentiae*, jeden Anflug von Feindseligkeit, der aus dem unbekanntem Publikum dem Redner entgegenschlagen könnte, im Keim zu ersticken? Oder sucht sie, im Ton der *Konfession*, weil sie bekennt, dass ich Sie, meine Damen und Herren, verehere, Freundschaft zu schließen, zu halten oder zu erneuern? Wird die Wendung, meine verehrten Damen und Herren, von Aufrichtigkeit, Verstellung oder Indifferenz getragen? Übt sie Verrat oder verrät sie etwas über die Sprache, zum Beispiel der Gemeinplätze?

Am 24. Januar 1912 kommt Franz Kafka in seinem Tagebuch auf genau diese Geste, »meine verehrten Damen und Herren«, aus der Erinnerung an einen Vortrag, den Dr. Nathan Birnbaum im Prager zionistischen Verein »Bar Kochba« wenige Abende zuvor gehalten hatte, zurück: »Volksliederabend: Dr. Nathan Birnbaum hält den Vortrag. Ostjüdische Gewohnheit, wo die Rede stockt, ›meine verehrten Damen und Herren‹ oder nur ›meine Verehrten‹ einzufügen. Wiederholt sich am Anfang der Rede Birnbaums zum Lächerlichwerden.«¹ Kafka, unter den Zuhörern des Vortrags, entziffert in der Apostrophe die Überbrückung einer Unterbrechung: »wo die Rede stockt, ›meine sehr verehrten Damen und Herren‹ oder nur ›meine Verehrten‹ einzufügen.« Genau genommen aber entziffert Kafka in der Überbrückung die Exposition der Unterbrechung. Die Wendung *meine verehrten Damen und Herren* stellt die Unterbrechung, die sie überbrückt, aus. Sie zieht, indem sie leer läuft, die Unterbrechung, meine verehrten Damen und Herren, gleichsam in die Länge, und öffnet, Brücke, die sie ist, den Abgrund, über den sie hilft, in jedem Wort. Die Apostrophe, meine verehrten Damen und Herren, nimmt die Unterbrechung des Redeflusses in die Überbrückung seiner Stockung so mit, dass sie offen lässt, ob in ihr die Rede fließt oder stockt. Im Augenblick des Aufgebots der Apostrophe dringt die Unterbrechung, die sie überbrückt, weil sie eine *Unterbrechung* überbrückt, in jedes Wort des Vortrags, vor die eingeführte Apostrophe zurück und über *meine verehrten Damen und Herren* hinaus, so ein, dass der Vorsatz, in jedem Wort und jeder Wendung zur Entscheidung darüber zu kommen, ob es eine Unterbrechung überbrückt oder eine Übertragung unterbricht, unausrichtbar aussetzt.

Kafka belässt es aber nicht bei diesem irritierenden Befund, sondern setzt seinen Eintrag mit einem Hinweis auf Jizchak Löwy fort. Löwy war im September des Vorjahres mit einer jiddischen Theatertruppe aus Lemberg nach Prag gekommen und gastierte dort bis zum 21. Januar 1912. Bis Mitte Januar besucht Kafka mehr als zwanzig Aufführungen des *Jargontheaters*, wie er es später nennt, er schließt nähere Bekanntschaft mit den Schauspielern und Freundschaft mit Löwy. Dessen wenige Besuche in Kafkas elterlicher Wohnung provozieren auf Seiten des Vaters unverhohlene Feindseligkeit, indem er,

als Löwy in meinem Zimmer war mit ironischem Körperschütteln und Mundverziehn von fremden Leuten sprach, die da in die Wohnung gelassen werden, was an einem fremden Menschen interessieren könne, wozu man so nutzlose Beziehungen anknüpfe u. s. w.;²

und der später über Löwy sagt, auch diesen Satz hält Kafka im Tagebuch fest: »Wer sich mit Hunden zu Bett legt steht mit Wanzen auf.«³ Mit dem *Jargontheater*, wie aus den Gesprächen mit Löwy, dringt die jiddische Sprache und Literatur in Kafkas innerste Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache und Literatur ein, und hinterlässt im Tagebuch allenthalben Spuren. Diese Auseinandersetzung zieht sich über Einträge zu Goethe, von dem es Ende Dezember 1911 im Tagebuch heißt, er halte »durch die Macht seiner Werke die Entwicklung der deutschen Sprache wahrscheinlich zurück«⁴ und über dem gleichzeitigen Gegen- oder Nebenentwurf eines *Schemas zur Charakteristik kleiner Literaturen* zusammen. Im Januar 1912 liest und exzerpiert Kafka, »gierig«, wie er schreibt,⁵ aus der *Histoire de la Littérature Judéo-Allemande* von Meyer Isser Pines und spielt Ende Januar mit Gedanken zu einem Aufsatz über »Goethes entsetzliches Wesen«.⁶ Kafkas Engagement für das *Jargontheater*, für die Jargonliteratur und für Jizchak Löwy findet seinen Höhepunkt Mitte Februar 1912 in der Planung und Durchführung eines jiddischen Vortragsabends mit ostjüdischer Dichtung im Festsaal des Jüdischen Rathauses in Prag, den Kafka, bevor Löwy jiddische Lieder singen und Gedichte rezitieren wird, mit einem »kleinen Einleitungsvortrag über Jargon« eröffnet, auf den ich gleich zurückkomme. Die Briefe, die Kafka und Löwy, nach Löwys Fortgang aus Prag, einander schrieben, sind verschollen. Löwys Spuren gehen 1942 in Treblinka verloren.

Am 24. Januar 1912 also erinnert Kafka an das Stocken der Rede in der Apostrophe, die es überspielen soll, meine verehrten Damen und Herren, und setzt seinen Eintrag ins Tagebuch fort:

Soweit ich aber Löwy kenne glaube ich dass solche ständigen Wendungen, die auch im gewöhnlichen ostjüdischen Gespräch oft vorkommen wie ›Weh ist mir!‹ oder ›S'ist nischt‹ oder ›S'ist viel zu reden‹ nicht Verlegenheit verdecken sollen, sondern als immer neue Quellen den für das ostjüdische Temperament immer noch zu schwer daliegenden Strom der Rede umquirlen sollen.⁷

Aus Kafkas Erinnerung an Löwy kehrt diese eine unter andern ständigen oder stehenden Wendungen, die in Birnbaums Vortrag das Stocken und Versiegen des Redeflusses überdecken soll, als eine unter andern immer neuen Quellen wieder, die den »immer noch zu schwer daliegenden Strom der Rede umquirlen sollen«: die stehende Wendung, bei Birnbaum Mittel der Überbrückung einer Pause, bricht zur Quelle auf, die in den Strom der Rede so einfließt, dass sie in ihm Strudel oder Wirbel bildet, die dem gerichteten, von der Quelle zur Mündung, vom Sprecher zu den Hörern der Rede verlaufenden Redefluss den Richtungssinn nimmt und das, was zur Apostrophe umrissen schien, in eine, das Fragen nach Herkunft und Ausrichtung unterspülende Springlebendigkeit, die kein Bett, kein Redeflussbett fasst, entlässt. Die Erinnerung an Löwys Umgang mit stehenden Wendungen, die er zu Quellen aufbricht, dreht die Wendung aus der Fassung zur Apostrophe heraus. Doch schon bei Birnbaum ging die Apostrophe, ging der Apostrophierende und gingen die Apostrophierten, unter der Aufbietung einer *stehenden* Wendung, leer aus, weil sie von niemandem ausgeht und auf niemanden zuhält. Die stehende geht niemanden an, niemanden *etwas* an, sondern legt die Verlegenheit, die sie verdeckt, dass mir die Worte fehlen, dass ich nicht weiß, was ich sagen soll, bloß. Die Wendung *meine verehrten Damen und Herren* in Birnbaums Rede sagt, wenn sie denn *etwas* sagt: *ich habe nichts zu sagen*. Oder, mit einer andern der stehenden, die Kafka erinnert: *S'ist nischt*. Löwys Umgang mit der selben Wendung dreht sie aber so aus der Fassung zur Apostrophe, dass er mit der fassungslosen jedes Wort nicht nur der Apostrophe, sondern der Rede, in die sie einbricht, die sie unterbricht und aufstört, in Aufruhr versetzt. Jedes Wort, nicht nur der Apostrophe, das dem Aufbrechen stehender Wendungen zu immer neuen Quellen entspringt, sagt, wenn es denn *etwas* sagt, dass es mehr sagt, als es sagen *kann*: dass es jeden Augenblick über die Ufer seiner Fassung zum Wort *im Fluss*, im Redefluss tritt, oder mit einer wiederum andern unter den stehenden Wendungen, die Kafka zitiert: *S'ist viel zu reden*. *Meine verehrten Damen und Herren*, das heißt (erstens, und einerseits): ich weiß nicht, was ich sagen soll, ich habe nichts, habe weniger als nichts zu sagen, mein Sprechen versiegt, ich versage. *Meine verehrten Damen und Herren*, das heißt (zweitens, und andererseits):

ich weiß nicht, wie ich alles, was ich sagen will, auch sagen kann, weil aus allem, was ich sage, mehr als alles, was ich sage, quillt. Beide Deutungsansätze, die Kafka aus der Erinnerung im Tagebuch entwirft, dass die Wendung *meine verehrten Damen und Herren* in jedem Wort, vor jedes Wort zurück, weniger als nichts; dass sie, über jedes Wort hinaus, mehr als alles sagt, und also in jedem nicht nur mehr oder weniger sagt, als sie sagt, sondern in jedem mehr und weniger, als *sagt*; beide spielen in der Wendung *meine verehrten Damen und Herren*, die weder in der Fassung zur nichts- noch zur vielsagenden aufgeht, so ineinander, dass nicht nur offen bleibt, ob sie etwas oder nichts, viel oder wenig sagt, sondern ob sie der Sprache, in der sie vorgetragen wird, der deutschen offenbar, ob sie einer andern Sprache, der Sprache der Gemeinplätze zum Beispiel, oder ob sie keiner Sprache, denn sie bringt Sprachlosigkeit zur Sprache, angehört. Offen also bleibt, von der Uneindeutbarkeit der Wendung zur bestimmten oder unbestimmten, zur stimmhaften oder stimmlosen her, ob ihr Einschluss in den Aufzug eines Vortrags oder eines Gesprächs *in* der deutschen Sprache, ob der Einschluss dessen, was Kafka im Tagebuch *ostjüdische Gewohnheit* und *ostjüdisches Temperament* im Umgang mit dieser Wendung nennt, die zwischen versiegenderem und vorquellendem Wort oszilliert, ob der Einschluss eines unerhörten Horchens, *meine Damen und Herren*, ins Hören auf das, was in einer stehenden Wendung der deutschen Sprache vorgeht, nicht den Schein der Gegebenheit einer *deutsch* genannten Sprache, also eines sprachlichen Idioms in seinen Grenzen, unter andern, nicht den Schein der Zugehörigkeit all derer, die sich in dieser Sprache sprechen hören, zu dieser einen unter allen andern Sprachen, aufs Spiel setzt. Sie haben nie gewusst, und wissen nicht, und werden niemals erfahren haben, was aus dieser Wendung, *meine verehrten Damen und Herren*, auf Sie zukommt.

Drei Wochen später, am Abend des 18. Februar 1912 eröffnet Franz Kafka seinen kleinen Einleitungsvortrag über Jargon mit folgenden Worten: »Vor den ersten Versen der ostjüdischen Dichter möchte ich Ihnen, sehr geehrte Damen und Herren noch sagen, wie viel mehr Jargon Sie verstehen als Sie glauben.«⁸ Noch vor den ersten Versen, noch entfernt von – *apo* –, aber nah den ersten *Strophen*, also buchstäblich abgewandt noch – *apostroph* –, aber schon im Begriff, zur Abwendung von der Abwendung überzugehen, das *vor* der Abkehr ins *vor* des Hinblicks zu verwandeln, und die Ausrichtung des *vor* gleichsam umzuquirlen, *vor den ersten Versen*, bietet Kafka, in der deutsche Sprache offenbar, die Apostrophe auf, deren katastrophische Implikationen, weniger für den Vorsatz, *jemanden* anzusprechen und *etwas* zu sagen, als vor allem für den Vorsatz, die stehende aufbrechende Wendung zu *verstehen*, er drei Wochen zuvor, im Hinblick auf ostjüdische Gewohnheit und ostjüdisches Temperament im Umgang mit ihr, die in beiden Erin-

nerungen aus der Fassung zur Apostrophe geht, im Tagebuch festgehalten hatte. Die Apostrophe, *sehr geehrte Damen und Herren*, im Augenblick, der sie zur Sprache bringt, von allen im Saal Anwesenden als eine bis zum Überdruß bekannte und vertraute wahrgenommen und verstanden, kommt in dem selben Augenblick, aber niemand im Saal mag das hören, befremdlich, als eine unausrichtbare Wendung aus dem Jargon, in den die Rede erst noch einführen soll, kommt schon hier, *vor den ersten Versen der ostjüdischen Dichter*, aus der Rede, die in der deutschen Sprache abgefasst und vorgetragen scheint, entgegen und zu Ohren. Dreimal im Verlauf des kleinen Vortrags, am Anfang, in der Mitte, und gegen Ende, bietet Kafka die stehende Wendung auf, immer im Zusammenhang mit dem *Verstehen*. Vom ersten Mal, wo davon die Rede war, »wie viel mehr Jargon Sie verstehen als Sie glauben«, haben Sie gehört. Die zweite Wiederkehr der Wendung, zur Mitte des Vortrags, hält überraschend fest: »Mit all dem denke ich die Meisten von Ihnen, sehr geehrte Damen und Herren, vorläufig überzeugt zu haben, dass Sie kein Wort des Jargon verstehen werden.«⁹ Und die dritte bittet, fast entgegenkommend: »Aber nicht nur aus dieser Ferne der deutschen Sprache können Sie, verehrte Damen und Herren, Jargon verstehen; Sie dürfen einen Schritt näher.«¹⁰ An allen drei Stellen, die einander nicht ergänzen, sondern vor den Kopf stoßen, denn wie können Sie mehr, *viel* mehr Jargon verstehen als Sie glauben, wenn der Redner wenig später annimmt oder anzunehmen vorgibt, Sie vorläufig davon überzeugt zu haben, dass Sie kein Wort des Jargon verstehen werden, um ein letztes Mal, wiederum anders, gegen Ende einzuräumen, dass Sie aus der Ferne der deutschen Sprache Jargon zwar verstehen können, um Sie im selben Atemzug, zuvorkommend, aus dem geschützten Milieu entfernteren Verstehens in der deutschen Sprache heraus zu bitten und Sie der Nähe eines andern, dem Jargon näher kommenden Verstehens auszusetzen –; an allen drei Stellen entspringen die drei einander unterbrechenden Hinweise aufs Verstehen (des Jargon) – dass Sie mehr verstehen als Sie verstehen; dass Sie nichts verstehen; und dass Sie vom *einen* Verstehen Abstand nehmen sollen, um Zugang zu einem *anderen* Verstehen zu gewinnen – dem Horchen auf die zur stehenden und zur Apostrophe unfeststellbare Wendung *Sehr geehrte Damen und Herren*, die an jeder Stelle (mit einem Wort, das Sie so vielleicht noch nie gehört haben) die *Wirbelsäule* bildet. Wenn die Wendung *Verehrte Damen und Herren*, von Kafkas Überlegungen im Tagebuch her, weder ganz der deutschen Sprache, der sie doch angehört und der die durch diese Wendung Angesprochenen sich zugehörig fühlen, noch der deutschen Sprache einfach nicht angehört, wenn sie also zwischen Zu- und Unzugehörigkeit zur einen oder andern, zu keiner oder allen Sprachen zögert; wenn sie offen lässt, ob sie verbergen soll, dass ich nichts zu sagen habe, oder ob aus ihr die

Überfülle dessen, was ich alles sagen will – nämlich mehr, viel mehr, als ich zu sagen weiß – zur Sprache drängt, die Sprache auseinander- und über die Sprache hinausdrängt, dann bildet die Wendung im Aufriss der Sprache und Rede, in der sie vorgetragen wird, einen *unheimlichen* Fremdkörper, der weder in der Auslegung zum Detail und Bestandteil der eignen oder einer fremden Sprache, weder in der Auslegung zur freundlichen oder feindlichen Wendung, zur beschwichtigenden oder Drohgebärde aufgeht, sondern den Status des Verstehens einer solchen Wendung, und also das Verstehen des Verstehens attackiert. Das Verstehen, die Auseinandersetzung damit, was die durch die Wendung *verehrte Damen und Herren* Angesprochenen unter dem Verstehen verstehen wie die Auseinanderlegung der Bemerkung, dass Sie mehr Jargon verstehen als Sie verstehen – aber wie ist das zu verstehen, werden Sie fragen –, durchläuft in irritierenden Wendungen die ersten Zeilen dieser Rede. Wen genau aber spricht der kleine Einleitungsvortrag über Jargon unter der Wendung *verehrte Damen und Herren* an? Die am Abend des 18. Februar 1912 im Festsaal des Jüdischen Rathauses zu einem Vortrag ostjüdischer Dichtung Versammelten sind in die deutsche Sprache, mit den Worten des Gemeinplatzes, eingeborene und eingewanderte jüdische Bewohner Prags und siedeln und wohnen unter dem Fremdwort *assimiliert* nicht nur im Innern dieser einen unter andern Sprachen derselben Stadt, sondern suchen im Innern dessen, was Kafka an einer Stelle der Rede *unsere westeuropäischen Verhältnisse* nennt und zu den *Versen der ostjüdischen Dichter* in Kontrast setzt, zu leben. Die vom Eingang der Rede her angezettelte Spannung zwischen Ost und West, ostjüdischer Dichtung und unseren westeuropäischen Verhältnissen, nämlich sprachlichen Verhältnissen und also *Sprachen*, nennt weniger unüberbrückbare Differenzen, sie ruft nicht zur Einhaltung von Sicherheitsabständen zwischen Sprachen auf, sondern legt, verdichtet in die *äußerste* Nähe des Jiddischen und Deutschen zueinander, Berührungen west- und osteuropäischer Verhältnisse im Zeichen der Grenzziehung und -setzung, mit anderen Worten also im Zeichen der Grenzüberschreitung und -verletzung, sie legt Sprachen, Sprache überhaupt, im Zeichen der Grenzsprachigkeit, Sprache *a limine* nahe. Gerade dieser äußersten Nähe aber, der jiddischen und deutschen Sprache zueinander, in der jede geographische, geopolitische und geolinguistische Ortung und Orientierung zwischen Ost und West aussetzt, suchen die Zuhörer, zwischen Hin- und Abwendung hin und her gerissen, verkapselt ins Innere der einen deutschen, und also der östlichsten – dem Jargon nächsten – unter den westeuropäischen Sprachen, um jiddische Dichtung aus der Fernennähe solcher Abschottung zu verstehen, auszuweichen. Zumindest ist das der leise, fast lautlose Vorwurf, den der Redner im Anschluss an den Hinweis erhebt, dass Sie mehr, viel mehr Jargon ver-

stehen als Sie verstehen, mehr als Ihnen vielleicht lieb ist, und also entsprechend weniger vom Verstehen, das mehr, viel mehr versteht. Je mehr Jargon Sie verstehen, desto weniger verstehen Sie, *dass* Sie verstehen, desto mehr bleibt Ihr Vorverständnis von dem, was Sie *Verstehen* nennen, hinter dem Verstehen des Jargon, dem Sie ausgesetzt bleiben, zurück. Kafka schreibt:

Ich habe nicht eigentlich Sorge um die Wirkung, die für jeden von Ihnen in dem heutigen Abend vorbereitet ist, aber ich will, dass sie gleich frei werde, wenn sie es verdient. Dies kann aber nicht geschehen, solange manche unter Ihnen eine solche Angst vor dem Jargon haben, dass man es fast auf Ihren Gesichtern sieht. Von denen, welche gegen den Jargon hochmütig sind, rede ich gar nicht. Aber Angst vor dem Jargon, Angst mit einem gewissen Widerwillen auf dem Grunde ist schließlich verständlich, wenn man will.¹¹

Die zitierten Zeilen setzen – fast unhörbar, fast unüberhörbar –, in andere Wendungen verklammert, die Irritationen fort, die von der Apostrophe *Sehr geehrte Damen und Herren* in mehr als eine Richtung ausgegangen waren. Denn was genau wollen Sie unter der Wendung verstehen, was genau kommt in ihr, die manchen unter Ihnen eine solche Angst vor dem Jargon zuschreibt, »dass man es fast auf Ihren Gesichtern sieht«, zum Ausdruck? Die Auskunft betrifft das dem Blick jedes Einzelnen unter den Zuhörern des Vortrags verschlossene, allen andern aber zugängliche eine, *eigene* Gesicht, von dem ich annehmen mag, dass ich es, gerade auch dann, wenn ich es den Blicken anderer aussetze, nach Belieben *mache* und *aufsetze*. Welches Gesicht macht aber eine Wendung, die Ihnen auf den Kopf zusagt, dass man es, was immer *es* sein mag, »fast auf Ihren Gesichtern sieht?« Welches Gesicht machen Sie, welches verlieren Sie unterm Eindruck dieser Wendung? Denn die Wendung besagt: ich sehe, dass ich auf Ihren Gesichtern fast etwas, fast nichts sehe. Fast kommt, besagt die Wendung, in Ihren Gesichtern die Angst vor dem Jargon zum Ausdruck, fast kommt sie nicht zum Ausdruck. Die Ungewissheit über das *Gesicht* eines Gesichts, auf dem *fast* etwas zu sehn ist, die in die Ungewissheit über das *Gesicht* der Wendung, *dass man es fast auf Ihren Gesichtern sieht*, übergeht, legt, kaum anders als oben durch die Figur der *Apostrophe* in der Wendung *Sehr geehrte Damen und Herren*, Risse durch diejenige Figur, die den Umschlag von der zustande kommenden zur zustande gekommenen Figur bewerkstelligen soll: Risse durch die *Prosopopöie*. Diese Risse durch den Aufzug der Rede, die nicht nur ohne Aufschluss darüber lässt, *was* sie sagt, sondern auch darüber, ob sie überhaupt *etwas* sagt – oder sieht –, zum Ausdruck oder zur

Erscheinung bringt, wenn sie sagt, *dass man es fast auf Ihren Gesichtern sieht*, nimmt die Rede in den nächsten Satz mit: »Von denen, welche gegen den Jargon hochmütig sind, rede ich gar nicht.« Ich sage, sagt der Redner, dass ich »von denen, welche gegen den Jargon hochmütig sind«, von denen also dieser Satz, den ich sage, redet, von denen ich, indem ich diesen Satz sage, rede, gar nicht rede. Der Satz teilt, auf den ersten Blick, genau das mit, wovon er sagt, dass er kein Wort darüber verliert. Er beschreibt die rhetorische Figur der *Paralipse*. Und beschreibt – und begeht – *Verrat*. Denn er verrät, wovon er sagt, gar nicht zu reden. Auf den zweiten Blick hält der Satz aber nicht einfach dem Verrat die Treue, sondern legt Risse durch die Gewissheit, zu verraten oder verraten zu werden. Denn genau genommen lässt der zitierte Satz offen, ob, wer sagt, *von denen, welche gegen den Jargon hochmütig sind, rede ich gar nicht*, tatsächlich *von denen, welche gegen den Jargon hochmütig sind*, spricht, oder nicht: ob in der Wendung *von denen, welche gegen den Jargon hochmütig sind* Geheimnisverrat begangen oder eine falsche Fährte gelegt wird, oder ob der Satz nicht nur so tut, als hielte er (in jedem Wort) Geheimnisse hintan, nicht nur so tut, als gäbe er sie (Wort für Wort) preis. Kommt also auch aus ihm, aus den Rissen, die durch ihn gehen, der Jargon zur Sprache? Was aber kommt, wo der Jargon zur Sprache – hier zur deutschen Sprache – kommt, zur Sprache?

Der nächste Absatz geht zur genaueren Beschreibung dessen, was in der Rede bisher nur unter dem undurchsichtigen, unausdrücklichen Wort *Jargon* umlief, so über, dass er zunächst, fast als ein kaum verhohlener Kommentar zu allem bisher Gesagten, auf das Verstehen, von dem im ersten Satz die Rede war – dass Sie mehr, viel mehr Jargon verstehen als Sie verstehen – zurückkommt:

Unsere westeuropäischen Verhältnisse sind, wenn wir sie mit vorsichtig flüchtigem Blick ansehen, so geordnet: alles nimmt seinen ruhigen Lauf. Wir leben in einer geradezu fröhlichen Eintracht; verstehen einander, wenn es notwendig ist, kommen ohne einander aus, wenn es uns passt und verstehen einander selbst dann; wer könnte aus einer solchen Ordnung der Dinge heraus den verwirrten Jargon verstehen oder wer hätte auch nur die Lust dazu?¹²

Sie haben es gehört, und vielleicht geht ein leises Zittern über Ihr Gesicht: geordnet, nämlich so geordnet, dass alles seinen ruhigen Verlauf nimmt, sind unsere westeuropäischen Verhältnisse, sind die Verhältnisse nicht nur innerhalb und zwischen unseren westeuropäischen Sprachen, sondern innerhalb und zwischen den Welten und Wirklichkeiten, die ihnen korrespondieren, geregelt sind die

syntaktischen, semantischen und lexikalischen Verhältnisse in und zwischen allen Sprachen Westeuropas, unter Einschluss der östlichsten, in der ich zu Ihnen spreche, »wenn wir sie mit vorsichtig flüchtigem Blick ansehen.« Der Eindruck der Ruhe, ruhigen Laufs, geordneter Verhältnisse, von Ruhe und Ordnung in und zwischen allen westeuropäischen Sprachen und *Sprachwelten*, entspringt einem scheuen, flüchtigen Blick. *Ruhig* sind unsere Verhältnisse, nur weil und solange wir sie *flüchtig* ansehen. *Ruhig*, weil der Blick, der die Ruhe feststellt, *unruhig* umgeht. Und nur die Beibehaltung des gehetzten, hetzenden Blicks perpetuiert den Eindruck unumschränkter Ruhe, Ordnung, Regelmäßigkeit in und zwischen allen Sprachen und *Sprachwirklichkeiten*. Nur unterm Eindruck des flüchtigsten Blicks gerinnt das *Verstehen* zum Reizschutzgitter oder -filter im Aufriss der Wahrnehmung aller, nämlich aller *sprachlichen* Verhältnisse. Wo der Blick aber zur Ruhe kommt – doch diese Ruhe ist, gemessen am Eindruck der Ruhe, der dem flüchtigen Blick entspringt, Unruhe –, erst dort also, wo unter dem innehaltenden Blick die ruhige Gewissheit über die verbindliche Separation von Unruhe und Ruhe aussetzt; überall, wo der Blick innehält, zum Beispiel über der Wendung *verehrte Damen und Herren* oder über der Wendung *dass man es fast auf Ihren Gesichtern sieht* oder über den Worten *wie viel mehr Jargon Sie verstehen als Sie glauben* oder über dem Wort *oder* –; überall dort, wo der Blick und wo die Rede stockt, bricht alles, was zustande gekommen, alles, was verlaublich und ausgedrückt, alles, was verstanden schien – allem voran das Verstehen *selbst* –, auf und auseinander. Es ist der Augenblick, in dem der Jargon zur Sprache, zur Welt und zu Wort kommt. In Kafkas Worten:

Der Jargon ist die jüngste europäische Sprache, erst vierhundert Jahre alt und eigentlich noch viel jünger. Er hat noch keine Sprachformen von solcher Deutlichkeit ausgebildet, wie wir sie brauchen. Sein Ausdruck ist kurz und rasch. / Er hat keine Grammatiken. Liebhaber versuchen Grammatiken zu schreiben aber der Jargon wird immerfort gesprochen; er kommt nicht zur Ruhe. Das Volk lässt ihn den Grammatikern nicht. / Er besteht nur aus Fremdwörtern.¹³

Der Jargon ergänzt alle europäischen Sprachen um eine jüngste. Der Zusatz »und eigentlich noch viel jünger« entstellt aber die unüberbietbare Unvergleichlichkeit des Superlativs *jüngste* zur bloß vergleichsweisen und behelfsmäßigen Wendung, denn erst der Komparativ *viel jünger* setzt über zur eigentlichen Bestimmung des Jargon: gemessen an allen (andern) europäischen Sprachen ist der Jargon die jüngste, eigentlich aber ist er, und fällt aus der Reihe aller Sprachen, denen er als jünger-

ste zugehört, heraus, und zerfällt jeden Vergleichsmaßstab, noch viel jünger. Jünger als die jüngste Sprache, die er ist, zersetzt der Jargon nicht nur den Eindruck einer *jüngst* entstandenen Sprache, den er verbreitet, sondern auch den einer *jüngst entstanden*. Immer ist der Jargon die jüngste Sprache, die er schon ist, noch nicht; immer ist er die jüngste, die er noch – gerade noch – ist, nicht mehr. *Eigentlich* ist der Jargon immer schon nicht mehr, was er immer noch nicht ist: Sprache unter Sprachen. Unausgebildet, unentstanden und unfeststellbar unterwegs, kommt im Jargon nicht einfach keine Sprache zur Sprache und zu Wort, sondern unter allen entstandenen Sprachen, deshalb betrifft er alle Sprachen, die *entstehende*, zur Sprache unentstandene Sprache. Nicht ergänzt der Jargon alle entstandenen Sprachen um die eine unentstandene (als wäre die zur unentstandenen *entstanden*), sondern im Jargon kommt die unfeststellbare Unentstandenheit aller entstandenen Sprachen zur Sprache. Im Jargon kommt, anders wiederholt, nichts als das *Kommen*, ohne dass dem Kommen teleologische Orientierung eingeschrieben wäre, die es zum *An-* oder *Entkommen* auszeichnet; im Jargon kommt nichts als das Kommen, aber weder im Zeichen gelingender noch scheiternder *Ankunft*, nichts als das Kommen nicht sowohl einer jüngstentstandenen Sprache, als einer *kommenderen*, und genau aus diesem Grund oder Ungrund – *kommenderen Kommens* – nicht unter allen Umständen *zur Sprache*. Im Jargon kommt – aber keine Sprache, sondern jede, die entstanden scheint, *kommender* – zur Sprache. Der Jargon – jünger als die jüngste Sprache, die er ist –, präzisiert, insofern er die ununterbindbare Unentstandenheit aller Sprachen erinnert, oder *vorerinnert*, alle Sprachen, weil keiner einzigen das Paradigma der Entstandenheit *zur Sprache* abgemerkt werden kann, zu Fremdsprachen: nicht zu fremden Sprachen, sondern allen Sprachen, zu denen sie entstanden scheinen, fremd. Das kommendere Kommen des Jargon, der nicht zur Ruhe kommt, *teilt* den Schein der Entstandenheit aller Sprachen, die er durchläuft, die den Jargon durchlaufen, der nur aus Fremdwörtern besteht:

Er besteht nur aus Fremdwörtern. Diese ruhen aber nicht in ihm, sondern behalten die Eile und Lebhaftigkeit, mit der sie genommen wurden. Völkerwanderungen durchlaufen den Jargon von einem Ende bis zum anderen. Alles dieses Deutsche, Hebräische, Französische, Englische, Slawische, Holländische, Rumänische und selbst Lateinische ist innerhalb des Jargon von Neugier und Leichtsinn erfasst, es gehört schon Kraft dazu, die Sprachen in diesem Zustande zusammenzuhalten. Deshalb denkt auch kein vernünftiger Mensch daran aus dem Jargon eine Weltsprache zu machen, so nahe dies eigentlich läge. Nur die Gaunersprache entnimmt

ihm gern, weil sie weniger sprachliche Zusammenhänge braucht als einzelne Worte.¹⁴

Nur unter vorsichtig flüchtigen Blicken nimmt, Sie erinnern sich, alles seinen ruhigen Lauf. Erst dem innehaltenden Blick bricht der Jargon in und unter jedem Wort der Sprache, in der Sie *jetzt*, in diesem Augenblick sich aufzuhalten, zu Gast oder zuhause sich glauben, bricht jedes angestammte, jedes Wort *seines Orts*, zum Fremdwort auf. Die Fremdwörter, aus denen der Jargon besteht, der ausschließlich aus Fremdwörtern besteht, sind aber dem, was gemeinhin, in den Grenzen der ein oder andern Partikular- oder Universalsprache *als* Fremdwort identifiziert (jedweder Befremdlichkeit entfremdet) vorliegt, es aufzunehmen oder auszuweisen, fremd. Die Fremdwörter, aus denen der Jargon, jünger als die jüngste Sprache, die er ist, besteht, bleiben dem Fremdwort, das sie sind, fremder als das fremdeste Wort. Den Jargon sieht Kafka dadurch ausgezeichnet, dass den Fremdwörtern, aus denen er ausnahmslos besteht, die aber nicht seinen Wortbestand, sein Lexikon ausmachen, sondern den Jargon durchlaufen und sein *Entstehen in Gang* halten, ihn also daran hindern, jemals entstanden zu sein, dass den Fremdwörtern nichts eignet – sie sind dem Jargon nicht, als einer unter andern Sprachen, *eigen* –, als »die Eile und Lebhaftigkeit, mit der sie genommen wurden.« Dadurch, *wie* die aus andern, aus allen andern, ja aus allen *gegebenen* Sprachen überhaupt genommenen Wörter genommen werden, werden sie nicht dem Jargon als einer unter andern, unter allen andern, als einer fremden unter fremden, *einander* fremden Sprachen *assimiliert*, sondern *a-similiert*: sie legen, indem sie ihn verbreiten, den Schein, als verzeichnete Formen für bestimmte Inhalte herzuhalten ab, und nichts vor Augen – vor Augen, die innehaltend, und weder sich bei sich noch beim Fremdwort wieder finden –, als unvorhersehbare Disposition zu andern, ungebildeteren und unausgebildeteren, bildloseren, und also gleichsam blinderen *Nahmen* im Augenblick versuchter *Nachahmung* vorliegender Worte, seien die fremd oder vertraut. Die genommenen Wörter behalten, indem sie nichts behalten als »die Eile und Lebhaftigkeit, mit der sie genommen wurden«, nichts als bloße *Bildbarkeit*: *bar* jedes Bildes, jedes Vor- und Abbilds, das die *Nahmen*, denen jedes genommene Wort, zwischen allen Sprachen, ausgesetzt bleibt, lenkte. Die Fremdwörter, aus denen der Jargon besteht, zersetzen die Grenze nicht nur zwischen partikularen National- und Kunstsprachen, sondern die Grenze zwischen *physis* und *téchne*, mit einem andern Wort den Inbegriff des *mimetischen Vermögens*, das beide, die Entstehung natürlicher wie die Fertigung künstlicher Gebilde im Hinblick auf den Willen zur *Entelechie* – im Hinblick also auf den Willen zur *Entstandenheit* – ins Verhältnis zueinander setzt: sie zersetzen

die Grenze zwischen sprachlichen und sprachlosen, entstehenden und entstandenen, entschwindenden und verschwundenen Gebilden, Gebieten und Geboten.

Die Zeilen um das Fremdwort in Kafkas Rede legen die befremdliche Unverortbarkeit des Fremdworts, also eines jeden Worts, gleich welcher Sprache, das dadurch, *wie* es genommen wurde, »von Neugier und Leichtsinns erfasst« wird, und die Fassung verliert; sie legen die unumgrenzbare *Arealität* des Fremdworts an einer Stelle bloß, die Sie vielleicht überhört haben, und auf die ich (nicht nur deshalb) kurz zurückkomme. Wort- und Völkerwanderungen durchlaufen den Jargon, und Kafka lässt die Namen aller Sprachen, die im Jargon von einem Ende bis zum andern unterwegs sind, die das Zustandekommen des Jargon, und sei's zur jüngsten unter allen Sprachen, aufhalten, und das eine wie das andre Ende (unter andern Enden) auftrennen, Revue passieren: »Alles dieses Deutsche, Hebräische, Französische, Englische, Slawische, Holländische, Rumänische und selbst Lateinische«, zählt Kafka auf und bricht die Aufzählung ab. Bricht die Aufzählung ab und bleibt – offenen Endes – Fragment, oder hört Kafka zu zählen auf, weil er die Namen aller Sprachen, die den Jargon von einem Ende bis zum anderen durchlaufen, vom einen bis zum andern Ende aufgerufen hat? Fehlt nicht die eine, der ältesten eine, die dem Lateinischen, über dem die Liste schließt – oder offen bleibt – fast nächstgelegene, als läge sie schon auf der Zunge: fehlt nicht das *Griechische*? Wo ist, unter allen andern Sprachen, alles dieses *Griechische* geblieben? Es kehrt, unverhofft, aus einer Stelle weiter unten wieder, wo von der einzigen Sprache die Rede ist, die dem Jargon, der durch nichts als durch das *Nehmen* aller Wörter aller Sprachen, die alle, ausnahmslos, im Augenblick der Nahme zu *Fremdwörtern* aufbrechen, gern entnimmt. Es ist die Gaunersprache: »Nur die Gaunersprache entnimmt ihm gern, weil sie weniger sprachliche Zusammenhänge braucht als einzelne Worte.« Mit dem Gauner, unter dem Wort *Gauner* kehrt ein immer wieder und wieder und wiederum anders genommenes, laufen gelassenes, aufgegriffenes, »von Neugier und Leichtsinns erfasstes Wort wieder, das weiterhin anders, und andern als den bisher verzeichneten Nahmen und Festnahmen, offen bleibt, und aus dem unter andern Namen auch der Griechen, das Griechische und Griechenland auftauchen. Aus dem *Gauner* kehrt, unter anderem, das bahnt Wege ins Griechische, ein Wort der Gaunersprache wieder. Als *Jauner* taucht, so der Beiträger des *Deutschen Wörterbuches* 1878, das Wort *Gauner* im 18. Jahrhundert in der deutschen Sprache auf; unter ihm, im 15. und 16. Jahrhundert, das Wort *Joner*, das im rotwelschen Wörterbuch, dem *liber vagatorum* als Anhang beigegeben, mit *spiler* erklärt wird. Der *liber vagatorum* verzeichnet das entsprechende Verb für *spilen*, nämlich falsch spielen: *jonen*. Der

Eintrag im *Deutschen Wörterbuch* entziffert nun, auf der Spur des Rotwelsch, in dem Verb *jonen*

das hebr. *janah*, eigentlich unterdrücken, aber auch übervorteilen in kauf und verkauf, in einer den juden wichtigen stelle des gesetzes (3 Mos. 25,14.17); VULCANIUS de lit. et lingua Getarum [...] gibt wirklich ein rotwelsches *jonen fallere* [...]. *â* wird jüdisch zu *ô*, diesz aber auch wieder zu *au*, und wie auch sonst im rotwelsch viel jüdisches enthalten ist [...], so kommt auch wechsel von *ô* und *au* da öfter vor [...]; das falsche spiel wurde aber besonders von jüdischen gaunern ausgebildet.¹⁵

Dieser Schluss aber, der 1878 im *Deutschen Wörterbuch* unter dem *Gauner*, im Ursprung des Worts, einen jüdischen Falschspieler identifiziert und feststellt; dieser Schluss, der wie eine gezinkte Karte im Spiel gezogen wird, bleibt offen. Das rotwelsche Verb *jonen* liegt, einer anderen Vermutung – oder *Nahme* – nach, als Wortzusammenzug eines anderen rotwelschen Verbs vor Augen: als *Krasis* des Verbs *jowonen*: »(falsch)spielen wie ein Grieche«. Unter dem Wort *Jowen* hält Avé-Lallemant 1862 in seinem *Wörterbuch der Gaunersprache* die Bedeutung fest: »Bekenner der griechischen Religion, der Grieche, Russe.«¹⁶ *Jowen* verschleift das hebräische Nomen *jawan*, der Bedeutung *Griechenland*, das aber wörtlich den *Ionier* nennt, der *jawan* und *Jowen* zu Entlehnungen präzisiert. Die zwischen dem aus griechischen Dialekten entlehnten hebräischen *jawan* und dem ins *Deutsche Wörterbuch* verzeichneten *Gauner* zurückgelegten Wege skizziert das *Etymologische Wörterbuch des Deutschen* 1993 so:

Auszugehen ist von jidd. *jowen* ›Grieche‹ (hebr. *jawan* ›Griechenland‹, eigentl. ›Ionier‹), woraus rotw. **jowonen* ›(falsch)spielen wie ein Grieche‹, da den Griechen besondere Geschicklichkeit im Falschspielen nachgesagt wird (vgl. frz. *Grec* ›Grieche‹, als Appellativum ›Falschspieler‹). Das Wort kommt auf, als nach der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken (1453) viele Griechen heimatlos umherziehen.¹⁷

Welches – feindliche, freundliche, verräterische – Wort, werden Sie fragen, kommt, nach allem, was zu hören war (bei weitem nicht alles, und vielleicht so gut wie nichts von dem, was aus diesem Wort unter Wörtern alles quillen mag); welches Wort kommt in dem Wort *Gauner* auf, welches Wort geht in ihm unter; wie viele Juden werden in ihm, ausgehend von ihm, im Hinblick auf dies Wort, in seinem *Namen*, auf der Grenze zwischen *jonen* und *jowonen*, als Betrüger festge-

nommen, wie viele Griechen, wie viele Russen dort als Falschspieler denunziert, verurteilt, liquidiert? Welche Sprachen, welche Sprecher welcher Sprachen tauchen aus ihm auf, welche gehen unter in ihm, aus welcher Sprache taucht das Wort auf, in welche geht es über? Wann ist das Wort *ganz* aufgetaucht, wann *ganz* versunken? Wann *ganz* lebendig, und wann tot, endgültig tot, und ausgestorben? Wann bin ich aus dem Wort *ganz* aufgetaucht, wann *ganz* ins Wort vertieft? In welche, in wie viele Sprachen unter Sprachen, in welche Fremde *hier*, geht das Wort, dem Innerhalb der deutschen Sprache assimiliert, das – umgekehrt –, im Augenblick der Assimilation, den Schein ihrer Gegebenheit, einer unter andern Sprachen in ihren Grenzen, *a*-similiert, *par-a*-similiert, auseinander?

Was ist damit anzufangen, was mit diesen Fragen, was mit dem Jargon, fragen Sie vielleicht. Was mit den Fremdwörtern, die uns durchlaufen, und aus denen wir bestehen? Gerade auch dann, wenn wir, in Worten, denen wir vertrauen, einander ins Vertrauen ziehen oder verraten, Freundschaften zu schließen oder Feindschaften vom Zaun zu brechen suchen? Ich übergehe Kafkas Überlegungen, im Anschluss an den Hinweis auf die Gaunersprache, zu den Anfängen – Kafka spricht nicht vom Anfang, sondern von *seinen Anfängen* – des Jargon, die in die Erklärung münden, Sie, »sehr geehrte Damen und Herren, vorläufig überzeugt zu haben, dass Sie kein Wort des Jargon verstehen werden«, und lege Ihnen – und komme zu einem der Enden dieses Vortrags – eine Wendung nah, die Kafka, wie um das unumschränkte Walten jenes Unverständnisses zu illustrieren, im Zusammenhang mit der Warnung anschließt, »von der Erklärung der Dichtungen keine Hilfe [zu] erwarten«: »Sie werden im besten Fall die Erklärung verstehen und merken, dass etwas Schwieriges kommen wird. Das wird alles sein.«¹⁸ Und jetzt kommt die Wendung, von der ich eben sprach, und in ihr, aus ihr, über sie hinaus, vor sie zurück, ohne zustande zu kommen, vielleicht merken Sie's, etwas Schwieriges zu Ohren, zur Sprache, zu Wort. Im Anschluss an den Satz *Das wird alles sein* also fährt Kafka fort: »Ich kann Ihnen z. B. sagen: / Herr Löwy wird jetzt, wie es auch tatsächlich sein wird, drei Gedichte vortragen.«¹⁹ Sie haben es gehört: den Satz, der mit den Worten *Herr Löwy* beginnt, durchläuft die Ungewissheit darüber, was genau ich Ihnen z. B. sagen kann. Kann ich Ihnen sagen: »Herr Löwy wird jetzt, wie es auch tatsächlich sein wird, drei Gedichte vortragen«, und gehört der interkalierte Zusatz *wie es auch tatsächlich sein wird*, dem, was ich Ihnen sagen *kann*, was ich imstande bin – *in potentia* – Ihnen zu sagen, nicht zu, sondern dem, was ich Ihnen *tatsächlich* in diesem Augenblick – *in actu* – sage, oder kann ich Ihnen sagen: »Herr Löwy wird jetzt, wie es auch tatsächlich sein wird, drei Gedichte vortragen«; gehört also der die Tatsächlichkeit des kommenden Geschehens bekräftigende Zusatz zur bloßen Eventualität dessen, was ich Ihnen sagen

kann, sagen könnte, ohne Ihnen in diesem Augenblick tatsächlich Aufschluss darüber zu geben, *was* genau – und *wie es – tatsächlich sein wird?* Der Satz *Ich kann Ihnen z. B. sagen* sagt offenbar, nicht bloß beispielsweise, sondern *in der Tat*, dass ich sprechen *kann*. Er spricht die *Potenz*, dass ich, wenn ich sprechen wollte, sprechen könnte, weil ich sprechen kann, *in actu*, im Sprechakt aus. Potenz und Akt sind in ihm *eins*, oder einerlei. Beide sind in diesem Satz, beide sind diesem Satz – *egal*. Diese eigentümliche Egalität oder Gleichgültigkeit von Potenz und Akt in ein und demselben Satz aber bleibt fremd, fremder als fremd. Denn der Satz, der sagt, dass ich sprechen kann, sagt nicht unter allen Umständen, dass ich sprechen kann, sondern spricht bloß das Wort *können*, das Wort *sprechen*, das Wort *ausprechen* aus: und spricht also nicht, und sagt nichts aus. Denn er bleibt außerstande, das Vermögen, dem das Sagen nicht nur dieses Satzes, sondern alles Sprechen überhaupt geschuldet und verdankt sein soll, in seiner unantastbaren Vorausgesetztheit zu bestätigen. Die Potenz, die in dem Satz, *im Akt* zum Ausdruck kommt, bleibt ein Versprechen. Der Sprechakt ist, so könnte jemand schließen, *älter* als die Potenz, als deren Aktualisierung er zur Sprache und zustande kam. Weil der Sprechakt aber älter ist als das Vermögen, dem er sein Zustandekommen *als* Akt schuldet – und verdankt –, bleibt er jünger als die jüngste Aktualisierung, die er ist: der Akt geht in der Auslegung zum Akt nicht auf. Der Sprechakt geht vor den Akt, geht über den Akt und Aktionsradius, der durch ihn abgesteckt scheint, zurück und hinaus. Der Sprechakt besteht – Wort für Wort – nur aus *Fremdworten*. Er nimmt an der Fassungslosigkeit des Fremdworts, keines fremden Worts, und sei es das fremdeste, sondern jedem Wort fremder als fremd, teil. Diese Fassungslosigkeit des Fremdworts, Fassungslosigkeit vor dem Fremdwort, dokumentiert einer der letzten Einträge Jacob Grimms für das *Deutsche Wörterbuch*. Dort finden Sie unter dem Stichwort *Fremdwort* nicht mehr, aber auch nicht weniger, als folgendes verzeichnet: *vox peregrina*.²⁰ Genau dort, wo die dem Fremdwort, dem Wort *Fremdwort* eigene Bedeutung verfügt und zur Verfügung stehen soll, finden Sie – ein Fremdwort. Sie finden in dem Adjektiv *peregrina* den *ager*, das Verb *agere*, den *Akt*, *Sprechakt* und *Acker* wieder. Und Sie finden, ohne mit dem Fund zurande zu kommen, was der Jargon, jünger als die jüngste Sprache, *und eigentlich noch viel jünger*, zur Sprache bringt: dass keine Sprache in die Grenzen ihres *ager*, kein Sprechen in die Grenzen eines *Aktes* eingelassen ruht, sondern beide über die Grenzen von Sprechakt und Sprachacker hinaus unabschottbar offen, nicht nur für andere Sprachen, sondern offen für anderes als Sprache bleiben. Beide bleiben, das ist der befremdliche Inbegriff des Jargon, der nur aus Fremdwörtern besteht, und – wenn Sie innehalten – im Herz einer jeden Sprache, eines jeden Sprechakts schlägt, aussetzt, schlägt –: *ex-akt*.

- 1 Franz Kafka: Tagebücher, hg. v. Hans-Gerd Koch/Michael Müller/Malcolm Pasley, Frankfurt/M. 1990, S. 360.
- 2 Kafka: Tagebücher (Anm. 1), S. 214.
- 3 Kafka: Tagebücher (Anm. 1), S. 223.
- 4 Kafka: Tagebücher (Anm. 1), S. 318.
- 5 Kafka: Tagebücher (Anm. 1), S. 360.
- 6 Kafka: Tagebücher (Anm. 1), S. 367.
- 7 Kafka: Tagebücher (Anm. 1), S. 360 f.
- 8 Franz Kafka: Nachgelassene Schriften und Fragmente I, hg. v. Malcolm Pasley, Frankfurt /M. 1993, S. 188.
- 9 Kafka: Nachgelassene Schriften und Fragmente I (Anm. 8), S. 190.
- 10 Kafka: Nachgelassene Schriften und Fragmente I (Anm. 8), S. 192.
- 11 Kafka: Nachgelassene Schriften und Fragmente I (Anm. 8), S. 188.
- 12 Kafka: Nachgelassene Schriften und Fragmente I (Anm. 8), S. 188.
- 13 Kafka: Nachgelassene Schriften und Fragmente I (Anm. 8), S. 189. – Die Wendung *und eigentlich noch viel jünger* wirft das Echo einer Stelle in einer der Predigten des Meister Eckhart: »Wizzet: mîn sêle ist als junc, als dô si geschaffen wart, jâ, und noch vil jünger! Und wizzet: mir versmâhte daz, daz si niht enwære morgen jünger dan hiute!« [»Wisset: meine Seele ist so jung, wie da sie geschaffen ward, ja noch viel jünger! Und wisset: Es sollte mich nicht wundern, wenn sie morgen noch jünger wäre als heute!«], Meister Eckhart: *Predigt 42 [Adolescens, tibi dico: surge <Luc. 7,14>]*, in: Ders.: Werke I, Texte und Übersetzungen von Josef Quint, hg. und kommentiert von Niklaus Largier, Frankfurt/M. 1993, S. 452 f. – Am 8. November 1903 hatte Kafka in einem Brief an Oskar Pollak geschrieben: »Ich lese Fechner, Eckehart. Manches Buch wirkt wie ein Schlüssel zu fremden Sälen des eigenen Schlosses« [Franz Kafka: Briefe 1900 – 1912, hg. von Hans-Gerd Koch, Frankfurt/M. 1999, S. 29].
- 14 Kafka: Nachgelassene Schriften und Fragmente I (Anm. 8), S. 189.
- 15 Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. Band IV, I, 1, Leipzig 1878, Spalte 1585.
- 16 Friedrich Christian Benedict Avé-Lallemant: Das deutsche Gaunerthum [...]. Vierter Theil, Leipzig 1862, S. 552.
- 17 Etymologisches Wörterbuch des Deutschen [1989], hg. v. Wolfgang Pfeifer, München 1995, S. 403.
- 18 Kafka: Nachgelassene Schriften und Fragmente I (Anm. 8), S. 190.
- 19 Kafka: Nachgelassene Schriften und Fragmente I (Anm. 8), S. 190 f.
- 20 Grimm: Deutsches Wörterbuch (Anm. 15), Spalte 131.

Cornelia Epping-Jäger

PROPAGANDA

ANMERKUNGEN ZU EINEM VORHERRSCHENDEN DISKURSTYP IM NS

DIE LEGENDE VON KOLBERMOOR

1924 erscheint in der *Deutschen Presse* aus Anlass des Geburtstages von Adolf Hitler ein Text mit dem Titel *Hitler in Kolbermoor*:

Es war im Herbst 1919. Über das oberbayerische Hochland wanderte ein einsamer Wanderer. Und der war müde und hungrig. Der war abgehetzt und fast verzweifelt. [...] Er war ein Wanderprediger und lehrte das Volk seine Not begreifen und sein Heil hoffen. Da legte er Feuer in leere Herzen, da goß er Blut in schlaffe Adern und das Lebendige wuchs ihm zu. Das war der junge Bauhandwerker Adolf Hitler. [...] Endlich liegt da ein Dorf – Kolbermoor. Adolf Hitler geht darauf zu, geht in das einzige Gasthaus und setzt sich erschöpft in eine Ecke. 20 Torfstecher sitzen beim Kartenspiel trinkend und johlend. Da steigt es heiß auf in dem Einzelnen in der Ecke. Seine Kraft ist verzehrt. Alles ist wohl zu Ende. [...] Aber dann ist der Trotz in seinen Gedanken: ‚Heut abend komme ich durch oder ich geh zugrund.‘ Adolf Hitler steht von seinem Platz auf und fängt an zu reden. Die am Kartentische gröhlen dazwischen, überbrüllen ihn, lachen, spielen weiter Karten, trinken, johlen weiter. Adolf Hitler redet. Es braust ihm wie ein betäubender Strom das Blut durch den Schädel. Er spricht bis 9 Uhr, bis 10, bis 11. Um 11 lassen die Leute das Kartenspiel und hören still zu. [...] Er spricht wie im Traum bis 12 Uhr bis 1 Uhr. Da ist er fertig mit seiner letzten Kraft. Die Leute gehen aus der Gaststube, er setzt sich hin, fühlt, daß er verlassen, verloren ist, und stützt den Kopf in die Hände. Als er wieder aufsieht, da stehen 18 Arbeiter vor ihm, zusammengerottet. Um einen einzigen Kerl, den Hakenkreuzler totzuschlagen? Einer sagt: ›Wir wollen hier zusammen eine Ortsgruppe gründen.‹ Da stand Adolf Hitler auf und sah die Leute an – bis 3 Uhr nachts sprach er mit seinen Brüdern – und als er morgens halb bewußtlos nach München kam, da hatte er die Sprache verloren. Seine Stimme, auf der das Sein oder Nichtsein der Bewegung ruhte, war von der ungeheuren Anstrengung zerstört. Endlich, nach 6 Wochen konnte er wieder flüsternd sprechen und wurde wieder stark und rief Hunderttausende zu sich, daß sie kamen und glaubten.¹

Dieser Text, den Detlef Grieswelle als eine, der Hitler-Huldigung dienende, raffiniert durchkomponierte Legende bezeichnet,² lässt sich gleichwohl auch als ein Narrativ lesen, das das Konzept der NS-Propaganda in nuce enthält.

Bedient man sich der begrifflichen Mittel, die Karl Bühler sechs Jahre zuvor – 1918 – in seinem *Organonmodell* der Sprache entwickelt hatte,³ dann ließe sich die folgende Re-Lektüre der ›Legende‹ vorschlagen: Lange braucht es, bis sich im *Ausdruck* des Redners jenes Charisma anzeigt, das die appellativen Absichten des Propagandisten wirksam werden lässt und die dargestellte Botschaft erfolgreich adressiert. Lange braucht es also, bis Information in Mitteilung umschlägt. Immerhin drei Stunden redet der Gast in der Wirtsstube, ohne dass man ihm zuhört, dann verändert sich die Situation. »Das sinnlich Gegebene erfährt« – um weiter mit Bühler zu sprechen – »eine apperzeptive Ergänzung«,⁴ die Symptome, in denen sich die Innerlichkeit des Redners indiziert, schlagen in appellative Signale um. Die Zuhörer werden still, die marathonsche Rede setzt sich durch: Wer sieben Stunden ununterbrochen redet, der muss wohl etwas zu sagen haben.

Dreifach – heißt es bei Bühler – ist die Leistung der menschlichen Sprache: *Kundgabe*, *Auslösung* und *Darstellung*. Eine Leistung, die – wie es scheint – insbesondere dann sichtbar wird, wenn man sie als *Propaganda* konzeptualisiert, als charismatische Kundgabe und als auslösender Appell, kurz: als Verhaltenssteuerung. Sie ist *Symbol* kraft ihrer Botschaft, *Symptom* als Ausdruck der Innerlichkeit des Senders. Vor allem aber ist sie *Signal* »kraft [ihres] Appells an den Hörer, dessen äußeres oder inneres Verhalten [sie] steuert [...]«. ⁵

Entscheidend ist auch in der ‚Hitler-Legende‘ das, was ihr als Verhalten auszulösen aufgetragen ist: *Organisation*. 18 von 20 Torfstechern gründen eine Ortsgruppe.

NS-Propaganda erfüllt also zunächst – so lernen wir hier – nach gelungener Authentifizierung des Redners und erfolgreicher Adressierung des Publikums ihren spezifischen Zweck in der Erzeugung jener organisatorischen Struktur, die ihrerseits – nach dem Prinzip des Kettenbriefes – wiederum Propaganda generiert. Die Ortsgruppe der Torfstecher konstituiert sich als Ergebnis der appellativen Leistung des Redners und sie wird zugleich eine neue Agentur der Propaganda. In *Mein Kampf* formulierte Adolf Hitler:

Die erste Aufgabe der Propaganda ist die Gewinnung von Menschen für die spätere Organisation, die erste Aufgabe der Organisation ist die Gewinnung von Menschen zur Fortführung der Propaganda.⁶

Oder, so argumentierte Eugen Hadamovsky, der spätere Reichsrundfunkleiter, 1933 im Hinblick auf Joseph Goebbels: Der Propagandist gewinnt Millionen, »nur um diese Millionen wieder zu Aposteln der Idee zu machen.«⁷ NS-Propaganda ist, so könnte man sagen, eine Vervielfältigungsmaschine der Rednerstimme, die niemals verstummen darf, weil ihre Wirkung nicht nachhaltig ist. Vergessen die Adressaten doch selbst grundsätzliche Parolen, »wenn sie nicht [...] immer und immer wieder ausgegeben werden.«⁸

Wenn Propaganda, so noch einmal Eugen Hadamovsky, »Kunst der Gemeinschaftsbildung«⁹ ist, gefährdet das Verstummen der Stimme die Existenz der Hörergemeinschaft. Oder, wie die ›Legende‹ formulierte:

Seine Stimme, auf der das Sein oder Nichtsein der Bewegung ruhte, war [...] zerstört. Endlich nach 6 Wochen konnte er wieder flüsternd sprechen und wurde wieder stark und rief Hunderttausende zu sich, daß sie kamen und glaubten.¹⁰

Die ›Legende‹ erzählt darüber hinaus aber noch eine weitere Geschichte: die Geschichte von Inklusion und Exklusion. 20 Torfstecher trinken und johlen, 18 inkludiert die Stimme des Redners in der sich konstituierenden Ortsgruppe, und sie exkludiert die beiden, die sie offensichtlich nicht erreicht. Sie dissoziiert Fremde, »johlende Torfstecher«, und Verwandte, »bis 3 Uhr nachts sprach er mit seinen Brüdern«: Freunde und Feinde.

Wenn – wie Carl Schmitt formuliert – Politik die Unterscheidung von Freund und Feind ist, so ist im NS-System Propaganda ein mediales Verfahrensmoment dieser Dissoziierung.

DER PHONO-ZENTRISMUS DER NS-PROPAGANDA.

Die NSDAP lässt sich in ihrer Genese und in ihrer Struktur als eine *Rednerpartei* charakterisieren, die sich sowohl hinsichtlich ihrer Konsolidierung nach innen als auch ihrer politischen Wirkung nach außen wesentlich *phono-zentrisch*, d. h. um den akustischen Wirkungsraum von Stimmen organisierte. Dabei bediente sie sich spätestens seit 1928 – und zwar mit zunehmendem Erfolg – des *Dispositiv Laut/Sprecher*. Dieses bildete sich allmählich als ein kommunikatives Aggregat heraus, das einerseits die technische Apparatur Lautsprecher, die Stimmen der Redner und deren mentalen Dispositionen und andererseits die Szenarien ihrer performativen Prozessierung einband.¹¹ Der Nationalsozialismus entwarf sich –



Abb. 1: 4. Reichsparteitag der NSDAP, Nürnberg 4.8.1929

so könnte man sagen – sowohl in seiner Frühphase von 1925 bis 1933 als auch in der Phase seiner Konsolidierung als staatliche Macht ab 1933 *medial* als *rednerzentrierte Hörergemeinschaft*, als eine Hörergemeinschaft, die insbesondere durch propagandistische Diskurstypen in Massenkundgebungen konstituiert wurde. Vor 1933 fungierte Propaganda – so formulieren die NS-Propagandatheoretiker – als »Wille zur Machtwerdung«,¹² nach 1933 als »Werkzeug«, das die »Macht über die Geister« sicherstellen sollte.¹³

Nach der Auflösung und dem Zerfall der DAP in drei Splitterparteien proklamierte Adolf Hitler 1925 die Neugründung der NSDAP, in deren Satzung (§ 7) zum ersten Mal in der deutschen Parteiengeschichte die politische Notwendigkeit von Propaganda durch die vorgesehene Bildung eines Propaganda-Ausschusses institutionalisiert wurde.¹⁴ Ein Jahr zuvor hatte Hitler in *Mein Kampf* die Bedeutung der Propaganda bereits hervorgehoben und formuliert: »Die Propaganda musste der Organisation weit voraneilen und dieser erst das zu bearbeitende Menschenmaterial gewinnen.«¹⁵

In der Tat organisierte die NSDAP den Prozess der Rekrutierung von Parteigängern über die *Institutionalisierung propagandistischer Aktivität*. Nach der Neugründung der Partei wurde verstärkt, was sich auch in den Jahren zuvor schon angedeutet hatte: *Rednerorganisation* und *Rednereinsatz* in einer gesteigerten

Versammlungstätigkeit. Für das Jahr 1925 konstatiert der *Völkische Beobachter* 2400 Massenveranstaltungen und 3500 Sprechabende; 1928 sind es bereits 20.000 Versammlungen, zwei Jahre später 30.000 und bis 1932 steigt die Zahl auf 36.000 Kundgebungen.¹⁶ Diese aus nationalsozialistischen Quellen stammenden Zahlen müssen nicht genau sein; allerdings bestätigt ein Blick auf den täglichen Veranstaltungskalender durchaus die hier angegebenen Größenordnungen. 1926 verfügte die Partei über 70 Redner; 1928, als der Durchbruch der NSDAP zur *Massenpartei* konstatiert werden kann, sind es reichsweit über 300. 1932 schließlich – nach der Gründung der parteiinternen Reinhardt'schen Rednerschule – stehen 1000 Redner zum Einsatz bereit.¹⁷

Die Massenveranstaltungen wurden dabei nicht nur choreographisch durchgeformt, sie fanden auch in neuer räumlicher Dichte und zeitlicher Strukturierung statt: »in einer systematischen Bearbeitung ganzer Landstriche und kleinster Dörfer durch Redner.«¹⁸ Als paradigmatisch für die Durchführung der nun etablierten Strategie kann der Wahlkampf der NSDAP 1933 in Lippe gelten, der unter dem Titel *Hitler geht auf die Dörfer* in die Parteigeschichtsschreibung eingegangen ist.¹⁹ Im Verlauf dieses Wahlkampfes trat die gesamte NS-Parteilite in Großveranstaltungen auf. Allein Hitler bemühte sich innerhalb von zwei Wochen in sechzehn Massenreden, die allesamt ausverkauft waren und pro Kopf ein bis zwei Reichsmark einbrachten, um die Stimmen der 115.000 Wahlberechtigten. In einer flächendeckenden Kampagne – Lippe machte nur 0,26 % des Reichsgebietes aus – gab es, wie Rudolf Olden formuliert, »kein Dorf, keinen Weiler und Anbau, wohin die Agitatoren nicht vordringen.«²⁰ 2000 in Scheunen kasernierte SA- und SS-Männer »sicherten« die Veranstaltungen, in denen unter der logistischen Leitung eigens engagierter Experten gleichzeitig acht verschiedene Lautsprecheranlagen zum Einsatz kamen. Lippe war der erste Höhepunkt einer *phono-zentrischen Expansion*, in deren Verlauf sich das Dispositiv Laut/Sprecher herausbildete und Formen propagandistischer Kommunikation generierte, die zu einer neuen Raum- und Zeitordnung des Politischen führten.

Die mit Lippe einsetzenden Lautsprecher-Wahlkämpfe griffen nachhaltig in den öffentlichen Raum ein, der sowohl lokal als auch reichsweit restrukturiert wurde. Diese Restrukturierung erfolgte zum einen durch Lautsprecher-Verkabelung von ganzen Städten für die Wahlkampfauftritte von NS-Rednern, zum anderen durch die akustische Erschließung von Stadtregionen durch Lautsprecherwagen und lautsprecherbestückte Zeppeline sowie durch eine technische Mobilisierung der politischen Propaganda.

1936 setzte die NSDAP erstmals den so genannten *Reichsautozug Deutschland* ein, der ausschließlich zu Propagandazwecken genutzt wurde und dem



Abb. 2: Einer der Hauptzüge des Reichsautozuges

Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda unterstand.²¹ Der *Reichsautozug* bestand aus 4 Hauptzügen, d. h. aus 4 Konvois mit je 20 Lastwagen, insgesamt also aus 80 von den Magirus-Werken nach speziellen Plänen gebauten Lastwagen.

Jeder Zug stellte ein *elektroakustisches* und *logistisches Ensemble* zur Organisation von Massenveranstaltungen dar. In einer Broschüre der Reichspropagandaleitung heißt es: »Durch den zugweisen Einsatz ist es möglich, Einzelkundgebun-

Abb. 3: Lautsprecherwagen des Reichsautozugs





Abb. 4: Rednerwagen des Reichsautozuges

gen mit jeweils 300.000 Mann in verschiedenen Gauen des Deutschen Reiches zur gleichen Zeit durchzuführen.«²² Das Zentrum jedes Zugs bildete jeweils ein Redner- und Regie-Wagen, der mit einer auf 6 Meter Höhe ausfahrbaren Rednertribüne sowie einer ausgefeilten Lautsprechertechnik ausgestattet war. Sie umfasste sowohl fest installierte Dachlautsprecher als auch mobile Pilzlautsprecher.

Logistisch eingerahmt war dieser Redner-Wagen durch eine Rundfunk-, Fernmelde- und Übertragungsanlage sowie eine Tonfilmaufnahme- und Wiedergabeeinheit. Weitere Begleitfahrzeuge führten eine Feldküche, eigenen Tankwagen, eine eigene Wasser- und Stromversorgung sowie eine Operations- und Lazarettanlage mit.

Die Mobilität des politischen Redners wurde so durch die Mobilität eines technisch-zivilisatorischen Aggregats ergänzt, das an jedem beliebigen Ort in der Lage war, den politischen Raum der Massenversammlung phono-zentrisch zu organisieren und massenmedial zu distribuieren. Es erlaubte die akustische ad hoc-Konstitution von rednerzentrierten Hörergemeinschaften, die über das im Dispositiv integrierte Übertragungsensemble reichsweit ausgedehnt werden konnten. Ein Aggregat darüber hinaus, das den Redner vor möglichem Kontroll-

verlust schützte, gegen Sabotageakte abschirmte und die Übertragung der Sendung sicherstellte; kurz: das dem jeweils konstituierten akustischen Propaganda-Raum *Beweglichkeit*, *Autarkie* und *topologische Ubiquität* verlieh.

Das Dispositiv Laut/Sprecher konstituierte aber nicht nur den *politischen Raum*, sondern auch die *politische Zeit* insofern neu, als diese eine grundlegende Beschleunigung, Verdichtung und Neustrukturierung erfuhr. Um die zentralen Propagandaauftritte der Redner gruppierten sich ausgedehnte Rahmenprogramme, die von Heimatvereinsauftritten bis zur so genannten ›Tatpropaganda‹ der SA reichten: »Oft« – so heißt es in einer Referentenschrift des Innenministeriums – »setzten sich solche Werbetrupps tagelang in einem bestimmten Ort fest und suchten durch die verschiedenartigsten Veranstaltungen [...] die ansässige Bevölkerung für die Bewegung zu begeistern.«²³

Darüber hinaus wurden die Abläufe der Veranstaltungen stereotypisiert, d. h. es wurden *zentrale Organisations-Partituren* und *Musterchoreographien* ausgearbeitet, die an jedem Ort problemlos performiert werden konnten. Als Beispiel mögen hier die ›Landfahrten‹ von Propaganda-Trupps dienen, die immer in der gleichen Weise abliefen: Wecken, Appell, Kirchengang, Gefallenenehrung am Kriegerdenkmal, Propagandamarsch durch die Stadt, Vorbeimarsch an örtlichen SA-Führern, Aufmarsch mit örtlichen SA-Führern, anschließender Aufmarsch mit öffentlicher Kundgebung, evtl. begleitende Sportfeste, Standkonzerte der SA-Kapelle sowie nächtliche Fackelmärsche und Zapfenstriche.

Schließlich erhielten die Propagandaauftritte eine spezifische zeitliche Dynamik, die durch *Beschleunigung*, aber auch durch *Verzögerung* der Zeit charakterisiert war:

Beschleunigung wurde durch die Nutzung neuer technischer Verkehrsmittel wie den Reichsautozug für Redner, die Motorisierung der SA-Verbände oder die erstmalige Nutzung von Flugzeugen im Wahlkampf (Hitlers »Deutschlandflüge«) erreicht. Goebbels formulierte 1934: »Wir haben diesem Kampf seinen Impuls, seinen heißen Atem, sein wildes Tempo, seine mitreißenden Parolen und seine stürmische Aktivität gegeben – Tempo, Tempo das war die Parole unserer Arbeit.«²⁴

Ebenso prägte aber auch die Verzögerung und Verlangsamung der Zeit die Auftritte der Redner: die Ausdehnung der traditionellen Redezeiten – nicht wenige Hitlerreden dauerten mehrere Stunden –, die grundsätzliche Verlagerung der großen Massenveranstaltungen in die Abend- und Nachtstunden, die bewusst eingepflanzten – der Spannungserhöhung dienenden – Verspätungen der Redner. Mit Elias Canetti ließe sich der Ertrag dieser zeitlichen und räumlichen Neustrukturierung des Politischen durch das phono-zentrische Dispositiv des Laut/Spre-

chers so formulieren: »Wer die Zeitstruktur (der Menschen) ordnet, besitzt Macht über sie. Erst durch die zeitliche Abfolge wird die Formierung des Raumes zur Inszenierung, die den roten Faden für das Geschehen bildet.«²⁵

An dieser Stelle ist eine methodische Bemerkung notwendig: Die *Propaganda-Theorie*, mit der sich das NS-System selbst beobachtete, trat als einheitliche, in ihrer Anwendungsorientiertheit moderne Theorie auf, die sich etwa an zeitgenössischen Strategien des Einsatzes von Markenreklamen²⁶ bzw. an Konzepten der politischen Propaganda in den USA anlehnte.²⁷ Dennoch war die *Propaganda-Praxis* – insbesondere nach der Erringung der staatlichen Macht – aufgrund der polykratischen Struktur des NS-Systems weder einheitlich, noch theoriegeleitet.²⁸ Gleichwohl muss – trotz der hier nicht dazustellenden Konkurrenzkämpfe um die Propagandakonzeption der NSDAP – davon ausgegangen werden, dass der durch das Dispositiv Laut/Sprecher generierte *Phono-Zentrismus der NS-Propaganda* nicht nur eine Kategorie der theoretischen Selbstbeschreibung, sondern tatsächlich ein Merkmal der praktischen Propaganda-Performanz darstellte.

In der neueren Forschung wird die These einer Diskontinuität zwischen der Propaganda der so genannten ›Kampfzeit‹, in der der ›Sturmangriff‹ auf die Weimarer Republik primär als visuelle Attacke geführt worden sei, und der ›Staatspropaganda des Dritten Reiches‹, während der die Macht der Bildersprache an Bedeutung verloren habe, vertreten.²⁹ Angesichts der zentralen Bedeutung der akustischen Massenveranstaltungen vor und nach 1933 lässt sich jedoch die Annahme einer Diskontinuität nicht aufrechterhalten.

Nicht nur die Propagandatheorie des Nationalsozialismus unterscheidet zwischen den *kalten* Massenmedien und den *heißen* Massenveranstaltungen, in denen »der Kontakt zwischen Redner und Masse unmittelbar hergestellt«³⁰ werden konnte, sondern auch in der propagandistischen Praxis spielten sowohl ›Propagandamittel‹ wie Broschüren, Flugblätter, Plakate, Zeitungsartikel als auch Rundfunkübertragungen häufig nur eine Rolle in der medialen Distributions-Peripherie des akustischen Dispositivs Laut/Sprecher.³¹

Eugen Hadamovsky, der seine 1933 erscheinende Schrift »Propaganda und nationale Macht« Joseph Goebbels widmete, »unter dessen genialer Führung aus der verfeimten Waffe der deutschen Politik eine schöpferische Kunst« geworden sei, charakterisiert das Verhältnis von Distributionsmedien und Massenkundgebungen so:

Die Massenkundgebung kann den persönlichen Anblick des Redners entbehren, wie die Riesenkundgebungen des Nationalsozialismus bewiesen haben [...]. An einer Stelle jedoch muß der Kontakt zwischen Redner und

Masse unmittelbar hergestellt werden. Nur wenn das der Fall ist, liest der Redner in den Gesichtern derer, zu denen er spricht, fühlt den anfänglich kalten Rhythmus der Masse heraus, lebt mit ihm, vermag ihn zu steigern, in Erregung und Begeisterung umzusetzen und zu lösen. Es gibt keine großen politischen Aktionen, die heutzutage ohne den unmittelbaren, persönlichen Einsatz des Redners in den Massen Widerhall finden können. Hierin haben sich unsere Regierenden seit 1918 und unsere große Presse so grundlegend getäuscht, dass sie glaubten, ihr System durch kalte Rundfunkansprachen und langatmige Presseartikel gegen den stürmischen nationalen Angriff, der aus der Masse heraus erfolgte, verteidigen zu können.³²

Über die *kalten* Medien – so Hadamovsky – ließe sich nicht, wie dies in der ›modernen‹ Massenkundgebung über die Stimme des Redners möglich sei, jener unmittelbare Erlebniskontakt herstellen, der die je Einzelnen zur »Massenseele« verschmelze und es – wie Hadamovsky in der Terminologie des *Organonmodells* formuliert – möglich mache »eine Handlung auszulösen«. Die kalten Medien »sublimieren in Wirklichkeit lebendige Vorgänge auf eine bestimmte Ebene, auf die begriffliche, wie die Zeitung, auf die akustische, wie der Rundfunk, auf die optische, wie der Film.«³³ Und selbst der Tonfilm, der in der »Vorspiegelung der Wirklichkeit höchste Vollendung erreicht« habe, erlaube dem Zuschauer »eine innere Reserve«.³⁴ Allein der »unmittelbare Kontakt« von Redner und »Massenseele« vermöge die »eigentliche Auslösung« der Handlung zu bewirken.

Auch wenn die Theoretiker der NS-Propaganda der Suggestivität ihres eigenen Modells einer vor-modernen Volks- und Hörgemeinschaft zum Opfer fielen und die mediale Konstituiertheit der Massen-Auditorien durch das Dispositiv Laut/Sprecher theoretisch nicht zur Kenntnis nahmen – das Medium bleibt der blinde Fleck –, kann doch davon ausgegangen werden, dass sich die Propaganda-Diskurse wesentlich im Medium der elektroakustisch mediatisierten Redner-Stimme und der durch sie konstituierten akustischen Resonanzräume gleichsam phono-zentrisch entfalteten.

FREUND – FEIND UND DIE LABILITÄT DER MASSENSEELE

Ich habe oben die These vertreten, Propaganda sei im NS-System eines der medialen Verfahren, durch das die Politik die *Unterscheidung von Freund und Feind* bewerkstellige.

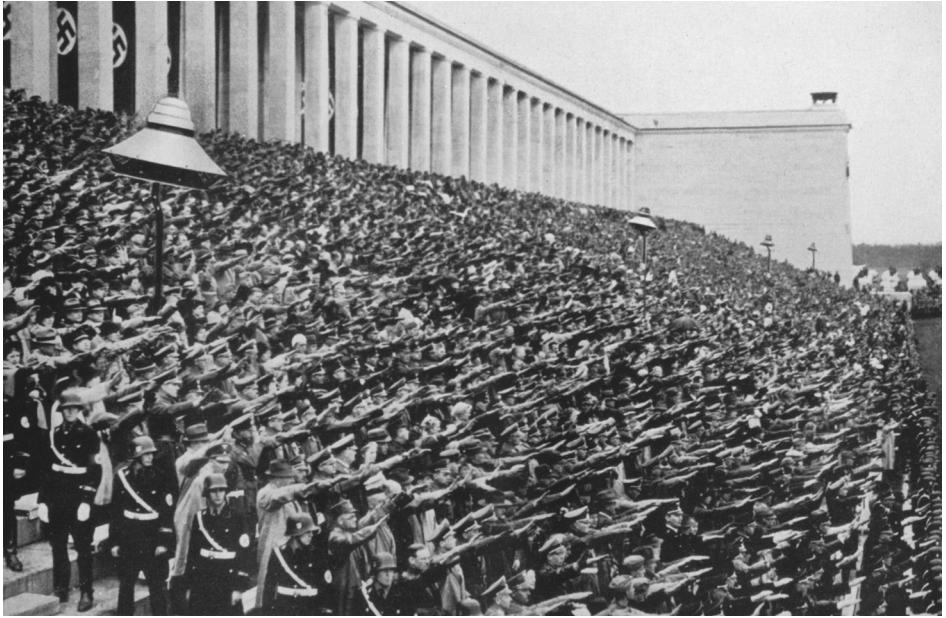


Abb. 5: Mobiler Rundstrahler

Ogleich ich mich hier auf eine Erörterung dieser Mutmaßung im Hinblick auf Carl Schmitt nicht einlassen möchte, lässt sich doch nicht übersehen, dass die Propaganda des Nationalsozialismus ihre wesentliche kommunikative Funktion in der Dissoziierung von Freund und Feind, von »Torfstechern« und »Brüdern«, von Inkludierten und Exkludierten hat.

Die großen technischen und medialen Inszenierungen der phono-zentrischen Massenveranstaltungen dienen sowohl im Hinblick auf die Konstruktion des Gemeinschaftserlebnisses vor Ort als auch hinsichtlich ihrer reichsweiten Verbreitung bis in die letzten – im »Gemeinschaftsempfang« vor Rundfunkgeräten – versammelten Auditorien, der *Kontrolle durch Inklusion*. Die Politik bedient sich – so Eugen Hadamovsky – der Propaganda, »um Massen zu gewinnen und gewonnene in den Bannkreis einer bestimmten Vorstellung und Weltanschauung unverlierbar einzuschließen.«³⁵ Innerhalb des Bannkreises herrscht »geistiger Zwang«, außerhalb herrscht Exklusion. Darüber hinaus ist die Gefahr, Gewonnene zu verlieren und Verlorene niemals zu gewinnen, immer präsent.

Die Wirkung der Propaganda, die eher auf dem medial generierten ›Charisma‹ des Redners und der appellativen Kraft der Handlungsauslösung bei den Adressaten der Hörgemeinschaften beruht, als auf der semantischen Konsistenz der Botschaft, ist deshalb auf iterative Permanenz angewiesen: Selbst grundsätzli-

che Parolen verlieren ihre Durchschlagskraft, »wenn sie nicht [...] immer und immer wieder ausgegeben werden.«³⁶

Weil die Information inkonsistent und unscharf ist, wird sie ständig mitgeteilt. Propaganda muss deshalb auf das fortwährende Hochhalten der Spannung, auf Krise als Dauerzustand setzen. Hitler formulierte das so: »Mit Hilfe der Propaganda müssen wir allmählich alle Schichten des Volkes für uns gewinnen und daraus eine Lawine machen, die alle Hindernisse wegfegt. Wir müssen die Nation in ständigem Krisenzustand halten [...].«³⁷

Hannah Arendt hat in diesem Zusammenhang von der »Bewegungssüchtigkeit totalitärer Bewegungen« gesprochen, »die sich überhaupt nur halten können, solange sie in Bewegung bleiben und alles um sich herum in Bewegung setzen.«³⁸ Nur in einer unaufhörlichen propagandistischen Performanz ist überhaupt so etwas wie Grenzziehung in der Form der Gemeinschaftsbildung möglich, denn Gemeinschaftsbildung hat es mit einer Masse zu tun, die ein äußerst schwieriges Adressierungsfeld darstellt: Sie ist – so Hadamovsky – »nicht einfach eine beliebige Zusammenballung von Menschen, sondern eine solche von ganz besonderer Labilität, Beweglichkeit und Explosivität, in der der einzelne nicht fassbar ist.«³⁹

Die Propagandatheorie des Nationalsozialismus ist sich deshalb darüber im Klaren, dass »Machtbildungen durch reine Propaganda« ebenso fließend sind wie die durch sie herbeigeführten Zustimmungsbereitschaften: »Die Einwilligung ist veränderlich wie die Sandbildungen am Meeresufer.«⁴⁰

Die auf Dauer gestellte und durch aufwändige und komplexe technische Apparate institutionalisierte Propaganda reagiert insofern als massenmediale Diskursform auf den Umstand, dass gerade ideologische Inklusions- und Exklusionsverhältnisse zunehmend unübersichtlicher werden. Friedrich Balke formulierte im Anschluss an Carl Schmitt:

Der Feind hört auf, etwas einfach Vorhandenes, symbolisch einem wie auch immer gearteten ›Außen‹ zuzuweisendes Phänomen zu sein. Der Feind bezeichnet vielmehr die eine Seite einer Unterscheidung, die nicht ontologisch verbürgt ist, sondern immer wieder als neue getroffenen werden muss und sich damit als eine immer auch anders mögliche, ›problemmatische‹ Wahl zu erkennen gibt.⁴¹

Propaganda versucht insofern ständig von neuem die prekäre Grenze zu ziehen zwischen denen, die im Bannkreis der Vorstellung und Weltanschauung des NS unverlierbar inkludiert werden sollen und jenen, die mit den Mitteln der Propaganda nicht disziplinierbar sind. Sie richtet sich an ein multiples Außen, das sich

mit den immer neuen Grenzen, die durch Inklusion und Exklusion gezogen werden, fortwährend ändert, das – wie Hannah Arendt formuliert –

außerordentlich verschieden sein (kann); es kann auch noch nach der Machtergreifung in den Schichten des eigenen Volkes bestehen, die man nur gleichschalten kann, nicht aber verlässlich indoktrinieren konnte [...]. Das Außen kann auch durch Sympathisierenden-Gruppen repräsentiert werden, denen man die Ziele der Bewegung noch nicht mitteilen kann; es kommt schließlich oft vor, dass selbst die Parteimitglieder von dem innersten Führungskreis oder die Mitglieder der Elite-Formationen als ein solches Außen betrachtet werden, das noch der Propaganda bedarf, weil es noch nicht zuverlässig beherrscht werden kann.⁴²

Die NS-Propaganda stellt also – wie man resümieren könnte – gleichsam einen medialen Großversuch dar, in dem das politische System die kommunikativen Distanzen abzuschmelzen versucht, die die kalten Medien zwischen politischer Macht und ›Massenseele‹ eingezogen haben. Im Dispositiv Laut/Sprecher scheinen die Propagandadiskurse eine Form der Adressierung annehmen zu können, in der sich die Leistungen eines technischen Massenmediums mit der Entdifferenzierungsform intimer Kommunikation verknüpfen. Wo aber sollten die Gefahren der Gemeinschaftsbildung, die Fragilität der Grenzziehung zwischen Innen und Außen, die Schwierigkeiten der Unterscheidung zwischen Freund und Feind besser kontrolliert werden können als an dem Ort, an dem sich die labile ›Massenseele‹ aktualiter formiert: in den Propaganda-Szenarien, in denen die Stimme des Redners »in den Massen Widerhall« findet?⁴³

1 Zitiert nach Detlef Grieswelle: Propaganda der Friedlosigkeit. Eine Studie zu Hitlers Rhetorik 1920 – 1933, Stuttgart 1972, S. 47.

2 Grieswelle: Propaganda der Friedlosigkeit (Anm. 1), S. 46.

3 Zu dieser Datierung des Organonmodells vgl. Karl Bühler: Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache, Stuttgart 1965, S. XXVIII.

4 Bühler: Sprachtheorie (Anm. 3), S. 28.

5 Bühler: Sprachtheorie (Anm. 3), S. 28.

6 Adolf Hitler: Mein Kampf, München 1939, S. 654.

7 Eugen Hadamovsky: Propaganda und nationale Macht. Die Organisation der öffentlichen Meinung für die nationale Politik, Oldenburg 1933, S. 43.

8 Hadamovsky: Propaganda und nationale Macht (Anm. 7), S. 20.

9 Hadamovsky: Propaganda und nationale Macht (Anm. 7), S. 20.

10 Zit. n. Grieswelle: Propaganda der Friedlosigkeit (Anm. 1).

11 Vgl. Cornelia Epping-Jäger: ›Eine einzige jubelnde Stimme‹. Zur Etablierung des Dispositivs Laut/Sprecher in der politischen Kommunikation des Nationalsozialismus, in: Dies./Erika Linz (Hg.): Medien/Stimmen, Köln 2003, S. 100–123.

- 12 Hadamovsky: Propaganda und nationale Macht (Anm. 7), S. 10.
- 13 Hadamovsky: Propaganda und nationale Macht (Anm. 7), S. 9.
- 14 Emil Nolte: Der Faschismus in seiner Epoche, München 1965, S. 393.
- 15 Hitler: Mein Kampf (Anm. 6), S. 649.
- 16 Hadamovsky: Propaganda und nationale Macht (Anm. 7), S. 44.
- 17 Vgl. Gerhard Paul: Der Aufstand der Bilder, Bonn 1990, S. 125; Griesewelle: Propaganda der Friedlosigkeit (Anm. 1), S. 29.
- 18 Paul: Aufstand der Bilder (Anm. 16), S. 126.
- 19 Arno Schröder: Hitler geht auf die Dörfer. Der Auftakt zur nationalen Revolution. Erlebnisse und Bilder von der entscheidenden Januarwahl 1933 in Lippe, Detmold 1938.
- 20 Rudolf Olden: Hitler. Mit 14 Abbildungen, Amsterdam 1935, S. 208.
- 21 Der ›Reichsautozug Deutschland‹ fand in der Literatur bislang kaum Beachtung. Hin und wieder konnte man zwar an prominenter Stelle lesen, dass es ihn gegeben habe; über diese Bemerkungen hinaus aber wurden keine Belege oder Studien vorgelegt. 1998 veröffentlichte Horst Hinrichsen einen aus photographischen Aufnahmen und Bildunterschriften zusammengestellten Dokumentationsband, der allerdings darauf verzichtete, den Reichsautozug und seine Propagandaeinsätze zu analysieren; vgl. Horst Hinrichsen: Reichsautozug »Deutschland« und Hilfszug »Bayern«. Die beiden größten Autozüge der Welt in den 30-er Jahren, Wölfersheim-Berstadt 1998. Das Projekt C8 des SFB 427, in dessen Rahmen der hier vorliegende Aufsatz entstand, hat sich vorgenommen, das Forschungsdesiderat zu schließen.
- 22 Zit. n. Horst Hinrichsen: Reichsautozug »Deutschland« (Anm. 20), S. 12 (ohne Quellenangabe).
- 23 Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, Referentenschrift aus dem preußischen Ministerium des Inneren (Mai 1930) über den Stand der nationalsozialistischen Bewegung, LA Schleswig 301/558, S. 43 f.
- 24 Joseph Goebbels: Das erwachende Berlin, Berlin 1934, S. 16.
- 25 Elias Canetti: Masse und Macht, Frankfurt/M. 1976, S. 313.
- 26 Vgl. Gerhard Voigt: Goebbels als Markentechniker, in: Ders.: Warenästhetik. Beiträge zur Diskussion, Weiterentwicklung und Vermittlung ihrer Kritik, Frankfurt/M. 1975, S. 231–260; Rainer Gries/Dirk Schindelbeck/Volker Ilgen: »Ins Gehirn der Masse kriechen!« Werbung und Mentalitätsgeschichte, Darmstadt 1995; Sabine Behrenbeck: »Der Führer!« Die Einführung eines politischen Markenartikels, in: Gerald Diesener/Rainer Gries (Hg.): Propaganda in Deutschland. Zur Geschichte der politischen Massenbeeinflussung im 20. Jahrhundert, Darmstadt 1996, S. 51–78.
- 27 Hadamovsky: Propaganda und nationale Macht (Anm. 7), S. 10.
- 28 Zur Polykratie-These vgl. Norbert Frei: Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996.
- 29 Vgl. Paul: Aufstand der Bilder (Anm. 16); Jörg Bohse: Inszenierte Kriegsbegeisterung und ohnmächtiger Friedenswille. Meinungslenkung und Propaganda im Nationalsozialismus, Stuttgart 1988.
- 30 Hadamovsky: Propaganda und nationale Macht (Anm. 7), S. 43.
- 31 Vgl. hierzu Epping-Jäger: ›Eine einzige jubelnde Stimme‹ (Anm. 19).
- 32 Hadamovsky: Propaganda und nationale Macht (Anm. 7), S. 43.
- 33 Hadamovsky: Propaganda und nationale Macht (Anm. 7), S. 43.
- 34 Hadamovsky: Propaganda und nationale Macht (Anm. 7), S. 46.
- 35 Hadamovsky: Propaganda und nationale Macht (Anm. 7), S. 11.
- 36 Hadamovsky: Propaganda und nationale Macht (Anm. 7), S. 20.
- 37 Jacques Benoist-Mechin: Geschichte der deutschen Militärmacht 1918–46, Bd. 3, Hamburg 1937, S. 14.
- 38 Hannah Arendt: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, München/Zürich 2000, S. 658.
- 39 Hadamovsky: Propaganda und nationale Macht (Anm. 7), S. 39.
- 40 Hadamovsky: Propaganda und nationale Macht (Anm. 7), S. 21.
- 41 Friedrich Balke: Regierbarkeit der Herzen, in: Jürgen Brokhoff/Jürgen Forhrmann (Hg.): Politische Theologie, München 2003, S. 115 f.
- 42 Arendt: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft (Anm. 37), S. 729.
- 43 Goebbels: Das erwachende Berlin (Anm. 23), S. 16.

Antje Quast

**FREUND-FEIND-VERRAT ALS FUNKTIONSMUSTER VON AVANTGARDE? –
DIE ›AFFAIRE ARAGON‹**

»WAS WIR SELBST AN UNS UND ANDERN GEGENÜBER ALS VERRAT EMPFINDEN, WECHSELT.«¹

Der Versuch, über die ›Affäre Aragon‹ und den Surrealismus künstlerische Avantgardebewegungen als Freund-Feind-Verrat-Muster darzustellen, ist ebenso nahe liegend wie kritisierbar. Schon der Vorschlag für diesen Text stieß auf Einwände, die die Notwendigkeit von Vorüberlegungen einklagten: Sind die eher politisch und praktisch besetzten, Parteizugehörigkeit und Solidarität designierenden Termini Freund-Feind-Verrat auf künstlerische Bewegungen überhaupt anwendbar? Wenn der Bereich der Kunst sich über seine Autonomie, die Individualität seiner Produktion und seiner Produkte, über die Freiheit und Selbstbestimmtheit der Künstlerpersönlichkeit konstituiert, machen dann Freund- und Feind-Unterscheidungen, die Zugehörigkeit zu einer Gruppe oder zu einem Kollektiv designieren, Sinn? Kann es hier Verrat als »Treubruch, Zerstörung eines Vertrauensverhältnisses durch Preisgabe oder (böswilliges) Verlassen einer Sache oder Person, der man verbunden war« oder »bekennen, was unbekannt bleiben sollte« geben?²

Im gängigen Verständnis steht dem Bereich persönlicher Beziehungen und politischer Praxis, für die wir das Freund-Feind-Verrat-Muster ohne weiteres zulassen, die »moralisch höhere« Welt der Kunst gegenüber, in der »Werte wie Menschlichkeit, Freude, Wahrheit, Solidarität«, die »aus dem wirklichen Leben abgedrängt« sind, »bewahrt« werden.³ Die Figur eines Verräters, der die Seiten wechselt, vom Freund zum Feind wird, kann hier streng genommen gar nicht bzw. nur als Aufhebung des künstlerischen Status vorkommen: Verlässt der Künstler den autonomen Bereich der ›reinen Kunst‹, wird er zum Nichtkünstler, etwa zum Propagandakünstler oder zum Parteigänger, der, im Gegensatz zum ‚reinen‘ Künstler, nicht Einzelgänger und selbst bestimmt, sondern (sozial) eingeordnet und sachlich und/oder persönlich fremd bestimmt ist.

Bereits bei Kant und Schiller, die als Begründer der ›Kunstautonomie‹ angeführt werden, erscheinen politische Praxis und Kunst in wenig eindeutiger Weise aufeinander bezogen. Für Schiller, dessen Ansatz als soziale Verlängerung von Kants Ansatz gesehen worden ist, wird gerade die Autonomie der ›höheren Kunst‹, die nicht aktiv und unmittelbar in wirkliches Geschehen eingreift, zum bevorzugten Mittel, um, etwa über die »ästhetische Erziehung des Menschen«

dessen Totalität wieder herzustellen und so mittelbar auch soziale Veränderungen nach sich zu ziehen.⁴ Gerade die Autonomie der Kunst als Herauslösung aus der Lebenspraxis bedingt dabei ihre (mittelbare) Wirkmächtigkeit hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Funktion.⁵ Zugleich erscheint der Autonomieanspruch der Kunst und seine Aufhebung »gleichursprünglich«, der autonome Künstler etwa wird im Fall vernünftiger politischer Gesetzgebung und der Inthronisierung des Menschen als Selbstzweck obsolet.⁶

Die Freund-Feind-Verrat Perspektive bietet sich für die Untersuchung von Avantgardebewegungen deshalb an, weil Avantgarden ein Terrain besetzen, das gekennzeichnet ist durch die Vermischung von ästhetischen und politischen Aspekten⁷ – Avantgarden sind auf den kleinsten gemeinsamen Nenner der intendierten »Rückführung der Kunst in die Lebenspraxis«⁸ gebracht worden, wobei dem Surrealismus eine paradigmatische Rolle zukommt⁹ – und von individuellen und kollektiven Interessen, insofern sie als kollektive Kampfgruppen im Dienst einer Sache (der ›Freiheit‹ und der ›Revolution‹) auftreten. Ganz im Sinne der Herkunft des Begriffs aus dem militärischen Bereich, wo er eine elitäre Vorhut meint, die Gelände und Gegner sondiert und für die nachrückenden Streitkräfte die Routen aufklärt, bezeichnet Avantgarde »diejenigen Tendenzen in Kunst, Politik und Gesellschaft, die den je gegenwärtigen Verhältnissen mit revolutionärem Elan vorausziehen, die jeweils im Namen der Freiheit von morgen die Grenzen des Ausdrucksfeldes von heute nach ›links‹ hin durchbrechen.«¹⁰ und die ihrem Selbstverständnis nach den »Inbegriff künstlerischen Leistens, ein Optimum an künstlerischer, moralischer, wenn nicht gesellschaftspolitischer Verdienstlichkeit« bilden.¹¹ Weil die Avantgarde unbekanntes Terrain sondiert, bestimmt sie ihre eigenen künstlerischen und sozialen Kriterien, den Charakter ihres Feindes ebenso wie ihren je aktuellen Standort selbst.

Ihr besonderes Pathos, hinsichtlich ihres Anspruchs, ihrer Rhetorik und des Selbstverständnisses ihrer Mitglieder, ziehen die Avantgarden aus ihrer Referenz auf die soziale Revolution.¹² Für künstlerische Bewegungen und ihre Produktionen wird hier das Kriterium einer faktischen Messbarkeit der Wirkung suggeriert und die Rolle des Künstlers erhält ein zentrales Gewicht, kann er doch nun kraft der Kunst »zum Funktionär gesellschaftlichen Fortschritts« werden.¹³ Künstlerisches Schaffen und politisches Handeln, Metapher und Buchstäblichkeit werden ununterscheidbar.

Für die Mitglieder eines avantgardistischen Kollektivs entsteht über die Zugehörigkeit zur Gruppe ein Dilemma, das in der Unterordnung unter eine selbstgesetzte Gruppendoktrin, die sich in einem steten Prozess der Neudefinition befindet, besteht: Breton formuliert:

»Eine der Schattenseiten der engagierten intellektuellen Aktivität auf gemeinschaftlicher Ebene ist die Notwendigkeit, die menschlichen Sympathiebekundungen der Fortsetzung dieser Aktivität unterzuordnen, koste es, was es wolle.«

Und :

»Es ging darum, darüber zu wachen, dass die Probleme des persönlichen Lebens die gesuchte gemeinschaftliche Lösung nicht durchkreuzten, um die Erschlaffung unseres marschierenden Flügels um jeden Preis zu verhindern.«¹⁴

Der Anspruch der Autonomie trifft auf den Zwang zur Einordnung in die Gruppe und in den Dienst an der gemeinsamen Sache. Für den Einzelnen bedeutet das, dass er, will er nicht zum Mitläufer oder zum Ausgeschlossenen werden, sich immer wieder neu als Person und als produzierender Künstler der gemeinsamen Sache wie der Freundesgruppe gegenüber verorten muss. Die Solidarität mit den Freunden kann im Einzelfall oder ›unter dem Druck der Umstände‹ den Verrat auf der sachlichen Ebene implizieren, ebenso wie das unbedingt freundschaftliche Verhältnis zur Sache, im äußersten Fall als Prinzipienreiterei, praktisch zum persönlichen Verrat am Freund führt. Die ›Affäre Aragon‹ zeigt u. a., wie treue Freundschaft den Preis sachlicher Untreue fordert und unbedingtes Festhalten an der Sache das Opfer der Freundschaft. Sie zeigt auch, wie unter dem Druck der Autonomieproblematik und wenn es um Kunstwerke (und nicht etwa um Manifeste) geht, Verrat existentielle Dimensionen annimmt und die dem Künstler unterstellte ›Haltung‹, gedacht als Kongruenz von Sach-, Einzel- und Kollektivinteresse, an Gewicht zur Beurteilung von Verrat als Tatbestand gewinnt. Dabei ist der Tatbestand des Verrats selten eindeutig, denn er wird bestimmt durch die Sichtweise und durch die Beurteilung der oft aus dem Tatbestand gar nicht abzuleitenden Beweggründe und Absichten des Verräters. So wird der Verrat in zeitlichem Abstand und je nach Standpunkt und Interessenlage »veredelt« durch entlastende oder objektivierende Erklärungsmuster, wie etwa Verführung (so will Breton Aragons Verrat verstehen) oder Konversion (Aragon sieht seinen Verrat als Bekehrung in der Sache).

Den Rahmen für die ›Affäre Aragon‹, die sich als langer Prozess darstellt, bilden der von der surrealistischen Bewegung gesuchte Anschluss an die Kommunistische Partei Frankreichs, der Breton, Aragon, Eluard, Péret, und Unik 1927 beitreten, und die fortgesetzten Positionierungskämpfe, die ab 1935 zum Bruch mit der Partei führen.¹⁵ Das Dilemma der surrealistischen Bewegung besteht darin, dass sie sich verpflichtet hat, ihre künstlerische Aktivität der Parteidisziplin und -kontrolle unterzuordnen, zugleich aber will sie keine Einschrän-

kung der »Freiheit, des Abenteuers, das im Surrealismus eingegangen werden muß.«¹⁶ Der Verrat Aragons an Breton und dem Surrealismus stellt sich dabei je nach Zeitpunkt, Blickwinkel und Interessenlage in unterschiedlichen Szenarien dar.

Die Reihenfolge der Ereignisse lässt sich benennen: Aus »eher zufälligen Gründen«¹⁷ stellt sich Aragon zusammen mit Sadoul zur Verfügung, um im November 1930 als Delegierter der Kommunistischen Partei Frankreichs an dem II. Internationalen Kongress revolutionärer Schriftsteller in Charkow teilzunehmen. Aragon lässt »sich offensichtlich von der Atmosphäre des Kongresses mitreißen.«¹⁸ Jedenfalls unterschreiben Aragon und Sadoul nach dem Kongress ein selbstkritisches Papier, in dem sie sich gegen einzelne surrealistische Positionen und Produktionen absetzen und die Autorität der Partei und den dialektischen Materialismus als verbindlich anerkennen.¹⁹ In der Darstellung Bretons ist dieser erste Verrat vor allem auch das Resultat der Verführung durch Sadoul²⁰ und vor allem durch Elsa Triolet, Schwester Majakowskis und spätere Frau Aragons:

Bedenken sie, daß diese Reise, die voller Überraschungen und Konsequenzen sein würde, keineswegs auf Aragons, sondern auf Elsa Triolets Initiative hin stattfand, die er gerade kennengelernt hatte und die ihn aufforderte, sie zu begleiten. Aus der Distanz und so wie sie sich im folgenden definierte, besteht aller Anlaß zu vermuten, daß sie dort das verlangte und durchsetzte, was sie wollte. Ebenso scheint es, daß alles anders hätte verlaufen können, wenn Sadoul ihnen nicht gefolgt wäre, um den polizeilichen Nachforschungen zu entgehen. Es ist der Meinungsaustausch zwischen Aragon und Sadoul, beide von uns abgeschnitten [...] der dazu führen wird, eine Reihe von Entscheidungen zu treffen, deren Auswirkungen den Rahmen des Surrealismus sprengen werden, spürbar bis zum heutigen Tag und darüber hinaus. Hätten die Umstände nicht nachgeholfen, worauf ich in der Absicht bestehe, das eklatante Missverhältnis von Ursache und Wirkung zu unterstreichen, so hätte Aragon, wie ich ihn damals kannte, niemals etwas auf sich genommen, womit er eine Trennung von uns riskierte.²¹

Breton beschreibt den Verlauf der verhängnisvollen Reise: Aragon hält ihn über die Aktivitäten auf dem laufenden, er gibt Breton gegenüber vor, die »surrealistische Konzeption« von Dichtung und Kunst gegenüber der Partei zu vertreten. Aber »ganz schlagartig« verschlechtert sich die Situation. Sadoul, der zuerst von der Reise zurückkehrt, weil Aragon sich noch für einige Tage in Brüssel aufhält,

bringt Breton durch seine Fragen in Bedrängnis. Es sei alles gut gelaufen, aber ein oder zwei Stunden vor der Abreise Aragons und Sadouls wird ihnen ein Papier vorgelegt, das die »Leugnung fast aller Positionen [des Surrealismus]« beinhaltet, und das beide unterschreiben: »Nein«, sagte er [Sadoul], »Aragon war der Ansicht, darum käme man nicht herum, wenn man – du genauso wie wir – in den kulturellen Organisationen der Partei arbeiten wolle.«²² Aragon, offenbar überzeugt von der Notwendigkeit, den Surrealismus der Partei unterzuordnen, scheint Sadoul vorzuschicken, um dem Freund die Abtrünnigkeit zu unterbreiten. Breton beschreibt die Wirkung dieses ersten Verrats, den er als Eröffnungskonstellation und Impuls einer Eigendynamik auffasst:

Da sah ich zum ersten Mal, wie sich vor meinen Augen ein Abgrund auftat, der von da an schwindelerregende Dimensionen annahm, und zwar in dem Maße, in dem sich die schamlose Idee durchsetzte, daß die Wahrheit hinter dem Nutzen verschwinden solle bzw. daß weder das Bewußtsein noch die einzelne Person berücksichtigt bleibt bzw. daß der Zweck die Mittel heiligt.²³

Kaum zurückgekehrt sucht Aragon den Tatsachen zum Trotz die emotionale Rückkehr in die Gruppe, er veröffentlicht Texte, in denen er darauf besteht, dass »die Übereinstimmung mit seinen ältesten Freunden« für ihn »eine Frage auf Leben und Tod sei.«²⁴ Diese emotionale Reintegration in die Gruppe glückt offenbar, vor allem im Hinblick auf Breton, es bleiben jedoch Hintergedanken.²⁵ Für die Öffentlichkeit und sachlich, aber keineswegs widerspruchsfrei argumentierend, widerruft Aragon in seinem Manifest *Aux intellectuels révolutionnaires* seine Abkehr vom Surrealismus.²⁶ Die erste Etappe des Verrats Aragons an Breton und den Surrealisten endet also mit einer scheinbaren emotionalen Reintegration der Verräters in die Gruppe, die vom Verräter zusätzlich sachlich und öffentlich unterfüttert wird. Dabei zeichnet sich bei Aragon und Breton bereits eine innere Spaltung zwischen dem Festhalten am Freund als emotionaler Zugehörigkeit und sachlicher Überzeugung und zwischen dem Tatbestand und seiner Interpretation bzw. Handhabung ab.

Der eigentliche Bruch zwischen Aragon und Breton, und eine Verschärfung der Spannung zwischen Surrealismus und dem Kommunismus, wird nur Monate später eingeleitet. Anlass ist dieses Mal ein Kunstwerk: Im August 1931 veröffentlicht Aragon sein Gedicht *Front rouge* in der in Moskau erscheinenden Zeitschrift der Internationalen Vereinigung revolutionärer Schriftsteller *La littérature de la Révolution mondiale*. Wegen Sätzen wie »Descendez les flics (...) / Feu sur Léon

Blum / Feu sur Boncour Frossard Déat / Feu sur les ours savants de la social-démocratie«²⁷ strengt das Ministerium Tardieu 1932 einen Prozess wegen Anstiftung zum Ungehorsam und Aufruf zum Mord gegen Aragon an. Ihm droht eine Gefängnisstrafe von fünf Jahren. Da mobilisieren die Surrealisten, allen voran Breton, die öffentliche Meinung zur Verteidigung des Freundes und Mitstreiters. Er lässt über 300 Intellektuelle aus aller Welt eine Protesterklärung unterzeichnen, deren zentrales Argument lautet: »Wir wehren uns gegen jeden Versuch, einen poetischen Text juristisch zu interpretieren, und fordern die sofortige Einstellung des Verfahrens.«²⁸ Er entfacht mit diesem Satz in Frankreich eine Debatte, die ins Herz des avantgardistischen Selbstverständnisses trifft. Zunächst antwortet die *Humanité* auf Bretons Argumente:

Wir verurteilen den Missbrauch dieser Affäre seitens der surrealistischen Gruppe zu Zwecken ihrer eigenen Reklame. Weit entfernt, die bürgerliche Repression zu bekämpfen, protestieren die Surrealisten nur, weil die Repression ein lyrisches Gedicht betrifft. Sie verlangen politische Immunität für die Dichter und nur für die Dichter. (...) Ihr Revoluzzertum ist rein verbal.²⁹

Der Konflikt zwischen ästhetischer Autonomie, die allererst den Kunstwert garantiert und dem Anspruch auf praktisch-politische Veränderung über avantgardistische Kunst wird zur Kluft zwischen Kunst bzw. Poesie als folgenloser Großsprecherei ›kleinbürgerlich-idealistischer Individuen‹ und kommunistischer Doktrin als lebensgefährlichem Engagement für die Sache des Proletariats. Auch Schriftsteller, die nicht zur surrealistischen Gruppe gehören, beziehen nun Stellung. André Gide polemisiert: »Warum für die Literatur Straffreiheit verlangen? Als ich Corydon schrieb, war ich bereit, ins Gefängnis zu gehen. Das Denken ist ebenso gefährlich wie das Handeln, wir sind gefährliche Leute.«³⁰ Jules Romains stellt Überlegungen zu den Konsequenzen für die Kunst an:

Wenn wir diese Petition unterzeichnen, wir, die wir ihrer Gruppe nicht angehören, sieht es so aus, als ob wir sagten: Aragon ist ein netter Junge, der ein harmloses Stück Rhetorik (...) geschrieben hat. Alle Surrealisten sind nette Jungen. Und überhaupt kommt es nicht in Frage, den Inhalt eines Gedichts ernst zu nehmen. Mir scheint das sehr ernste Folgen für die Dichtung zu haben, für ihre Auffassung davon wie für die meine.³¹

Breton versucht mit *Misère de la poésie. L'affaire Aragon devant l'opinion publique*.³² auch eine Antwort auf diese Debatte und eine Rettung des Freundes vor der Gefängnisstrafe. Er beschwört u. a. die Dichotomie von Gattungszugehörigkeiten: von Außenwelt, wachem Leben, Prosa und Surrealismus, geträumten Taten, Poesie, die ihr Sujet im Unterschied zur Prosa allererst eigengesetzlich aus sich selbst hervorbringt.³³ Es liegt daher auf der Hand, dass ein surrealistischer Künstler nicht für seine surrealistischen Taten von Gericht und Polizei zur Verantwortung gezogen werden kann, und dass aus einem Gedicht niemals einzelne Sätze isoliert werden können, weil das Wortmaterial der Poesie eben autonom fungiert. Allerdings ist auch die so aufgefasste Poesie weder unverbindlich noch Selbstzweck; sie muss sich einer anderen Instanz als Richtern und Polizisten, ihrem historischen Prozess gegenüber, der eine Emanzipation vom präexistentem Gegenstand und der Unmittelbarkeit der Kommunikation darstellt, verantworten.³⁴ Breton verurteilt Aragons Gedicht als regressiv, u. a. weil es nicht autonom ist, sondern seine Aktualität und Wirksamkeit äußeren Ereignissen verdankt.

Tatsächlich markiert *Front Rouge* einen Bruch Aragons mit seinem eigenen künstlerischen Schaffen. Es fällt zudem in die Zeit einer tiefen persönlichen Krise, die ihn fast in den Selbstmord treibt und aus der ihn Elsa Triolet ›rettet‹, um ihn dann der Sache des revolutionären Proletariats und der nationalen französischen Tradition des Romans zuzuführen.³⁵ Aragon stellt *Front Rouge*, das Breton als Verrat an der surrealistischen Kunstauffassung darstellt, im Rückblick als notwendige Station einer Suche nach neuen Wegen vor, als Etappe einer Konversion:

Nach und nach habe ich mich daran begeben, die Poesie, die meine war, umzuwandeln, in oft widersprüchlichen Etappen, deren erstes Beispiel ein Gedicht ist, das ich sehr schlecht finde, aber darum geht es nicht, es geht um das, wofür es stand: ich meine *Front Rouge*. Danach und später dann habe ich eingesehen, wie wichtig es ist, auf eine Sprache zurückzugreifen, die nicht in Frage gestellt werden kann, wenn man zu den Leuten sprechen und vor allem, wenn man verstanden werden will. Die Diskussion muß über das gehen, was gesagt wird, und nicht darüber, wie es gesagt wird.³⁶

Es ist wiederum ein ›Verführer‹, Salvador Dali, der mit einzelgängerischen Aktionen die Atmosphäre der Ernsthaftigkeit in der Auseinandersetzung des Surrealismus mit dem Kommunismus untergräbt und so den Boden für den endgültigen Bruch zwischen Aragon und Breton bereitet. Dali erscheint als treibende Kraft für Aragons wachsendes Unbehagen gegenüber der Selbstbezogenheit surrealistischer Aktionen und Produktionen und vor allem am Mangel an Ernsthaftigkeit

und Verantwortungsgefühl. Als Dali in der Gruppe ein vom ihm erfundenes surrealistisches Objekt skizziert und beschreibt, eine Smokingjacke, die zur Gänze mit mit Milch gefüllten Likörgläsern verziert ist, erregt sich Aragon über die Verschwendung von Milch, wo es doch Kinder gäbe, die keine Milch hätten. Der Gruppe erscheint dieses Verhalten als ganz neue Seite an Aragon.³⁷ Weitreichendere Konsequenzen hat Dalis Text *Rêverie*.³⁸ In Anwendung seiner kritisch-paranoischen Methode beschreibt Dali dort, wie er nach dem Essen Onanie dem Nachdenken über einen Artikel vorzieht. Dies wird zum Anlass dafür, dass sich Aragon zusammen mit anderen Genossen vor einer Kontrollkommission der KPF verantworten und Dalis Mitarbeit ausdrücklich missbilligt werden soll. Die von der Partei verlangte endgültige Distanzierung von Dali wird verweigert. Aragon, der Breton den Verlauf der Sitzung schildert, zitiert den Einwand eines Funktionärs: »Ihr wollt nur die so einfachen und gesunden Beziehungen zwischen Mann und Frau verwirren.«³⁹ Breton erregt sich über diesen Satz so sehr – »Wer wagt zu behaupten, dass diese Beziehungen in der bürgerlichen Gesellschaft einfach und gesund seien?«⁴⁰ – dass er darauf besteht, ihn in *Misère de la Poésie* zur Sprache zu bringen. Aragon lehnt das kategorisch ab, mit dem Argument, dass es sich um eine parteiinterne Rede handele, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sei. Er kündigt nun an, dass es, falls Breton bei seiner Absicht bleibe, zum endgültigen Bruch zwischen ihnen komme. Breton setzt sich über Aragons Wunsch hinweg, und Aragon bricht mit Breton in dem Moment, als *Misère der la Poésie*, die Streitschrift für seine Verteidigung, erscheint. In *Humanité* veranlasst er eine Distanzierungserklärung:

Der Genosse Aragon läßt uns wissen, daß er mit dem Erscheinen einer Broschüre *Misère de la Poésie*. *L'affaire Aragon devant l'opinion publique* nicht das geringste zu tun hat. Er möchte keinen Zweifel darüber lassen, daß er den Inhalt dieser Broschüre und das Aufhebens, das sie von seinem Namen macht, aufs entschiedenste mißbilligt, daß jeder Kommunist die Attacken, die diese Broschüre enthält, als unvereinbar mit dem Klassenkampf und daher als objektiv konterrevolutionär zu betrachten hat.⁴¹

Der Bruch mit Breton und dem Surrealismus ist für Aragon auch ein Befreiungsschlag, der ihn dazu führt, nach einer Variante des Schaffens und des Lebens zu suchen, die die Dichotomie von »reiner Kunst« und »Propagandakunst« auflöst.⁴² Er führt nun ein Leben ganz im Dienst der Partei und versucht, von diesem Engagement abgesetzt, in der Gattung des Romans einen »réalisme moderne«⁴³ mit seiner persönlichen Überzeugung als Kommunist zu verbinden. Künstlerische

Verfahren, wie die Fotomontage und die Collage rücken ihm als Möglichkeiten der Überwindung des Gegensatzpaares »reine« und »Propagandakunst« ins Blickfeld.⁴⁴ Gelungen zeigt sie sich etwa in den Arbeiten John Heartfields, die Aragon so einordnet:

Sehr rasch hatte die soziale Auflehnung die poetische ersetzt, oder genauer: unter dem Druck der Ereignisse, in dem Kampf, in den der Künstler sich gestellt fand, waren beide Auflehnungen verschmolzen; es gibt keine andere Poesie mehr als die der Revolution. In jenen brennenden Jahren [...] tauchten [...] in Rußland Majakowski, in Deutschland Heartfield auf. Und diese beiden Beispiele, eines unter der Diktatur des Proletariats, das andere unter der Diktatur des Kapitals, gingen aus von der unverständlichsten Poesie, von der letzten Form der Kunst für die Wenigen, und gelangten zur glänzendsten, zeitgenössischen Illustration dessen, was die Kunst für die Massen, diese unverständlicher Weise verschrieene Sache, sein kann.⁴⁵

»Es gibt Stilleben von Heartfield, wie [...] jenes Gerüst aus Hitler-Spielkarten, die mich unfehlbar an Chardin erinnern. Hier hat der Künstler – einfach, mittels Schere und Kleistertopf – das Beste übertroffen, was die moderne Kunst, die Kubisten eingeschlossen, in der Sackgasse des geheimnisvollen Alltags versucht haben. Einfach sind auch die Gegenstände, wie einst bei Cézanne die Äpfel [...]. Aber hier kommt noch der Sinn hinzu, und der Sinn hat die Schönheit nicht entstellt.« (Vgl. Anmerkung 39)



Aus Aragons Perspektive stellt sich sein Verrat an Breton und am Surrealismus als notwendiges Opfer für seine persönliche und künstlerische Weiterentwicklung dar. Aus der Sicht Bretons erscheint der Verrat Aragons nicht als Treue zu sich selbst, sondern als vorzeitige Kapitulation:

Der Vorwurf, den man Aragon und einigen anderen machte, bestand darin, kapituliert zu haben, bevor sie überhaupt gekämpft hatten, sich [...] der offiziellen Linie der Partei angeschlossen zu haben, statt zu versuchen, sie aus dem Inneren der Organisationen heraus zu korrigieren [...].⁴⁶

In den drei Jahren, die zwischen der ›Affäre Aragon‹ und dem Bruch Bretons mit der Partei liegen, zeigt sich, dass sich hinter den verschiedenen Sichtweisen der Protagonisten der ›Affäre Aragon‹ eine von Surrealismus und Kommunismus markierte und für Avantgardebewegungen grundlegende Divergenz in der Auffassung von ›Realität‹ verbirgt. Breton wird nicht müde, eine Vereinbarkeit von Kommunismus und Surrealismus unter kritischer Federführung des letzteren zu suchen: »Die Welt verändern, hat Marx gesagt, das Leben ändern, sagte Rimbaud, uns verschmelzen beide Aussprüche zu einem einzigen Schlachtruf.«⁴⁷ Noch 1938 bringt Breton zusammen mit Trotzki in der Formel: »Was wir wollen: die Freiheit für die Kunst – für die Revolution; die Revolution – für die endgültige Befreiung der Kunst.«⁴⁸ einen gemeinsamen Nenner auf. Aber das Projekt einer revolutionären, unabhängigen Kunst scheitert am Misstrauen der Künstler und Linken. Breton instauriert einen erweiterten Realitätsbegriff, einen »poetischen Materialismus«,⁴⁹ er will beweisen, dass auch das individuelle Imaginäre real ist und einen Status als Faktum beansprucht. Aragon hingegen sieht in der Poesie eine »Sphäre des schönen Scheins«, in den (sozialen) Gegebenheiten einen dagegen abgesetzten Bereich anderer Ordnung, und eben daher stellt sich ihm das Problem des »Engagements« viel deutlicher als Breton.⁵⁰ Aragon trennt Politik und Kunst und antwortet darauf mit einem Leben, das Widersprüche aushält; Breton beschwört die Methode einer ›Kritik von innen heraus‹ und bewahrt eine utopische Grundhaltung, um Widersprüche in (noch ausstehende) Vereinbarkeiten zu verwandeln. Der Gegensatz in den Charakteren, den Breton zwischen sich und Aragon von Anfang an herausstreicht, hebt entsprechend auf die »Beweglichkeit« Aragons ab, die ihn verführbar, aber auch einsichtig und handlungsfähig macht, und auf die Prinzipientreue und das Beharrungsvermögen Bretons:

Seine [Aragons] geistige Beweglichkeit ist ohnegleichen, daher vielleicht die ziemliche Laxheit in seinen Ansichten und zudem eine gewisse Beeinflussbarkeit. Außerordentlich warmherzig, gibt er sich vorbehaltlos seinen Freundschaften hin.[...] Wozu mich andere verleiten wollten, hielt ich immer für Schwindelei oder Täuschung.⁵¹

Festzuhalten bleibt jedoch, dass es Breton selbst war, der bei allem Engagement für die Freundschaft, den Bruch mit dem Freund letztlich herbeiführt.⁵² Der Chronist der Surrealisten, Maurice Nadeau, spricht wohl für die Mehrheit der Surrealisten, die in Aragon eindeutig einen Verräter sehen, und mit ihrer Darstellung auch zeigen, in welchem Maß sich Verrat über die eigentlich aus den Ereignissen gar nicht ableitbare mutmaßlich schwache und eigennützige ›Haltung‹ des Verräters definiert:

Im Gegensatz zu Naville überschreitet Aragon heimlich und ganz allein die Grenzlinie, die schon immer den Surrealismus von der politischen Aktion, vom Marxismus schied, d. h., er fällt vom Surrealismus ab, um Kommunist zu werden. Und da er sie mehrere Monate lang über das, was er vorhat, im unklaren läßt, stehen die Surrealisten nicht an, in seinem seltsamen Verhalten ein Einschüchterungsmanöver zu sehen [...]. Übrigens tun Naville und Aragon ihre Schritte zu ganz verschiedenen Zeitpunkten. Aragon ist nur Mitläufer einer Strömung, die immer mehr fortschrittlich gesinnte Intellektuelle aller Länder der Sowjetunion zutreibt. Zu der Zeit, da Aragon sich davon mitreißen läßt, haben alle jene, die sich offen zum Kommunismus bekennen, kaum noch Unannehmlichkeiten im eigenen Land zu gewärtigen. Im Gegenteil, der Übertritt ist risikolos. Aragons Schritt dünkt die Surrealisten nicht das Resultat einer innerlichen Weiterentwicklung. Sie halten den Schritt eher für eine Widerrufung, einen Rückzieher, ein Umfallen aus Schwäche, ja ›einen Verrat‹, und voll Verbitterung werfen sie ihm das dann auch jahrelang vor.⁵³

Die in der Diskussion um die ›Affäre Aragon‹ sich offenbarenden Dilemmata setzen sich bei den Interpreten der Avantgarde fort. Während etwa Peter Bürger die Errungenschaften der Avantgarde nicht verraten will und an der Aufhebung der Dichotomie von reiner und politischer Kunst auf der Grundlage des avantgardistischen nicht-organischen Werks als neuem, geschichtslos und ubiquitär anwendbaren Typus engagierter und subversiver Kunst festhält,⁵⁴ sieht Enzensberger am Surrealismus als

Modell aller avantgardistischen Bewegungen [...] deren Möglichkeiten und Begrenzungen ein für alle mal zu Ende formuliert. [...] Jeder Heimatfilm verdient mehr Schonung als eine Avantgarde, die zugleich arrogant das kritische Urteil überrumpeln und ängstlich die Verantwortung für ihre eigene Arbeit loswerden möchte.⁵⁵

Im nachhinein erscheint der Verrat der Moderne immanent: Die historische Situation von Interessenüberschneidung und (inszeniertem) Antagonismus von Surrealistischem Freundeskreis und KPF, das öffentliche Aufbauschen und gnadenlose Zuspitzen einer Freund-Feind-Situation, koppelt die Realisierung persönlicher und sachlicher Veränderung an Verrat (Aragon) oder an machtpolitische Gruppenkontrolle (Breton). Jeder, der zwischen die Fronten gerät, deren willkürlich zur Anwendung gebrachte politische und ästhetische Kriterien einander ausschließen, muss sich früher oder später als Verräter oder Verratener, als Opfer oder als Täter innerhalb dieser Frontenbildung erkennen. Augenfällig ist dabei die Diskrepanz zwischen der propagandistischen, wesentlich öffentlichen Ebene, auf der der Tatbestand des Verrats inszeniert und diskutiert wird, und den geringfügigen Anlässen und persönlichen Animositäten, die faktisch den Gang der Dinge bestimmen und sich zu ernstesten existentiellen Krisen auswachsen.

Die ›Affäre Aragon‹ zeigt auch, dass der avantgardistische Gedanke einer Aufhebung der Dichotomie von reiner und politischer Kunst stärker als etwa an einen ›avantgardistischen Werkbegriff‹ an die Benennung, Erfindung oder Propagierung ›des Feindes‹ geknüpft ist. Der persistente Anspruch, über die Kunst ästhetische, moralische und gesellschaftspolitische Aspekte in besonderer Weise miteinander verbinden zu müssen, reicht von der Idee einer Poetisierung des Lebens oder einer ›Kritik von innen heraus‹, die Breton beerbt, bis – eher im Sinne Aragons – zur künstlerischen Bearbeitung sozialer Probleme oder der Auffassung von Kunst als Variante von Sozialarbeit. Der Bezug aufs ›Soziale‹ hat von seinem Verstärkungseffekt hinsichtlich der Bedeutsamkeit von Kunst und Künstler wenig eingebüßt. Mit zunehmender Partikularisierung, dem Abbau ideologischer Fronten und dem Verlust an Öffentlichkeit scheint heute ›der Feind‹ gegenüber dem ›Verräter‹ an Gewicht zu gewinnen: Es ist die Benennung des ›Feindes‹, der etwa kommerzieller Erfolg des Künstlers oder nicht-konzeptuelle Malerei heißen kann, der den künstlerischen Anspruch der ›Autonomie‹ wesentlich konstituiert, ihre Grenze und ihre Qualität bestimmt, und von dem her die ästhetischen und politischen Manöver ihre Bedeutsamkeit gewinnen.

- 1 Urs Jaeggi: Versuch über den Verrat, Darmstadt 1984, S. 301.
- 2 Vgl. Hans-Joachim Schädlich: Vertrauen und Verrat, Göttingen o. J., S. 39.
- 3 Peter Bürger formuliert dies so: »Werte wie Menschlichkeit, Freude, Wahrheit, Solidarität werden gleichsam aus dem wirklichen Leben abgedrängt und bewahrt in der Kunst«. Peter Bürger: Theorie der Avantgarde, Frankfurt/M. 1974, S. 68.
- 4 Vgl. Bürger: Theorie der Avantgarde (Anm. 3), S. 62.
- 5 Bürger: Theorie der Avantgarde (Anm. 3), S. 63.
- 6 Burkhardt Lindner stellt die »Gleichursprünglichkeit« am Beispiel Schillers Bürgers Ansatz gegenüber. Vgl. Ders.: Aufhebung der Kunst in der Lebenspraxis? Über die Aktualität der Auseinandersetzung mit den historischen Avantgardebewegungen, in: Martin Lüdke (Hg.): Theorie der Avantgarde. Antworten auf Peter Bürgers Bestimmung von Kunst und bürgerlicher Gesellschaft, Frankfurt/M., S. 84. Lindner zitiert Schiller:
»Wäre der außerordentliche Fall wirklich eingetreten, daß die politische Gesetzgebung der Vernunft übertragen, der Mensch, als Selbstzweck respektiert und behandelt, das Gesetz auf den Thron gehoben, und wahre Freiheit zur Grundlage des Staatsgebäudes gemacht worden, so wollte ich auf ewig von den Musen Abschied nehmen, und dem herrlichsten aller Kunstwerke, der Monarchie der Vernunft, alle meine Tätigkeit widmen.« Vgl. ebenfalls Bürger: Theorie der Avantgarde (Anm. 3), S. 138. Bei Lüdke findet sich außerdem die Autonomieproblematik umfassend aufgearbeitet.
- 7 Der Begriff Avantgarde entstammt dem militärischen Bereich und wurde Mitte des 19. Jahrhunderts in Frankreich zunächst auf die Kunst, etwa 50 Jahre später auf die Politik angewandt, als Lenin 1919 die Kommunistische Partei als »Avantgarde des Proletariats« bestimmte. Eine Geschichte des Begriffs findet sich bei Hans Magnus Enzensberger: Die Aporien der Avantgarde, in: Ders.: Einzelheiten, Frankfurt/M., S. 296^f. Ebenfalls bei Hans Egon Holthusen: Kunst und Revolution, in: Ders.: Avantgarde – Geschichte und Krise einer Idee, München 1966, S. 9 f.
- 8 Bürger: Theorie der Avantgarde (Anm. 3), S. 138.
- 9 Vgl. dazu etwa die Ausführungen Lindners in: Aufhebung der Kunst (Anm. 6), S. 82.
- 10 Holthusen: Kunst und Revolution (Anm. 7), S. 9.
- 11 Holthusen: Kunst und Revolution (Anm. 7), S. 8.
- 12 Holthusen weist darauf hin, dass das Verhältnis von Avantgarde und Revolution von der Gleichsetzung von künstlerischem und politischen Fortschritt bis zum metaphorischen Verhältnis reicht. Vgl. Holthusen: Kunst und Revolution (Anm. 7), S. 11 f.
- 13 Holthusen: Kunst und Revolution (Anm. 7), S. 11.
- 14 André Breton: Entretiens-Gespräche. Dada, Surrealismus, Politik. Hg. v. Unda Hörner, Wolfram Kiepe, Amsterdam 1996, S. 178.
- 15 Vgl. zu den Details die Ausführungen Joseph Jurts: Schriftsteller und Politik im Frankreich der dreißiger Jahre, in: Peter Brockmeier/Hermann H. Wetzel (Hg.): Französische Literatur in Einzeldarstellungen. Bd. 3, Stuttgart 1982, S. 133–159.
- 16 Breton: Entretiens (Anm. 14), S. 198.
- 17 Vgl. Jurt: Schriftsteller und Politik (Anm. 15), S. 148.
- 18 Jurt: Schriftsteller und Politik (Anm. 15), S. 148.
- 19 Vgl. dazu auch die Ausführungen Jurts, der einzelne Punkte der Abtrünnigkeit benennt; Jurt: Schriftsteller und Politik (Anm. 15), S. 148 f.
- 20 Sadoul wird in Frankreich polizeilich verfolgt und ist zu drei Monaten Gefängnis verurteilt, weil er im Rausch einen »mit aufrührerischen Worten gespickten Brief« an den Besten der Concours für Saint-Cyr geschrieben hat, der ihn an den Direktor weiterleitet, der seinerseits die Strafverfolgung einleitet. Breton: Entretiens (Anm. 14), S. 195.
- 21 Breton: Entretiens (Anm. 14), S. 194 f.
- 22 Breton: Entretiens (Anm. 14), S. 197.
- 23 Breton: Entretiens (Anm. 14), S. 197.
- 24 Jurt: Schriftsteller und Politik (Anm. 15), S. 149.
- 25 Breton: Entretiens (Anm. 14), S. 197.
- 26 Vgl. auch Jurt: Schriftsteller und Politik (Anm. 15), S. 149.
- 27 Louis Aragon: Front rouge, in: Ders.: Persécuté persécuteur, Paris 1931, o. S.
- 28 André Breton: Misère de la Poésie, Paris 1932, S. 16.
- 29 Breton: Misère (Anm. 28), S. 16.
- 30 Breton: Misère (Anm. 28), S. 16.
- 31 Zitiert in Breton: Misère (Anm. 28), S. 7. Vgl. auch die Ausführungen Elisabeth Lenks (dies.: Der

- springende Narziss. André Bretons poetischer Materialismus, München 1971, S. 154 f.), denen ich hier folge.
- 32 Breton: Entretiens (Anm. 14), S. 199 f.
- 33 Zu Einzelheiten Vgl. Lenk: Der springende Narziss (Anm. 31), S. 156.
- 34 Vgl. auch Lenk: Der springende Narziss (Anm. 31), S. 157.
- 35 Roger Garaudy: L'itinéraire d'Aragon, Paris 1961, S. 158.
- 36 Lenk: Der springende Narziss (Anm. 31), S. 159.
- 37 Breton: Entretiens (Anm. 14), S. 198.
- 38 Salvador Dali: Rêverie, in: La Surréalisme au service de la Révolution. No.4, Paris 1931, o. S.
- 39 Breton: Entretiens (Anm. 14), S. 200; vgl. auch die Darstellung Lenks, S. 163.
- 40 Breton: Entretiens (Anm. 14), S. 200.
- 41 Zitiert nach Lenk: Der springende Narziss (Anm. 31), S. 163 f.
- 42 Jurt: Schriftsteller und Politik (Anm. 15), S. 152.
- 43 Jurt: Schriftsteller und Politik (Anm. 15), S. 152.
- 44 Jurt gibt viele Details (Jurt: Schriftsteller und Politik (Anm. 15), S. 152). Das Paradigma einer Überwindung des genannten Gegensatzes bildet für Aragon etwa die Kunst von John Heartfield.
- 45 Louis Aragon: John Heartfield und die revolutionäre Schönheit, in: Commune, Mai, Paris 1935, o. S. (deutsch von Wieland Herzfelde, in: Ders.: John Heartfield, Dresden 1962, S. 324 f. Anlässlich der von Aragon maßgeblich mit organisierten Ausstellung *Exposition John Heartfield*, Maison de la Culture, Paris 18.04.–5.5.1935.
- 46 Breton: Entretiens (Anm. 14), S. 200 f.
- 47 André Breton: Discours pour la défense de la culture, zit. N. Maurice Nadeau: Geschichte des Surrealismus, Hamburg 1965, S. 182.
- 48 Volker Zotz: André Breton, Hamburg 1990, S. 99.
- 49 So der Untertitel des Buches von Lenk (Lenk: Der springende Narziss (Anm. 31)).
- 50 Vgl. dazu auch Lenk: Der springende Narziss (Anm. 31), S. 153.
- 51 Breton: Entretiens (Anm. 14), S. 46 f.
- 52 Vgl. auch Zotz: André Breton (Anm. 48), S. 97.
- 53 Nadeau: Geschichte des Surrealismus (Anm. 47), S. 166 f.
- 54 Bürger: Theorie der Avantgarde (Anm. 3), S. 127.
- 55 Enzensberger: Die Aporien der Avantgarde (Anm. 7), S. 313.

Albert Kümmel
WAR OF THE WORLDS REVISITED

Auf dem ersten Internationalen Katholischen Rundfunkkongress 1929 hält der französische Jesuitenpater und Medienspezialist (Zeitschriftenredakteur und Rundfunksprecher) Lhande eine Rede, die das neue Medium Rundfunk als einzigartige Waffe im Kampf der Kirche um verlorene Seelen preist. Enthusiastisch und gänzlich ambivalenzfrei lobt er die »ungeheure Macht« des Rundfunks »zur Evangelisierung der indifferenten oder heidnischen Massen.«¹ Erstens übersteigt die abwesende Masse der Rundfunkhörer jede nur mögliche Gemeindeversammlung: Die Rundfunkhörer sind die größte medial erreichbare Masse. Zweitens und drittens aber ist die völlig körperlose Stimme der Funkübertragung reiner Geist, eine Seele, die ganz ungetrübt von jeder Materie direkt zur Seele spricht. Der so gestimmte Empfang wird durch die Intimität der Rezeptionssituation »im Kreise der Familie« noch gesteigert. Lhande bedient sich topischer Figuren des (deutschen) Radiodiskurses der zwanziger Jahre: Nicht erst die Predigt macht Radiohören zur religiösen Praxis, sondern jedes Hören des »Radio-Rufs« (Wolfgang Hagen) ist immer schon Gottesdienst. Wolfgang Hagen wird dieses Hören »viszeral« nennen, ein Lauschen mit und in den Eingeweiden also, und derjenige Ausschnitt des deutschen Radiodiskurses, der sich 1932 in Kolbs *Horoskop des Hörspiels* als Programmschrift nationalsozialistischer Radiopraxis *avant la lettre* manifestiert, steigert den Intimitätswahn ins metaphysisch Grotteske. Erhoffter Effekt solcher Einflüsterungen ist eine sich proteushaft ausdehnende Korporativität der Gemeinde, eine wahre Inkarnation des gesprochenen Wortes, wie zu Anfang des Johannesevangeliums zu lesen und in manchen mittelalterlichen Darstellungen der Empfängnis Christi als Botschaft Gottes ins jungfräuliche Ohr zu sehen. Die Fleischwerdung des elektrifizierten Wortes kann durch nichts und niemanden aufgehalten werden: Keine Grenze hindert den Empfang der Botschaft – wer über's Radio spricht, kann sprechen wie sonst nur Gottvater persönlich (was freilich eine Blasphemie wäre, weshalb Père Lhande auch zahlreiche Regeln aufstellt, die einen solchen Missbrauch des Mediums verhindern sollen – allein: was hilft's). Und so beschließt Lhande seine Überlegungen mit einem Theorem, das es mit jeder möglichen Theorie guerillaartiger Kriegsführung aufnehmen kann: »Wenn dann etwa ein sektiererischer Staat es versuchen wollte, den religiösen Rundfunk zu unterbinden, so sieht er sich vor die Tatsache gestellt, daß er in seiner eigenen Sprache von fremden Sendern evangelisiert wird [...].«²

Lhande positiviert in radikaler Weise die Figur des inneren Feindes, gegen

den jede Sicherung der Grenzen immer schon zu spät kommt. Deshalb ist die eigentliche Frage auch nicht, wie man ihn bekämpfen könnte, sondern wie und in welcher Gestalt er in die Welt kam. Solange Kriege konventionell mit anerkannten und schon durch ihre Kleidung ausgewiesenen Kombattanten geführt wurden, gab es allenfalls Verräter. Zum inneren Feind wird der Verräter jedoch erst im Zuge der Totalisierung von Kriegen: Die Entgrenzung des Krieges entgrenzt auch den Verrat. Der innere Feind ist ein *man of the crowd*: »er lässt sich nicht lesen«. Er kann buchstäblich jeder, alles und überall sein. Die Masse selbst wird zum potenziellen Feind – die Massenpsychologien seit Tarde, Sighele und vor allem LeBon werden nicht müde, die dämonische Gestaltlosigkeit des neu entdeckten Sozialakteurs zu beschwören. Das ihr angemessene Medium findet die Masse im Funk. Der innere Feind ist nicht bloß ein Massen-, er ist ein Funkphantasma. Elektromagnetische Wellen sind unsichtbar, von keinen Mauern oder Grenzen aufzuhalten, breiten sich mit großer Geschwindigkeit aus und können an vielen Orten gleichzeitig empfangen werden. (Daher ja die Angst vor der Funkinsurrektion der heimkehrenden deutschen Weltkriegsfunker im Jahre 1918). Überdies, so betont der Princeton Psychologe Hadley Cantril im Jahre 1938, ist die Radiohörerschaft die einzige Masse die gleichzeitig anwesend wie abwesend ist. Während der deutsche Radiodiskurs stets den einsamen Hörer voraussetzt, der in stiller Andacht Goethe-Gedichten und Beethoven-Symphonien lauscht, geht Cantril von der auch durch zeitgenössische deutsche Fotografien immer wieder bezeugten Hörergruppe aus. »The radio audience consists essentially of thousands of small, congregate groups united in time and experiencing a common stimulus – altogether making possible the largest grouping of people ever known.«³

Schon aufgrund dieser Rezeptionssituation ist das denkbar gewöhnlichste gemeinsame Hörerlebnis die Interferenz, die Überlagerung mehrerer Signale. Wenn die Interferenz jedoch nicht empfangen-, sondern senderseitig entsteht, liegt die Vermutung bewusster, vielleicht sogar feindlicher Interzeption nahe. Auf der eigenen Frequenz evangelisiert ein fremder Sender: Das ist der technische Alltag des frühen außerordentlich störepfindlichen Radios.

Die Angst vor dem Einbruch des fremden Senders war gut vorbereitet durch den spiritistisch unterstützten Glauben an die Möglichkeit telepathischer Kommunikation nicht nur mit Lebenden, sondern auch zwischen Lebenden und Toten sowie schließlich sogar der Toten untereinander. Telepathie war – in Verbindung mit medizinischen Diskursen über die Wirkung von Hypnose – genau das kulturelle Wissen, das die Funktechnologie selbst ins Leben rief.

Die drahtlose Übertragung von Gedanken wiederum bereitete die diskursive Bühne für eine Invasion der Marsianer, wie sie 1897, drei Jahre nur, nachdem

Oliver Lodge in seinem Garten die weltweit erste Funkübertragung als experimentellen Nachweis der Möglichkeit von Telepathie durchführte, in Wells' *War of the Worlds* und Lasswitz' *Auf zwei Planeten* gleich zweifach gültige, i. e. inzwischen kanonische, sowie merkwürdig spiegelbildliche fiktionale Ausformungen erhielt. Nach Schiaparellis spektakulärer Entdeckung der sogenannten *canali* im Jahre 1877, eines scheinbaren Netzwerks von Kanälen, das sich über die gesamte Oberfläche des Mars erstreckt, rissen die Vermutungen über dessen Bewohner, die potentiellen Erbauer dieses gewaltigen Kunstwerks, nicht ab. Der *canal furor* machte die Marsianer auch zu beliebten Gästen spiritistischer Sitzungen. Doch nicht nur ihre spiritistische Platzierung am Ort der Toten ließ sie, worauf Laurence Rickels nachdrücklich aufmerksam macht, selbst zu Toten – und den Mars zum Grab bzw. umkehrt und doch ganz ähnlich zum Garten der Auferstehung, zum Ort der Überwindung der Erdschwere und Todesverfallenheit – werden. Vielmehr ergibt sich diese Wendung aus der Positionierung des Mars im narrativen Raum allgemeinen Verfalls und Niedergangs, den das neunzehnte und frühe zwanzigste Jahrhundert meinte, nach der Regel des zweiten thermodynamischen Hauptsatzes, des sogenannten Entropiesatzes, konstruieren zu können. Zum Mars reist man nicht im Raum, sondern in der Zeit. Auf dem roten Planeten begegnet man der eigenen Zukunft. »Mars«, formuliert Laurence Rickels, »is the extinct future of Earth [...]«. ⁴ Das Theorem jesuitischer Medienguerilla ist also auch diagnostisch außerordentlich präzise: Das Radio überträgt das *memento mori* eines buchstäblich außerirdischen Senders, ein letzter Wille, ein neues Testament und futuristisches Manifest.

Laurence Rickels liest Daniel Paul Schrebers *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken* als Blaupause der flottierenden Marsfantasien: Mars ist der Ort psychotischer Spaltung (»psychotic outer space«), genau jener Spaltungen also, die die Psychotechnologie des Fliegens ⁵ den deutschen Militärfliegern von WKII zwecks besserer Verschmelzung mit der Maschine als besondere Eignung abfordern wird: *dissociation proof*. Schrebers Text vermisst erstmals, noch vor den beiden Gründungstexten der modernen Science Fiction, den imaginären wie diskursiven Raum, der Massenkommunikation und Massenmobilisierung im Zeichen des roten Planeten des Kriegsgottes zusammenführt und innere Feindschaft als Selbstverfeindung kenntlich macht. Schreber freilich macht seinen Frieden mit den oder dem Anderen, indem er selbst zu Frau, Alien und Maschine mutiert. Selbstverfeindung als Frau, Alien, Maschine und Masse entspringt im Diskurs der deutschen Spätromantik, wie Raimar Zons zeigt, ⁶ dem Hass auf den assimilierten Juden, der als seelenlose Maske Mimikry am guten seelentiefen Deutschen übt. Laurence Rickels führt vor, wie sich diese deutsche Selbstverfeindung im natio-

nalsozialistischen Umgang mit der ›jüdischen‹ Psychoanalyse artikuliert: Weder kann man sich von Freuds Erbe trennen – in allerlei eklektischen Mutationen hatten sich die psychoanalytischen Therapietechniken im Ersten Weltkrieg bestens bewährt – noch ist es möglich, die Erbschaft offen anzutreten.⁷ In Form einer synkretistischen »greater psychoanalysis« trägt der verleugnete jüdische Doppelgänger zur totalen Mobilmachung des Zweiten Weltkriegs bei: Man kann und muß ihm in der Maske außerirdischer Intelligenz huldigen. Wer moderne, i. e. totale Kriege führen will, muß Masse, Frau, Maschine, Außerirdischer und, in Deutschland, Jude werden. Die Alliierten umgekehrt erkennen bald nach Kriegsbeginn, dass dieser Gegner nur mit den eigenen Waffen zu schlagen ist: Wer Deutschland besiegen will, muss Deutscher werden⁸ – und zwar in genau dem Maß, in dem Deutsche nach WK1 zu Alliierten wurden. Deutschland hat immer darauf beharrt, den Ersten Weltkrieg nicht ›im Felde‹, sondern im Geisterreich der Massenkommunikation,⁹ der Propaganda, verloren zu haben. Deshalb entstehen schon während des Krieges in Deutschland vielfältige Publikationen zur Analyse der Funktionsweisen manipulativer Massenkommunikation, die nach dem Krieg verstärkt und systematisiert werden. Was einstmals als Schwächlichkeit der Alliierten, der »all-lies«, angesehen wurde, wird nunmehr adaptiert und perfektioniert, so dass 1941 in den USA ein von Ladislas Farago herausgegebener Sammelband deutscher Texte zur Propaganda unter dem Titel *German Psychological Warfare: Survey and Bibliography* erscheint,¹⁰ der umgekehrt dem Ziel dienen soll, die Alliierten mit den neuartigen propagandistischen und psychotechnologischen Forschungen der Deutschen bekannt zu machen.

Der Ort all dieser Ersetzungen ist, das wird schon in Lasswitz' und Wells' Gründungstexten deutlich, der Mars, ein Spiegelkabinett, das in multiplen Brechungen den Alien als Doppelgänger (bzw. den Doppelgänger als Alien) zeigt. *Mars Attacks* heißt, in Rickel'scher Umschrift, immer auch: *Mars Attracts*.¹¹ Der verführerische Marsianer ist der innere Feind in Zeiten der Massenkommunikation und, davon nicht zu trennen, Massenmobilisierung.

Wesentlich klarer als Lasswitz' *Auf zwei Planeten* zeigt Herbert G. Wells' *War of the Worlds* die Invasion der Marsianer als Medienkrieg bzw. er deutet moderne Massenkommunikation als *per se* kriegerisch. Wells' Marsianer entstehen aus der Zirkulation von Mythen, Legenden, dem Schiaparellischen *canal furor* sowie ihrer Interpretation durch den amerikanischen Okkultisten und Astronomen Percival Lowell. Ein Reporter entdeckt sie als erster. Die marsianischen Kampfmaschinen sind umfunktionierte Kameras, die sich auf drei Stativbeinen bewegen und ihre Opfer mittels sogenannter *heat-rays*, tödlicher Bild-Schüsse, zur Strecke bringen.¹² Leon Stovers Kommentar zur kritischen Ausgabe des Textes

von 1898 betont außerdem die stilistische Nähe zu den ersten modernen Kriegsberichten durch Roger Fenton und William Howard Russell.¹³ Dass Kriegsberichterstattung selbst Kriegsführung ist, gesteht der Text unumwunden und selbstreflexiv ein.

The balloonist would have seen the network of streets [...] spread out like a huge map, and in the southward *blotted*. [...] [I]t would have seemed as if some monstrous pen had flung ink upon the chart. Steadily, incessantly, each black splash grew and spread, shooting out ramifications this way and that, now banking itself against rising ground, now pouring swiftly over a crest into a new-found valley, exactly as a gout of ink would spread itself upon blotting paper.¹⁴

Die Kleckse, die der Ballonfahrer aus der Luft beobachten kann, sind flüchtende Menschen: Ein großer Füllfederhalter hat sie nachlässig auf's Papier getropft – niemand anders als Wells selbst, der Autor der Geschichte. Die schwarzen Tintenkleckse der Flüchtenden korrespondieren mit dem schwarzen tödlichen Rauch, den die Marsianer neben den *heat-rays* einsetzen. Dieser Rauch selbst ist einerseits ein Giftgaskrieg *avant la lettre*, andererseits wird er als Waffe psychologischer Kriegsführung gedeutet: »They do not seem to have aimed at extermination so much as at complete demoralisation and the destruction of any opposition.«¹⁵ Da die Marsianer selbst nichts anderes als die »Realität der Massenmedien« (Luhmann) sind, und der Text, in dem sie erscheinen, sich selbst als Massenkommunikation outet, also selbst eine marsianische Invasion ist, kann man im schwarzen Rauch, dessen »composition« der Erzähler zum Schluss des Textes für genauso unbekannt erklärt wie die Funktionsweise der zu *heat-ray generators* umgebauten Kameras, eine Metapher für die Manipulation der öffentlichen Meinung, für Propaganda also, sehen.

Massenkommunikation als Gaskrieg – diese Gleichung hat unlängst Peter Sloterdijk aufgemacht.¹⁶ Sein kurzer Text anlässlich des 11. Septembers datiert das zwanzigste Jahrhundert auf den 22. April 1915, den ersten deutschen Grosseinsatz von Giftgas gegen französisch-kanadische Infanteriestellungen im nördlichen Ypern-Bogen. Massenkommunikation ist demnach keine Botschaft, die von einem Sender A zu einem Empfänger B gesandt wird wie eine Kugel. Massenkommunikation ist vielmehr ein Milieu, in das man getaucht wird, eine Atmosphäre, die eingeatmet werden soll. Die Perfidie des Einsatzes von Gas als Waffe liegt ja darin, dass die vitalen Lebensfunktionen des Opfers – v. a. die Atmung – zu Agenten seiner Vernichtung werden.

Radikaler lässt sich die Figur innerer Feindschaft kaum denken. Innere Feindschaft ist nicht nur eine Möglichkeit: Herbert G. Wells schreibt sie als *Regel* des Marsianerkriegs, des totalen Angriffs der Massenkommunikation, an. Die einzige Möglichkeit, diesen Angriff zu überleben, formuliert Wells in Begriffen biologischer Kriegsführung, als Epidemie und Immunität. Das Immunsystem der Erde behandelt die Marsianer als genau die Parasiten, die in ihren Augen die Menschen darstellen. In Umkehrung des Kolonialisierungsplots, demzufolge immer die Kolonisierten an den durch die Kolonisatoren eingeschleppten Krankheiten zugrunde gehen, wenden sich die »putrefactive and disease bacteria« in diesem Besetzungsversuch gegen die Kolonisatoren. Anders formuliert: Massenkommunikation wird als Raum ohne Außen aufgefasst – einmal in Massenkommunikation verstrickt, führt kein Weg zurück ins Paradies begrenzter Reden unter Anwesenden. Massenkommunikation kann nur massenkommunikativ beantwortet bzw. »bekämpft« werden: Einmal angefangen läuft sie einfach immer weiter. Sie muss als Epidemie und Immunität gleichzeitig auftreten oder, wie Harold Lasswell in seiner Dissertation von 1927,¹⁷ die die Propaganda des Ersten Weltkriegs analysiert, deutlich macht: Propaganda muss sich an Freund und Feind gleichermaßen wenden, sie muss einen totalen Anspruch vertreten, um wirksam zu sein.

Lasswell vergleicht Propaganda mit soldatischem Drill. Drill funktioniert in klar umgrenzten Umgebungen mit wenigen basalen Reizen: »Military life approximates the aggregation of disciplined men in a dehumanizing environment.«¹⁸ Diese Art Umwelt aber fehlt dem Zivilisten, der »remains in an environment in which his sentiment-life (his *human* life) continues«¹⁹. Körperdisziplinierung reicht deshalb nicht aus: »The civilian mind is standardized by news and not by drills.«²⁰ Diese *news* aber müssen sich aber elegant in die ganze geistige Umwelt des Bürgers einfügen, um glaubwürdig zu sein. Propaganda darf also nicht dies und das behaupten, sondern muss die Rahmenbedingungen kennen, unter denen eine Gruppe von Menschen in einem bestimmten soziokulturellen Umfeld zu einem gegebenen Zeitpunkt Glaubwürdigkeit erzeugt. Lasswell geht davon aus, dass es möglich ist, eine hinreichend genaue Kenntnis dieser Bedingungen zu erlangen und so propagandistische Erfolge steuern zu können.

Success depends upon traditional prejudices, objective connections between nations, and the changing level of popular irritability. No matter how skillful the propagandist may be in organizing his staff, selecting suggestions, and exploiting instruments of transmission, his manipulative skill will go for nought if there is no favourable juxtaposition of social forces to aid him.²¹

Das prekäre Unternehmen propagandistischer Meinungsmache hängt also von einer Unzahl Bedingungen ab, auf die der Propagandist keinen Einfluss hat. Seine Aufgabe besteht vielmehr darin, diese Bedingungen in je gewünschter Weise zu emotionalen Räumen zu verdichten, um, mit einer Metapher, die Lasswell später benutzen wird, die »conductability« gewisser Nachrichten zu gewährleisten bzw. zu erhöhen.

Die Formel der »favourable juxtaposition of social forces« macht das Dilemma der Propaganda für demokratisch definierte und legitimierte Staaten und Regierungen deutlich. Einerseits impliziert sie nämlich, dass effektive Propaganda nicht erst im Krisenfall beginnt, sondern die Krisenreaktion durch eine langfristige Formung gewünschter sozialer Kräfte vorbereitet werden muss. Eine solche dauernde Gängelung und Gehirnwäsche widerspricht aber dem demokratischen Ideal des freien Individuums. Sie ist nur in totalitären Staaten durchführbar und erwünscht. Unter demokratischen Bedingungen hingegen baut die Erziehung zu Kritik genau jene Immunität gegen propagandistische Verführung auf, die auch in Demokratien im Krisenfall unerwünscht ist.

Fasziniert und abgestoßen von Hitlers totalitärem Radio beobachtet Hadley Cantril deshalb den Angriff der Marsianer auf die USA (also den vorweggenommenen Zweiten Weltkrieg) im Jahre 1938. Die Übertragung von Orson Welles' Hörspielfassung von Herbert G. Wells' Roman am 30. Oktober 1938 löste eine Massenpanik unerhörten Ausmaßes aus. Die entscheidende Beobachtung Cantrils ist jedoch, dass nicht alle Zuhörer in Panik verfielen. »Even this program did not affect more than a small minority of the listeners.«²² Die Gründe für das unterschiedliche Verhalten findet Cantril in den individuell je unterschiedlichen »standards of judgment«, die den einen ein kritisches Urteil erlauben, während sie die anderen daran hindern, die Nachricht vom Marsangriff auch nur anzuzweifeln. »By a standard of judgment we mean an organized mental context which provides an individual with a basis for interpretation. If a stimulus fits into the area of interpretation covered by a standard of judgment and does not contradict it, then it is likely to be believed.«²³ Die *standards of judgment* sind allerdings nicht nur individuelle, sondern soziale Kategorien. *Standards of judgment* verbinden meine individuellen Ansichten und Gefühle mit denen der Gruppe, wie Cantril anhand des Entstehens von Massenstimmungen – ganz gleich ob im Sportstadion oder vorm Radiogerät²⁴ – demonstriert. Ob man in Stimmung gerät oder nicht, hängt von der vorgängigen Gestimmtheit ab. *Standards of judgment* binden die Gruppenmitglieder nicht nur aneinander, sondern trennen sie auch voneinander. Im *standard of judgment* lauert der innere Feind, die Zersetzung, die Immunschwäche in eben dem Maße, wie er Immunität garantiert.

Entscheidend für den Propagandisten ist deshalb das Wissen um die Möglichkeit des Zusammenbruchs der *standards of judgment*. Sie besteht in der tiefen Verunsicherung derjenigen Bedingungen, die die *standards of judgment* hervorgerufen haben und sie tagtäglich bestätigen.

The prolonged economic unrest and the consequent insecurity felt by many of the listeners was another cause for bewilderment. The depression had already lasted nearly ten years. People were still out of work. [...] [A] mysterious invasion fitted the pattern of the mysterious events of the decade. The lack of a sophisticated, relatively stable economic or political frame of reference created in many persons a psychological disequilibrium which made them seek a standard of judgment for this particular event. [...] The war scare had left many persons in a state of complete bewilderment. [...] The Martian invasion was just another event reported over the radio. [...] No existing standards were available to judge its meaning or significance.²⁵

Gegen den Strich gelesen ergibt sich aus dieser Beobachtung das Gesetz propagandistischer Massenmobilisierung: *Sie ist dort am effektivsten, wo die Bindungen des Individuums zu seiner Umwelt am unsichersten sind*. In unsicherer Umgebung kann Propaganda nämlich die fehlenden *standards of judgment* ersetzen. Die Verunsicherung der *standards of judgment* ist jedoch ein Spiel mit dem Feuer: Nichts garantiert den gewünschten Effekt. Und nichts garantiert, dass man in diesem Spiel nicht selbst zum Marsianer wird, den man doch zu bekämpfen gedachte, da die Spielregeln ja die Mimikry am Angreifer voraussetzen.²⁶

›Maybe I was hired by secret forces,‹ Barnes muttered in perplexity. ›But what would their motives be? Possibly to start suspicion and trouble among us, to cause dissension to break out, causing us to be pitted against one another, all of us, uncertain of whom we can trust, who is our enemy and like that.‹ Then they've succeeded,‹ Arctor said.²⁷

1 Père Lhande: Die Radio-Predigt, in: Albert Kümmel/Petra Löffler (Hg.): Medientheorie 1888–1933, Frankfurt/M., S. 370–372 (hier: S. 370).

2 Lhande: Die Radio-Predigt (Anm. 1), S. 371 f.

3 Hadley Cantril (unter Mitarbeit von Hazel Gaudel u. Herta Herzog): The Invasion from Mars. A Study in the Psychology of Panic. With the complete script of the famous Orson Welles Broadcast [1940], New York 1966, S. xii.

4 Laurence A. Rickels: Nazi Psychoanalysis III. Psy-Fi, Minneapolis 2002, S. 143.

- 5 Vgl. dazu v. a. Laurence A. Rickels: *Nazi Psychoanalysis II. Crypto-Fetishism*, Minneapolis 2002, passim.
- 6 Raimar Zons: *Absolute Feindschaft*, in: ders.: *Zeit des Menschen. Zur Kritik des Posthumanismus*, Frankfurt/M. 2001, S. 82–101; ders.: *Feindschaft als Selbstverfeindung, Ms.*, Paderborn 2000.
- 7 Vgl. Laurence A. Rickels: *Nazi Psychoanalysis I. Only Psychoanalysis Won the War*, Minneapolis 2002, passim.
- 8 Das Problem, das sich den Alliierten freilich stellte, war: Wie wird man zum Doppelgänger des bösen Deutschen, ohne gleichzeitig zum Nazi zu werden.
- 9 Der Propagandakrieg wurde immer als »Krieg der Geister« adressiert.
- 10 Auf den Farago-Sammelband macht Laurence Rickels aufmerksam, der von dort aus den Rückkopplungen zwischen nationalsozialistischer und amerikanischer psychologischer Kriegsführung nachgeht.
- 11 Rickels: *Nazi Psychoanalysis III* (Anm. 4), S. 127–207.
- 12 »The Martians' rayguns are in fact cameras in reverse, emitting light not receiving it, and they are in fact mounted on tripods as were the heavy old cameras of the day. What they see they zap.« Leon Stover: *Kommentar zu H. G. Wells »War of the Worlds«*, in: Herbert G. Wells: *The War of the Worlds. A Critical Text of the 1898 London First Edition, with an Introduction, Illustrations and Appendices*, hg. v. Leon Stover, Jefferson 2001, S. 81.
- 13 »More the photo-journalistic realism of the invasion recounted by the narrator recalls that of Roger Fenton, whose coverage of the Crimean War in 1855 is the first instance of a war photographer on the scene of action. His pictures were accompanied by sensational stories done by the famed William Howard Russell of the London Times, the first war correspondent in the modern sense [...]. The narrator's account is modeled after both precedents, visually and journalistically.« Leon Stover, Fußnote 37 des Kommentars, in: Wells: *The War of the Worlds* (Anm. 12), S. 81.
- 14 Wells: *The War of the Worlds* (Anm. 12), S. 83.
- 15 Wells: *The War of the Worlds* (Anm. 12), S. 83.
- 16 Peter Sloterdijk: *Luftbeben. An den Quellen des Terrors*, Frankfurt/M. 2002.
- 17 Harold D. Lasswell: *Propaganda Technique in the World War [1927]*, New York, NY 1938.
- 18 Lasswell: *Propaganda Technique* (Anm. 17), S. 11.
- 19 Lasswell: *Propaganda Technique* (Anm. 17), S. 11.
- 20 Lasswell: *Propaganda Technique* (Anm. 17), S. 11.
- 21 Lasswell: *Propaganda Technique* (Anm. 17), S. 192.
- 22 Cantril: *The Invasion from Mars* (Anm. 3), S. 67.
- 23 Cantril: *The Invasion from Mars* (Anm. 3), S. 68.
- 24 Bezeichnenderweise unterscheidet Cantril hier nicht zwischen anwesender und abwesender Masse.
- 25 Cantril: *The Invasion from Mars* (Anm. 3), S. 194–195.
- 26 Vgl. dazu auch Axel Roch: *Die Kunst der Störung durch Täuschung*, in: Albert Kümmerl/Erhard Schüttelz (Hg.): *Signale der Störung*, München 2003, S. 82–101.
- 27 Philip K. Dick: *A Scanner Darkly*, New York 1991, S. 70–71.

Erhard Schüttpelz

»IF WE WANT TO KNOW WHAT MAKES A FANATICAL NAZI TICK«:
GREGORY BATESON, »HITLERJUNGE QUEX« UND DIE RE-EDUCATION

If we want to know what makes a fanatical Nazi tick, we must look at how the Nazi propagandists represented the German family – how they made it appear that Youth was infinitely desirable, and what sort of love they took as their model when they set out to build a population of boys in love with Death.¹

1.

Einen Großteil des Jahres 1943 verbrachte Gregory Bateson im Auftrag des Museum of Modern Art in New York mit der Analyse und Kommentierung eines nationalsozialistischen Films von 1933: *Hitlerjunge Quex* von Hans Steinhoff, nach dem Roman *Der Hitlerjunge Quex* von K. A. Schenzinger (1932), der auch am Drehbuch mitwirkte. Der Film war der erfolgreichste von drei nationalsozialistischen *Märtyrerfilmen*, die allesamt 1933 gedreht wurden und diese Gattung zugleich eröffneten und erschöpften.² *Hitlerjunge Quex* wurde als einziger der drei Filme von den Machthabern als ästhetischer und politischer Erfolg betrachtet und allen Angehörigen der Hitlerjugend bis zu deren Ende gezeigt.

Batesons Filmanalyse sollte den Höhepunkt, aber auch den Abschluss seiner wissenschaftlichen Beschäftigung mit Deutschland und dem Nationalsozialismus darstellen. Bereits kurz nach ihrer Rückkehr aus Bali hatten er und seine Frau Margaret Mead – die politisch und wissenschaftlich erfolgreichste amerikanische Ethnologin des 20. Jahrhunderts – aus Sorge um die USA 1939 einen Brief an Roosevelt geschrieben, in dem sie verschiedene Hinweise zum Umgang mit Hitlers Persönlichkeit gaben.³ In der Folgezeit entwickelte Bateson verschiedene Thesenpapiere und Analysen zum nationalsozialistischen Deutschland, die allerdings bis heute unveröffentlicht geblieben sind, darunter eine Art Konzept-Kriegsspiel und die Auswertung einer Befragung befreundeter deutschsprachiger Emigranten.⁴ Margaret Meads Analysen richteten sich – kontrastiv – insbesondere auf die Eigenheiten der amerikanischen und demokratischen Gesellschaft; sie fasste ihre Ergebnisse bereits 1942 in dem Buch *And keep your powder dry* zusammen, das kurz nach dem Krieg auch in einer deutschen Version zur Re-Education erschien.⁵

Diese Analysen geschahen aus Sorge um das demokratische Gemeinwohl in Krieg und Nachkriegszeit, allerdings dauerte es einige Zeit, bis Bateson, Mead und mehrere befreundete KulturanthropologInnen zuerst in private Initiativen, dann in staatliche Organisationen eingegliedert und direkt am Kriegseinsatz der USA beteiligt waren. Auch hier widmete sich Margaret Mead vor allem der konstruktiven Analyse des Inlandgeschehens, insbesondere durch ihre Untersuchungen zur möglichen Umstellung von Ernährungsgewohnheiten (›Food habits‹). Gregory Bateson wurde nach seiner Analyse von *Hitlerjunge Quex* vom Office of Strategic Services (O. S. S.)⁶ nach Ostasien abberufen und scheint dort vor allem mit der Entwicklung medialer Sabotage-Akte betraut worden zu sein: *Schwarze Propaganda*, also Propaganda, die sich als Propaganda des Gegners tarnt und deren Inhalte übertreibt und verzerrt, gefälschte Überlebenshandbücher für den Feind und dergleichen.⁷ Im Laufe dieser verschiedenen Einsätze und danach ging einerseits die Ehe von Mead und Bateson in die Brüche, und andererseits hatte der Gegensatz zwischen konstruktivem und destruktivem Kriegseinsatz zur Folge, dass Bateson nach dem Krieg jede staatlich gesteuerte Forschung mit politischen Anwendungen ablehnte, während Margaret Mead sich mehrere Jahrzehnte im Zentrum der amerikanischen Seite dieser Forschungen aufhielt.

Batesons Abberufung nach Ostasien führte dazu, dass er nach 1943 nicht mehr direkt an der wissenschaftlichen Debatte über die psychologische und kulturanthropologische Einschätzung Deutschlands und die beste Nachkriegsordnung beteiligt war. Batesons Analyse stammt aus den Anfängen dieser Debatte, gleichwohl enthält sie bereits einige detaillierte Diagnosen, Fragestellungen und auch Rezepte zur möglichen Re-Education Deutschlands. Margaret Mead hingegen blieb in den USA an allen wichtigen Stationen der wissenschaftlichen Seite dieser Debatte beteiligt: Sie förderte die Publikation des Buchs *Is Germany Incurable?*, in dem der Psychiater Richard Brickner 1943 eine »Kollektivparanoia« der Deutschen diagnostizierte;⁸ sie fasste 1944 für die von Brickner organisierte Konferenz *Germany after the war* die kulturanthropologische Diagnose zusammen;⁹ und sie stand im Briefwechsel mit Talcott Parsons, dessen soziologische Deutschland-Analyse, wie Uta Gerhardt herausgearbeitet hat, mitentscheidend dafür war, dass die Ausgrenzung und Entindustrialisierung Deutschlands – der Morgenthau-Plan – abschlägig beschieden, und stattdessen nach dem Krieg der Weg der Wirtschaftsförderung und der europäisch-demokratischen Integration Deutschlands eingeschlagen wurde.¹⁰

Batesons Analyse von *Hitlerjunge Quex* ist mehr als ein Zeitdokument aus dem Jahr 1943, und auch als Zeitdokument bedarf dieser Text¹¹ einer mehrfachen Auslegung: die Filmanalyse ist eine Quelle und ständige Anregung für spätere In-

terpretationen des Films geblieben; es handelt sich um eine Pionierstudie der amerikanischen »Study of Culture at a distance«, die zugleich eine amerikanische Frühform der späteren »Cultural Studies«¹² darstellte; Batesons Deutschland-Analyse bildet ein unbekanntes Scharnier zwischen den beiden Forschungen, für die Bateson bis heute berühmt geblieben ist: seinen ethnologischen Studien zu Bali und zu den Iatmul, und seinen späteren Psychiatrie- und Kybernetik-Texten.

Mead betrieb bis zu ihrer Synthese der kulturanthropologischen Deutschland-Diagnose keine eigenen entsprechenden Untersuchungen und griff auf fremde Texte zurück, insbesondere von Erik H. Erikson und Bateson. Schon um das ganze persönliche Geflecht und die Nachrichtenkette der amerikanischen Debatte zur Re-Education zu rekonstruieren, wird es daher eines Tages notwendig sein, sich die Filmanalyse und Täterforschung Batesons genauer anzuschauen und nach dem damaligen und heutigen Wert seiner Diagnose zu fragen: »If we want to know what makes a fanatical Nazi tick.«

2.

Von heute aus gelesen, zeichnet sich Batesons Analyse durch eine ständige Überblendung psychoanalytischer, ethnologischer und filmhistorischer Argumentationsstränge aus. Aber wie methodisch unsauber oder nachahmenswert diese Überlagerung auch erscheinen wird – sie unterscheidet sich erst einmal nicht vom damaligen Paradigma der amerikanischen Kulturanthropologie, der *Culture and Personality*-Schule, denn diese setzte seit Mitte der 1930er Jahre zunehmend auf eine entsprechende Kombination der Erforschung ethnologischer Muster mit psychoanalytischen Motiven. Beide Seiten sollten, so das Programm, aus dieser Begegnung wissenschaftlich verfeinert hervorgehen. Die Psychoanalyse sollte vom weltweiten Vergleich profitieren und die Vielzahl außereuropäischer Sozialisationspraktiken und Familienkonstellationen kennen lernen, ohne diese auf ihre eigene europäische Genealogie zu reduzieren. Und die Kulturanthropologie hoffte, mithilfe der Psychoanalyse in der – weltweit unterschiedlich gesteuerten – frühkindlichen Sozialisation und jugendlichen Erziehung die jeweilige Matrix studieren zu können, auf der die Praktiken und kulturellen Muster der fremden Erwachsenenwelten basierten. Nach dem Zweiten Weltkrieg zerfiel das Projekt dieser ehrgeizigen Synthese, durch die Ethnologie und Psychoanalyse sich wechselseitig korrigieren sollten, und an ihre Stelle trat bei mehreren Ethnologen eine kritische Abkehr von psychoanalytischen Konzepten (auch und gerade bei Gregory Bateson) und die spätere Herausbildung dessen, was heute noch als »Ethno-

Psychoanalyse (geläufig ist: die Erforschung fremder Kulturen mit einem rigiden psychoanalytischen Begriffsapparat.

Batesons Analyse gliedert sich daher erst einmal ohne große Brüche in die nordamerikanische *Culture and Personality* ein, und kein NS-Film konnte für diese Art der Analyse so gut geeignet erscheinen wie *Hitlerjunge Quex*:

For this type of analysis, the film should contain a large mass of material on the German family. This criterion was introduced for practical reasons. It so happens that in anthropology and psychology the most effective techniques for the description of human character have been based on analysis of family life, especially of the parent-child relationship. (23)

Hitlerjunge Quex enthält eine ausführliche Familiengeschichte und lässt durchsichtig werden, wie das deutsche Familiendreieck von Vater, Mutter und Sohn, zumindest was pubertäre und ödipale Konflikte anging, durch die nationalsozialistische Ideologie transformiert und ausgenutzt werden konnte. Allerdings bewegt sich Batesons Analyse auf drei Ebenen und greift dabei immer wieder zu überraschenden Verbindungen und Umschaltungen von einer Ebene zur nächsten:

- die Mikro-Ebene der *Familiengeschichte* und dessen, was nach ihrer Zerstörung an ihre Stelle tritt;
- die mittlere Ebene der politischen Gegnerschaft zwischen den im Film gezeigten Nationalsozialisten und Kommunisten, das *Feindbild* der Nationalsozialisten;
- und schließlich enthält Batesons Analyse einen Entwurf dessen, was man die *politische Kosmologie* des Nationalsozialismus nennen kann, der weltgeschichtlichen Lehre vom ›Tausendjährigen Reich‹.

Der deutsche und nationalsozialistische Familien-Code wird von Bateson erst als letzter entwickelt; seine Analyse geht gegenläufig zur klassischen *Culture and Personality* von der Makro-Ebene der *politischen Kosmologie* über das Feindbild zu einer ziemlich ausführlichen und verwickelten Rekonstruktion der Familiengeschichte über, um dann mit Diagnosen und Vorschlägen zur Re-Education zu enden. Ich werde im folgenden diese drei Ebenen nachzeichnen und muss mich dabei auf einige notwendige hermeneutische Hilfsdienste beschränken: Ich werde die drei Analyse-Ebenen in den Kontext damaliger und heutiger Interpretationen derselben nationalsozialistischen Motive stellen, und ich werde die Frage stellen, wie weit es Bateson durch seine Filmanalyse gelungen ist, eine *Medientheorie des Feindes* zu schreiben, aus der man auch in Zukunft noch etwas lernen kann.

3.

Hitlerjunge Quex enthält ein unablässig wiederholtes Lied zum Film, mit dem Vorspann, Nachspann und dramatische Wendepunkte untermalt werden:

Unsere Fahne flattert uns voran / In die Zukunft zieh'n wir Mann für Mann. / Wir marschieren für Hitler durch Nacht und durch Not. / Mit der Fahne der Jugend für Freiheit und Brot. / Unsere Fahne flattert uns voran. / Unsere Fahne ist die neue Zeit. / Und die Fahne führt uns in die Ewigkeit. / Ja, die Fahne ist mehr als der Tod! Tod!¹³

Batesons Analyse der politischen Kosmologie des Films, dessen, was er die *Zeitperspektive* nennt, beginnt ganz folgerichtig mit diesem Lied und stellt fest: »we may summarize the time perspective of the film as through death to a millennium.« (27) Diese Perspektive ist keineswegs einzigartig, im Gegenteil, sie gehorcht einem weltweit verbreiteten Typ von Kosmologien:

It is, of course, the characteristic time perspective of the great fanatical revivals and nativistic cults, from early Christianity through Mohammedanism and Marxism to the Ghost Dance of the American Indians and the Vaihala Madness of New Guinea. The same basic view of life, ›through the unpleasant to the pleasant,‹ recurs again and again, but the specific pictures which are drawn of the unpleasantness and of the later reward vary from one culture to another. The unpleasantness may be death or political chaos or persecution or striving effort; and the final reward may be either in this world or in the next. It may be a sensuous reward, a military victory, or an ivory tower. The prognosis for any cult will depend on how the two successive phases of this time perspective are conceived and on the likelihood of events fulfilling expectations. (27)

Der Nationalsozialismus proklamierte sich ganz explizit als eine millenaristische Bewegung: Das ›Dritte Reich‹ sollte ein ›Tausendjähriges Reich‹ sein. Trotz oder vielleicht auch aufgrund dieses plakativen Selbstentwurfs sind die Interpretationen, die den Nationalsozialismus mit anderen, historisch weltweit überlieferten chiliastischen und millenaristischen Bewegungen verglichen haben, in der sporadischen Minderzahl geblieben. Wie würde man den Nationalsozialismus mit anderen millenaristischen Bewegungen vergleichen? Die Frage bleibt im Grunde bis heute im Konjunktiv, weil sie keine schlüssige sozialanthropologische Durchfüh-

rung gefunden hat.¹⁴ Die Schwierigkeit besteht weniger in der Behauptung, dass der Nationalsozialismus eine politische ›Revitalisierungsbewegung‹ oder eine apokalyptische ›politische Religion‹ gewesen ist, als darin, die besonderen Züge dieses *Millenarismus* herauszuarbeiten. Batesons Analyse gelingt es, aus dem Plot des Films heraus auf einige Eigentümlichkeiten dieses *Millenarismus* hinzuweisen.

Heini Völker, ein Junge aus der Arbeiterschicht, schließt sich nach und nach der Hitlerjugend an, statt wie von seinem Vater und seiner Umwelt verlangt, den Kommunisten. Nach einem Loyalitätsbeweis, der ihn für die Kommunisten zum Verräter und für die Nationalsozialisten zum Freund macht, versucht seine Mutter, sich und ihn durch Gas umzubringen; er überlebt und fällt später einem Attentat der Kommunisten zum Opfer. Im Film finden sich daher zwei Zyklen, in deren Verlauf Heini *durch Tod zum Millenium* vorstößt: »first, his incomplete death when his mother turns on the gas and second, his final death at the hands of the Communists. What sorts of death were these and to what sort of millenium did they lead?« (27) Der erste Tod (der Tod der Mutter) macht Heini zum vollwertigen Mitglied der Hitlerjugend und löst zugleich seine Familie auf; der zweite Tod macht ihn zu einem verehrten Helden und ›Märtyrer‹: »By his final death he moves from the world of the living to the world of reincarnated heroes.« (28)

Eine ganze Reihe von millenaristischen Bewegungen enthielten die Vorstellung, dass ein Kollektiv von toten Ahnen auf die Erde zurückkehrt, oder im Zuge eines ›Heiligen Krieges‹ den in eine tödliche Krise geratenen Lebenden hilft, das Paradies auf Erden zu errichten. Wenn man dieses Schema auf den Nationalsozialismus – oder auf *Hitlerjunge Quex* – überträgt, zeigen sich beunruhigende Abweichungen. Wie Bateson schreibt:

The beginning of the cycle, through suffering and effort to individual death, is comparatively common in fanatical cults, but the final goal toward which the Nazi nominally strives is a rather unusual one. It appears to be a sort of multiple reincarnation in this world. (28)

Der individuelle Tote bleibt tot, und die Toten schließen sich zu keinem jenseitigen Kollektiv mehr zusammen. Nur als diesseitige Organisation, genauer: als ›Formation‹ erfahren die Toten eine »multiple Reinkarnation«, eine Reinkarnation im befehls gesteuerten Kollektiv und nirgendwo sonst. Das Ende des Films versinnbildlicht diese Reinkarnation durch eine Montage:

Heini's corpse is replaced on the screen, first by the flag, then by columns of marching Nazis, and in this final shot some trick photography has been

used so that while we see the innumerable marching figures moving obliquely away from us, we also see, faintly superimposed on them and much larger, the waists and thighs of uniformed Nazi figures striding toward us. (28)

Diese eigenartige millenaristische Radikalisierung korrespondiert mit einer weiteren Abweichung. Weltweit werden Pubertätszeremonien so abgehalten, dass der Initiand Tod und Wiedergeburt erleidet und sich auf diese Weise von der Welt der Mütter trennt. Die Mutter betrauert den Verlust ihres Sohnes, seinen symbolischen Tod. In *Hitlerjunge Quex* hingegen wird die Mutter selbst zum Opfer der Initiation: »instead of mourning the loss of her boy when he leaves the family is herself killed« (29). Und die Mutter wird nicht nur zum Opfer, das der Initiation gebracht werden muss, sondern zur Selbstmörderin und einer Art Verräterin – schließlich war der Gasanschlag im Film (wie im Buch) ein letzter Versuch, die nationalsozialistische Karriere ihres Sohnes zu verhindern. Zu Recht schreibt Bateson: »In killing the mother in this way, the film does more violence to the conventional folk philosophies than is immediately apparent.« (29) An die Stelle der mütterlichen Trauer gewöhnlicher Initiationszeremonien tritt eine eigenartige Inversion, und die Zerstörung der Familie, die für den Protagonisten nur noch den paramilitärischen Bund als Ersatzfamilie zulässt.

4.

Diese Übersetzung der kosmologischen Zeitperspektive (»Through death to a millenium«) in eine Familiengeschichte wirft zumindest zwei Fragen auf: Gab es im Nationalsozialismus tatsächlich einen millenaristischen Totenkult, der die von Bateson postulierte Zeitperspektive aufwies, und lässt sich *Hitlerjunge Quex*, die fiktive Biographie eines NS-Helden nach realer Vorlage, diesem Totenkult zuordnen?

Hitlerjunge Quex war eine Variante des nationalsozialistischen Totenkults und Opferkults, zusammen mit den beiden anderen *Märtyrerfilmen* von 1933 ein Versuch, die Struktur des nationalsozialistischen Totenkults, die zeitgleich mit den Filmen (1933 bis 1935)¹⁵ ihre endgültige Fixierung erfuhr, in das Medium Film umzusetzen. Sabine Behrenbeck hat in ihrem Buch *Der Kult um die toten Helden* einen detaillierten Nachweis für diese Verbindung vorgelegt. Das Zentralstück des NS-Totenkults war eine Zeremonie zum 9. November, in der an die Toten erinnert wurde, die im Rahmen des ersten Putschversuchs während eines NS-Pro-

pagandamarschs am 9.11.1923 umgekommen waren. Vom Opfer des eigenen Propagandamarsches zur Propagierung der Opferbereitschaft – dieser historische Weg lag der Zeremonie vom 9.11. zugrunde, aber er dient auch als medialer Entwurf für *Hitlerjunge Quex*: schließlich wird der Protagonist im Verlauf von Propaganda-Aktivitäten umgebracht und ersteht propagandistisch wieder auf. Die Zeremonie zum 9.11. wurde zu einer Art *Passionsspiel* entworfen, mit Prozession, durch Gewehrschüsse nachempfunderer Passion, Totenspalier, triumphalem »Fahnenwald« und »Toten-Appell«,¹⁶ ein Passionsspiel, das die »Vorstellung von der ewigen Erneuerung des göttlichen Lebens in der Verbindung zwischen Totenfeier und Verpflichtung jugendlichen Nachwuchses«¹⁷ umsetzen sollte. Ihr Ziel war die kollektive, aber auch die individuelle »Akklamation« zum Opfer für – in dieser Gleichsetzung – Führer, Nation, Nationalsozialismus.¹⁸ Und es ist auch genau diese Akklamation, die Bateson in seinem Vergleich von *Hitlerjunge Quex* mit anderen NS-Filmen mit Präzision herausgestellt hat, und zwar als Akklamation zur ›multiplen Reinkarnation‹, die zugleich das Einverständnis mit weiteren Opfertoden verkündet:

A similar promise of multiple reincarnation is still more explicit in another Nazi film, *Fuer uns* (1937). This is a documentary account of a Nazi party ceremony in which we see the dedication of sixteen concrete blocks to the memory of the sixteen martyrs of early Nazism.¹⁹ Each block has on it the name of a hero (Hans Schlageter, Horst Wessel, etc.) and the words ›On call‹ (*Zum Appell*) [sic]. Each block supports a great urn in which flames billow. As a wreath is laid at the foot of each block, the name of the hero is called, and a thousand men somewhere in the stadium answer ›HERE.‹ The procession goes on to the next hero, and again the answer comes back from another section of the stadium. (28)

Der Triumph über den Tod – die multiple ›Wiederauferstehung‹ durch den »letzten Appell« – und die Akklamation zur neuen Opferbereitschaft fallen zusammen. Die Gemeinschaft zwischen Toten und Lebenden wurde nicht durch eine Eucharistie-Gemeinschaft beschworen (auch in *Hitlerjunge Quex* bleibt die Sphäre des Essens außen vor), sondern durch ein ›Passionsspiel‹, das die individuelle Selbstausslöschung feierte²⁰ und an ihre Stelle allein die para-militärische Formation setzte: »HIER«, und zwar ein ununterscheidbar identisches »HIER« für alle zum Appell gerufenen toten Helden und Namen.

Wie lässt sich *Hitlerjunge Quex* als Teil oder als Variante des nationalsozialistischen Totenkults verstehen? Da ist zum einen die gemeinsame Funktion von

Zeremonie und Film: Sowohl die Zeremonie zum 9. November als auch die unaufhörliche Vorführung des Films während der Filmstunden der Hitlerjugend sollten die »Vorstellung von der ewigen Erneuerung des göttlichen Lebens in der Verbindung zwischen Totenfeier und Verpflichtung jugendlichen Nachwuchses«²¹ gestalten und motivieren. Und das Ziel von Zeremonie und Film bleibt die Akklamation des Teilnehmers und Zuschauers, das große »HIER« der Vereinigung von Lebenden und Toten. Trotzdem ergibt sich zwischen beiden ein gewaltiger Medienbruch: von der zeremoniellen zur Kino-Akklamation, vom liturgischen zum filmischen Totenkult. Und hier lag – in der NS-Bewertung wie für alle späteren Filminterpretationen – im Gegensatz zu den beiden anderen Märtyrerfilmen der große Erfolg von *Hitlerjunge Quex*: eine Form für die filmische Akklamation gefunden zu haben, die der zeremoniellen ebenbürtig erscheinen konnte. Wie war dies möglich?

5.

Der Film zeigt einen Helden, der sich aus freien Stücken und aus jugendlicher Spontaneität – und zwar, wie man auch für das Buch sagen kann, weniger aus politisch begründeten, als aus »jugendästhetischen« Gründen – für die nationalsozialistische Seite entscheidet und durch die Verwicklungen dieser Entscheidung als »Märtyrer« auf der Strecke bleibt. Das ist aber nur die eine Seite der Sympathiesteuerung, die zwar mit besonderer Raffinesse durchgeführt wurde: als Film für und über Pubertierende, von heute aus gesehen ein ganz normales Genre, damals allerdings eine Seltenheit. Sympathie und Antipathie werden im Film klar verteilt: Die Sympathie und eigentliche Sympathiesteuerung des Films gilt der Welt der gleichaltrig Pubertierenden, der Welt der späteren Kameradschaft und des para-militärischen »Guten Kameraden«. Die Antipathie hingegen, und das, was man mithilfe von Batesons Analyse eine detaillierte »Antipathie-Steuerung« des Zuschauers nennen müsste, gilt der Welt der Familie des Helden, deren Gewalttätigkeit (und zwar von väterlicher wie mütterlicher Seite) drastisch betont wird, und die insgesamt als »Welt der herrschenden Antipathie« zerstört werden muss, bevor die Parteikarriere ihren Lauf nehmen kann.

Hat diese Familienwelt ein Vorbild, das erklären könnte, warum diese Antipathie und ihre Gewalt einen rituellen Verlauf nimmt, der durchaus dem zeremoniellen Charakter dieses Films zugeordnet werden kann? Das offizielle Vorbild für »Heini Völker« bzw. »Quex« war ein adoleszenter Angehöriger der Hitlerjugend, der keineswegs einen auf der ideologisch anderen Seite stehenden Vater er-

lebt hatte: der Vater von Norkus war selbst SA-Angehöriger und stand in keinem Konflikt mit der Laufbahn seines Sohnes als Angehöriger und Märtyrer der Hitlerjugend.²²

Es ist daher müßig, nach biographischen Vorbildern für die Familienwelt von *Hitlerjunge Quex* zu suchen; es sei denn, man nähme das Wort von der »Hitlerjugend« so wörtlich wie dies der Psychoanalytiker Erik H. Erikson in der Vorlage für Batesons NS-Familienanalyse tat. Erikson analysierte 1942²³ die von Hitler für sich selbst in *Mein Kampf* entworfene Familiengeschichte, weniger als biographisches Dokument als durch ihre Umschrift zum ›myth-making‹, das es Hitler erlaubte, auf den Familiencode der deutschen Familie zuzugreifen. Wie sah dieser ›Code‹, mit dem damaligen Wort: dieses ›Muster‹ aus? Es ist genau das Muster, das auch *Hitlerjunge Quex* in seiner gesamten Familiengeschichte verwendet (vielleicht sogar unter Rückgriff auf *Mein Kampf*, also auf jene ›Hitler-Jugend‹, die Erikson analysierte). Eriksons Fassung muss auch deshalb ausführlich zitiert werden, weil es sich hier nicht nur um einen Schlüsseltext zu Batesons Familienanalyse und zur deutschen *Culture and Personality* handelt, sondern auch um eine Schlüsselpassage zur Debatte um die Re-Education:

A representative overt version of such a pattern is the following:

When the father comes home from work, even the walls seem to pull themselves together.²⁴ The mother – although often the unofficial master of the house – behaves differently enough to make a baby aware of it. She hurries to fulfill the father's whims and to avoid angering him. The children hold their breath, for the father does not approve of ›nonsense,‹ that is, neither of mother's feminine moods nor of the children's playfulness. The mother is required to be at his disposal as long as he is at home; his behavior suggests that he looks with disfavor on that unity of mother and children in which they had indulged in his absence. He often speaks to the mother as he speaks to the children, expecting compliance and cutting off any answer. The little boy comes to feel that all the gratifying ties with his mother are a thorn in the father's side; and that her love and admiration – the model for so many later fulfillments and achievements – can be reached only without the father's knowledge, or against his explicit wishes.

The mother increases this feeling by keeping some of the child's ›nonsense‹ or badness from the father – if and when she pleases; while she expresses her disfavor by telling on the child when the father comes home, often making the father execute periodical – corporeal – punishments for

misdeeds, the details of which do not interest him. Sons are bad, and punishments always metaphysically justified. The mother's betrayal, of course, does not improve the boy's opinion of women; nor does his knowledge of the father's subservience to *his* superiors and that of his excessive sentimentality when drinking and singing with his equals strengthen the boy's belief in the dignity of man. All this is often amply balanced by respect and love; during the storms of adolescence, however, it leads to a crisis with the alternatives of open rebellion, cynical deviousness, actual flight from home, or of a submissive type of obedience which breaks the boy's spirit, once and for all.²⁵

Margaret Mead hat zwei Jahre später diese Passage Eriksons formalisiert und als Grundlage ihrer Diagnose des deutschen Patienten verwendet;²⁶ das offizielle Abschlussdokument der wissenschaftlichen Debatte zur Re-Education Deutschlands geht von dieser Passage aus. Dazwischen liegt Batesons Text, der ebenfalls auf Erikson (und auf die persönliche Bekanntschaft mit Erikson) rekurriert und dessen diagrammatische Nacherzählung den eriksonschen Familienroman – die Ur-Szene der deutschen Familie: Vater kommt nachhause – voraussetzt und psychodynamisch auffächert. Um dies mit Meads späterer Formalisierung zu sagen: Der Charakter eines deutschen Kindes (Sohnes) wird durch den Bruch zwischen zwei Welten und Charakteraspekten gespalten. Da ist zum einen die symbiotische Welt mit der Mutter, solange der Vater nicht zuhause ist. Sobald er nachhause kommt, ergeben sich aber mehrere Spaltungen der Eltern, und mit ihnen ein Bruch der kindlichen Welt. Der symbiotischen Mutter-Kind-Welt (A) steht eine konfliktreiche Welt (B) gegenüber, in der sich die Mutter mit dem Vater solidarisiert und ›das Kind verrät‹ (»mother's betrayal«) – was sie in zwei Aspekte spaltet. Der Vater wird (in der ›reichsdeutschen‹ Gesellschaft) in drei Aspekte gespalten: unterwürfig nach außen (was seine gesellschaftliche Stellung angeht, muss er fremden Personen und Rangordnungen gehorchen), tyrannisch und launisch gegenüber der Mutter, autoritär gegenüber dem Kind.

Alle diese Familien-Aspekte werden in *Hitlerjunge Quex* drastisch und gewalttätig veranschaulicht: die deutsche Ur-Szene ›Vater kommt nachhause‹, die Solidarität von Sohn und Mutter, väterliche Unsicherheit und Unterwürfigkeit nach außen, der tyrannische und launische Charakter, verbale und physische Gewalt gegenüber Mutter und Kind, die mütterliche Solidarisierung mit dem Vater und ihr unverzeihlicher (und suizidaler) Betrug am Sohn, zugleich ein letzter Ausdruck der Mutter-Kind-Symbiose. Eriksons Analyse – an Hitler entwickelt, aber auch aus seiner eigenen Wiener psychoanalytischen Praxis – entfaltet zwei-

felsohne das Muster, das die Autoren des Films für *Hitlerjunge Quex* zugrunde legten, und gegenüber dem Roman sogar noch übersteigerten. Es stellt sich schon fast die Frage, die sich auch Bateson stellen musste: Was bleibt hier noch zu analysieren? Und liegt dieser Analyse auf Seiten der Nationalsozialisten möglicherweise bereits eine angewandte Psychoanalyse zugrunde?²⁷

6.

Batesons Familien-Analyse nimmt den Verlauf einer detaillierten diagrammatischen Nachzeichnung, ›wie man von (A) nach (B) kommt‹, bevor beide einer höheren politischen Gewalt weichen müssen.²⁸ Die Diagramm-Technik selbst wird von Bateson in einer Fußnote scheinbar abgewertet, was aber vermutlich nur eine britische Geste war, seinen ganzen Stolz auf diese experimentelle Veranschaulichung auszudrücken, i. e. die Verwandlung der Psychoanalyse in eine diagrammatische Wissenschaft: »The diagrams used in this analysis are necessarily on a rather crude associational level and fail to indicate the finer points of the various attitudes and relationships. Psychoanalysis is still a verbal rather than a diagrammatic science.« (54, Anm. 22)²⁹

Auch die von Bateson zu didaktischen Zwecken entwickelte Film-Version von *Hitlerjunge Quex* setzt ganz auf die Möglichkeit, die Familiengeschichte durch Zwischentitel als Diagramm-Geschichte durchsichtig zu machen, den propagandistischen Fortgang der Geschichte zu veranschaulichen. Dieses Vertrauen in die aufklärerische Wirkung der Familiendiagramme geht bei Bateson so weit, dass der wahre Held seines Textes gar nicht mehr unter den Protagonisten des Films zu finden ist, sondern einfach in der Serie seiner Diagramme besteht – die Autopsie der Manipulationen des Propagandisten unter den Augen des Propaganda-Aufklärers und seines Zuschauers: »This diagram is, of course, fundamentally false. The propagandist has deceived the audience into accepting links which are psychologically unsound.« (36) Bateson zeichnet die täuschend ›falschen Diagramme‹ der Familienkonstellationen nach, um sie dann wieder zu rekombinieren, und ganz am Ende ihrer vollkommenen Zerstörung ins Auge zu blicken. Der Gastod der Mutter ist auch die Negation der Diagrammatik selbst:

His mother is left weeping. She hesitantly looks at the gas stove, turns on the gas for a moment, turns it off, pauses, and finally gets up, turns off the light, and turns the gas fully on. The music, based on the first bars of the ›Youth Song,‹³⁰ modified and slowed down to express terror or threat,

mounts slowly, and the gas fumes begin to appear on the screen as wisps of haze. Finally, the screen is completely blotted out with these billowing fumes, and the music evolves from terror to a triumphant and almost martial climax. Heini is finally united with his mother and with Nazism – and the propagandic use of the family has now finally broken that little group.

In place of the sharply defined diagrams which we have so far been able to draw of the attractions and repulsions within the family, we have now the billowing haze in which the mother, Nazism, triumph, and death are indistinguishably blended together. (42)

Statt der dynamischen Kombinatorik der soziometrischen und ödipalen Diagramme: ein alles durchdringender Nebel, ein erstickendes Gas. Der Gewaltakt ist psychoanalytisch durchdacht: Die Auflösung der Familie verlangt keinen Abtritt des Vaters (er wird als alter Soldat später noch gebraucht und schließt sich sogar den Nationalsozialisten an), sondern die Mutter tötet sich selbst.³¹ Sowohl die Welt der Mutterbindung (A) als auch die Welt der antipathischen Autorität (B) werden durch die Aufnahme in die Hitlerjugend ersetzt (42/43), und zwar mit auffälliger Glätte. Welche Psychoanalyse wird dieser Entwicklung (nach dem Ende der ödipalen Diagramme) gerecht?

Batesons Antwort ist aktuell geblieben. Es genügt, die Szene, die auf den Tod der Mutter folgt, ganz wörtlich zu lesen: Die Kameraden kommen an Heinis Krankenbett, eine Uniform wird ausgepackt und angelegt, Heini bewundert sich in einem Spiegel und ihm wird noch ein Geschenk überreicht: ein Foto des HJ-Freundes mit seiner Schwester (das neue Liebesobjekt: die Schwester des Kameraden). Danach kommt die Krankenschwester, nimmt ihm die HJ-Mütze ab und verkündet den Tod der Mutter. »Thus, in this scene, Nazism is twice substituted for the mother – first when the Nazis enter in the mother's place, and second, when the Nazi cap and the mother are simultaneously removed.« (42)

Die ödipale (und grauenerregende) Familie wird durch Jugendkultur ersetzt, die Welt der Adoleszenz wird auf Dauer gestellt, der Affekt dieser neuen Lebensform lautet *Narzissmus*, und der spezifisch nationalsozialistische Narzissmus war ein Medien-Narzissmus. (In der hierfür emblematischen Krankenhaus-Szene: Spiegel, Uniform und Selbstbewunderung, aber auch die Spiegelung im Foto-Standbild.) Und damit kommt Bateson auch zu einer Bestimmung des filmischen Genres, in dem sich die wenigen offensiv propagandistischen NS-Filme trafen:

If we put together the intersexual implications of the word ›Quex‹³² and the narcissistic implications of the incident in which the Nazis give Heini a mirror in which to admire himself, we get a rather clear picture of one side of Nazi character. The badge of reproach is proudly worn, and the uniform is self-admired. This type of narcissism has led to the development in Germany of an entirely new kind of film, which we may call the ›pseudodocumentary‹. These films, of which *The triumph of the Will* is the outstanding example, [...] differ from ordinary newsreel material in that the spectacle is expressly created and staged for the motion picture camera. Reality becomes a carefully dressed shop window in which Nazism exhibits itself. (45)

Die soziale Atomisierung des Helden: die Spiegelung in Gleichaltrigen und Gleichaussehenden, mit gleichen Bewegungen und gleicher Uniform. Erik Erikson hatte 1942 die Stichwörter vorgegeben, die Hitlers Stellung in diesen narzisstischen Spiegelungen psychoanalytisch umreißen. Der Narzissmus als Traum einer ewigen Jugend:

Hitler is the adolescent who never even aspired to become a father in any connotation [...]. He is the unbroken adolescent, who has chosen a career apart from civilian happiness and ›peace‹; a gang leader who keeps ›the boys‹ together by demanding their admiration, by creating terror, and by shrewdly involving them in crimes from which there is no way back.³³

Diesen Typus ranzig gewordener ›ewiger Adoleszenz‹ erkennt auch Bateson – nicht ohne Ekel – im Kameradschaftsführer des Films:

the district leader's speech and tone indicate rather that he himself is one of the boys whom he romanticizes. He recognizes no such barrier. He shares their dreams and romanticizes himself by some twist of narcissism. All this is repellent to non-Nazi eyes, but this is the enemy's idealized picture of himself, and if we are ever to help that enemy pull himself out of the swamp into which he has sunk³⁴ – and thereby endangered us all – we need to understand him and the dreams on which he has fed. (47)

7.

Zumindest eine Einsicht aus Batesons Analyse ist in alle späteren Interpretationen von *Hitlerjunge Quex* eingeflossen. Das Porträt der Kommunisten sei als Selbstporträt der Nationalsozialisten zu verstehen:

The whole characterization of Communism in this film is, in a sense, a *self-portrait of Nazism*. It represents what the Nazis think that they themselves would be like without their discipline or, psychologically speaking, what they *are* like under the veneer of that discipline. (31)

Das Porträt des Feindes, das ›Feindbild‹ des Films ist ein Selbstporträt der Nationalsozialisten: Hinter der Fassade der Disziplin lauert der ›Sauhaufen‹, der offiziell verabscheut und zugleich unablässig beschworen wird.

Diese Diagnose hat sich für den Film durchgesetzt,³⁵ führt aber zu mehreren Problemen, die sich heute sowohl mit der Lektüre von Batesons Text als auch mit Aufführungen des Films verbinden. Zum einen fällt es heutigen (jugendlichen und erwachsenen) Zuschauern schwer, den Abscheu vor dem ›Sauhaufen‹ der *Quex*-Kommunisten, ihrer oralen, sexuellen und verbalen Inkontinenz, in der Schärfe zu teilen, die damaligen Umgangsnormen entsprach. Die Antipathie des Films gegen all das, was militärischer Disziplin und hierarchischem Anstand widerspricht, kommt nicht mehr rüber, so dass (anscheinend auch bei Seminar-Vorführungen des Films) die karikaturhafte ›Ausgefliptheit‹ der *Quex*-Kommunisten in heutigen Augen sympathischer und damit sogar ›realistischer‹ erscheint, als sie jemals erschienen und beabsichtigt war. Ein frappierender Bumerang-Effekt des wechselseitigen ›Othering‹ von mehreren faschistischen und antifaschistischen Generationen, der bereits damaligen Emigranten gegen den Strich gegangen sein muss, denn Bateson hält in einer eigenen Fußnote fest: »The general opinion of informants who were in Germany at this time and in touch with the Youth Movements is that the Leftist groups were slightly more disciplined than the Hitler Youth.« (54, Anm. 12)

Diese historische Freund-Feind-Interferenz der deutschen Umgangsformen lässt sich immerhin mit einiger Präzision benennen, allerdings bleibt zugleich die prinzipielle Frage, ob Bateson überhaupt anhand dieses Films zu einer Analyse des Nationalsozialismus gelangen, also die Frage »What sort of people are the Nazis?« (20) stellen konnte. Denn der rassistisch begründete Feind der Nationalsozialisten, die Juden, werden weder im Film noch im Buch *Hitlerjunge Quex* beim Namen genannt.³⁶ Eine Hauptabsicht des Buchs wie des Films besteht darin, den

Kampf zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten als prinzipiell ›ehrenhaften‹ Kampf darzustellen, in dessen Verlauf sowohl ehemalige Feinde und Verräter (wie etwa Heini selbst, zumindest muss er seinen späteren Kameraden so erscheinen) zu Nationalsozialisten werden, als auch Kameraden vom Feind abgeworben werden können. Die *Quex*-Kommunisten sind (bis auf den Mörder Heini) prinzipiell konversionsfähige Feinde; und darin war der Film mit seinem eingeschränkten Feindbild eben das, was er auch sein sollte: Propaganda.

In dieser Konstellation kann man daher eine empfindliche Einschränkung auch von Batesons Analyse sehen: Das Feindbild des Feindes – damit aber auch sein Selbstbild – ließ sich durch *Hitlerjunge Quex* nur selektiv entschlüsseln. Und wenn Batesons These zum Feindbild in *Hitlerjunge Quex* richtig ist, so bliebe die sehr viel schwierigere Aufgabe erst noch zu leisten: das Feindbild des Nationalsozialismus, insbesondere das des rassistisch begründeten Feindes, als *Selbstporträt im Feind* zu entschlüsseln, und als Identifizierung durch den Anderen hindurch. Batesons Text konnte diese Aufgabe nicht durchführen, enthält aber mehrere Feindbild-Indizien, die mit dieser Aufgabenstellung kongruieren. Zumindest zwei dieser Indizien sollen hier festgehalten werden, das erste, weil es in spätere Diagnosen zur Krankheit und Re-Education Deutschlands eingeflossen ist, und das zweite, weil es auf bis heute unüberbotene Weise das Hauptmotiv der visuellen Montage des Films interpretiert.

Hitlerjunge Quex verzichtet auf eine offensive Darstellung des rassistisch begründeten Feindes, aber auch der Beziehung von Partei und Nation. Diese beiden Auslassungen sind systematischer Natur:

The film does not go into the question of the relationship between Party and nation, and it seems that to have attempted this would have landed the propagandist in difficulties. Starting from three symbolic units, the son, the father, and the mother, he would have had to end up with two, the party and the nation, and the basic instability between these two would eventually be disclosed. If the nation were equated with the mother, then the Party would have to combine the father's authority with Heini's heroism, and would therefore become a recipient of ambivalent emotions. We should see all too clearly that Party and nation could only exist side by side if perpetually fed on scapegoats and enemies, which would provide an object for the negative parts of this ambivalence. (35)

Diese Kurzdiagnose enthält eine spekulative *Culture and Personality*-Begründung für das, was bereits damaligen Politologen als Dynamik und Instabilität der

Beziehung von konkurrierenden Partei-Organisationen und staatlichen Institutionen aufgefallen war,³⁷ und von heutigen Historikern unter dem Stichwort der ›Polykratie‹ des NS-Staates weiter verhandelt wird. Die Ambivalenzen der (Partei-) Identifizierung mit (toter/symbiotischer) Mutter und (gewalttätigem/unterwürfigem) Vater lassen sich nur ertragen, indem sie fortlaufend durch Aggression, Selbstopferung und Mord abgespalten werden; eine stabile staatliche und personale Struktur kann unter diesen Umständen nicht zustande kommen. Statt einer stabilen Struktur findet man nur das Schlingern zwischen verschiedenen Ambivalenzen und eine gewalttätige Turbulenz.³⁸

Einen visuellen Fokus für diese Instabilität und ihre Turbulenz findet Bateson im Hauptsymbol des Films: der Fahne. Auch hier bringt Bateson die beiden Aspekte zusammen: das Feindbild als Selbstporträt im Feind und die daraus resultierende Identifizierung. Die Fahne ist der Fokus der Identifizierung, ihr Lied ist die Hymne des Films, aber sie besitzt ein sinistres Gegenbild. Der Tod der Mutter verhüllt sich mit Gaswolken, aber zur gleichen Musik wie das Fahnenlied (in Moll) und mit angedeuteten Fahnenbewegungen: »Each death is represented by a sort of billowing or waving motion. In the case of the gas death, we see the fumes fill the screen and move like heaving waves. In the final death, it is the Nazi flag itself which fills the frame and billows before us.« (28) Der Fahne der Identifikation entspricht auch eine Fahne der (Selbst-) Auslöschung,³⁹ auf deren leerem Untergrund sie erst erscheinen kann: »the Nazi flag, whenever it appears on the screen, billows with a wave motion, and the gas fumes billow like a flag or like water« (33) Und das Bild der Fahne selbst enthält untergründige Beziehungen zum ›kommunistischen‹ Feindbild, nämlich zu den Rummelplatzmotiven des Films. Dort erscheinen immer wieder kreisende und wirbelnde Gegenstände:

The background of Communism is characterized by various kinds of spinning objects, the merry-go-round, the lottery wheel, and spinning targets in the shooting booth. It appears that the Nazi conception of the sort of sexuality which they attributed to Communists is closely linked with feelings of dizziness. Man, the mechanical puppet, is endlessly liable to be swept off his feet into some sort of whirlpool. (33)

Wellen und turbulente Drehungen, Fahne und Schwindelgefühle sind einerseits klar getrennt und den beiden Parteien zugeordnet, bleiben aber miteinander verwandt:

There is clearly a rather close relationship between the hypnotic fascination that comes from staring at waves and that which comes from looking at spinning objects, and this relationship is probably another facet of the relationship which we have already noted between Nazism and the Nazi characterization of Communism. There is, however, an important difference between waves and spinning objects. Waves contain an illusion of progress, of forward movement, but spinning objects evidently get nowhere. It is possible that the waves used to characterize Nazism are related to the endless marching which has such great fascination for Nazis and which appears in almost every Nazi film. (33)

Diese Interpretation der nationalsozialistischen Wirbel und Fahnen, der »dizziness symbols« (33) bleibt mysteriös und fragmentarisch. Eine Rekonstruktion könnte folgendermaßen lauten: Bateson hatte 1943 bereits mehrere Techniken der Trance-Induktion untersucht, insbesondere auf Bali,⁴⁰ und suchte in den deutschen Filmen nach einem Schlüssel für die ›Schwindelgefühle‹ und ›ekstatischen Märsche‹ der Nationalsozialisten, nach dem, was in anderen Kulturen ganz offen als Trance und Besessenheit erscheint, und nach dem, was als Beziehung von Hass und Jubelfeier am Nationalsozialismus fremd geblieben ist. Eine typische Induktion (auch für millenaristische Bewegungen wie etwa den Ghost Dance) sind kreisende, zitternde und wirbelnde Bewegungen und Visualisierungen, die dem Aufbruch in Trance, Wanderungen und kriegerische Angriffe vorausgehen können. Kreisende Bewegungen sind in *Hitlerjunge Quex* reichlich vorhanden, werden aber keiner ›Selbstinduktion‹ oder einem Kontakt mit Gott oder den eigenen Ahnen zugeschrieben, sondern ganz im Gegenteil: dem Feind und seinen Versuchungen. Man findet daher, so Batesons Gedankengang, auch in diesem visuellen Symbol und der »dizziness« des Nationalsozialismus einen weiteren Beleg dafür, dass gerade die »hypnotic fascination« (33) der Nationalsozialisten nur durch die ständige Spaltung in ›Feind‹ und ›Freund‹, und durch die systematische Spiegelung im Feind, durch ein *systematic opposite* der Feind-Imago zu induzieren und zu stabilisieren war.

8.

Culture und *Personality*, kulturanthropologischer Vergleich und psychoanalytische Familiendynamik haben zusammengefunden, sind im Verlauf der Analyse wechselseitig übersetzbar geworden. Und beide zusammen sind auf eigenartige

Abweichungen gestoßen: eine deformierte, wenn nicht bewusst demolierte Psychoanalyse,⁴¹ das Selbstporträt im Feind, aber auch einen ungewöhnlichen Millenarismus und modernen Totenkult. Und auch die Medienanalyse selbst hat auf diesem Wege gewonnen. Schließlich ist es Bateson gelungen, durch eine ›reine Inhaltsanalyse‹ – »the present research asks, ›What sort of people are the Nazis?« (20) – zumindest zu zwei wichtigen Medienaspekten des Films vorzustoßen: (i) *Hitlerjunge Quex* ist eine Umsetzung des NS-Totenkults in Film; (ii) der Nazi-Narzissmus war ein Medien-Narzissmus.

Aber auch (iii) die filmhistorische oder filmimmanente Perspektive kommt in Batesons Text keineswegs zu kurz. Es handelt sich sogar um den ersten ausführlichen Versuch, *Hitlerjunge Quex* in die Geschichte des deutschen Films einzuordnen. Da Bateson von einer kontinuierlichen Eskalation des deutschen Nationalcharakters zu seiner nationalsozialistischen Variante ausging, konnte er auch das gesamte deutsche Kino – also das Kino der Weimarer Republik – als Vorlauf zum nationalsozialistischen Film betrachten. Diese Perspektive lag bereits damaligen deutschen Emigranten nahe, mit denen Bateson intellektuell verbunden war. Sie wurde später von Siegfried Kracauer auf die bündige Formel »Von Caligari zu Hitler« gebracht, mit der Bonmot-Zusammenfassung: »Rettungslos der Regression verfallen, musste die Mehrheit des deutschen Volkes sich einfach Hitler ergeben. Da Deutschland so verwirklichte, was in seinem Film von Anfang an bereits angelegt war, nahmen die Leinwandgestalten tatsächlich Leben an«⁴² – also die Dämonen, Verschwörer und Mörder des Weimarer Kinos. Und zweifelsohne trifft die Formel »Von Caligari zu Hitler« zumindest einen Film recht genau, der tatsächlich die dämonischen Rummelplatzmotive von *Caligari* mit der Gefolgschaft zum Führer verbindet: *Hitlerjunge Quex*.

Batesons Filmgeschichte lässt sich daher auf zwei Weisen modifizieren, die sich nicht ganz ineinander auflösen lassen: das Weimarer Kino enthielt alle jene Elemente, die Bateson in nationalsozialistischen Filmen und Ideologemen wiedererkennen konnte; und *Hitlerjunge Quex* war ein bewusster Versuch, das gesamte Kino der Weimarer Republik – in Form einer Reprise, oder einer Travestie der UFA-Vergangenheit, aber auch des Weimarer Feindes – in Dienst zu nehmen, und zwar um jene Weimarer Republik im Film zu zeigen, die der Nationalsozialismus abgeschafft hatte – und um jene Filmelemente zu verstärken, die Bateson als ›proto-nationalsozialistisch‹ identifizieren konnte. Bewusste Zweckentfremdung (des Weimarer Films) und travestiehafte Zuspitzung gingen ineinander über; dieser Film war ein ›Abschlussfilm‹ zur Weimarer ›Kampfzeit‹, und konnte auch daher nicht als Vorbild für zukünftige NS-Filme dienen.

Diese Perspektive wird durch die Vielzahl von Film-Anspielungen und pla-

kativen Umsetzungen des Weimarer Kinos nahe gelegt, die von der Forschung in der Zwischenzeit herausgearbeitet worden sind. Und erst durch diese These – *Hitlerjunge Quex* als bewusste Reprise des Weimarer Films – wird auch die eigenartige Beziehung (Freund, Feind und Verrat) durchsichtig, die der Film zu seinen Vorbildern unterhält. Der Kampf der Nationalsozialisten mit ihren Lieblingsgegnern, den Kommunisten, wird auch durch Aneignung des linken Films betrieben:

Hitlerjunge Quex freilich zeigte die gemeinsame proletarische Klassenbasis der nationalsozialistischen und der kommunistischen Bewegung, und mit perfider Intelligenz rekapitulierte der Film in einigen Sequenzen das dramaturgische Inventar, die psychologischen Muster und die Atmosphäre herausragender Werke des linken Kinos wie Phil Jutzis *Mutter Krausens Fahrt ins Glück* und Slatan Dudows *Kuhle Wampe*, nicht zuletzt dank der Ausstrahlungskraft Heinrich Georges in der Rolle eines kommunistischen Arbeiters,⁴³

und der Tatsache, dass Berta Drews den klassischen proletarischen Gastod aus *Mutter Krausens Fahrt* zu Heinis Fahrt in den Nationalsozialismus nachspielen durfte. Zwei linke Schauspieler und ein ganzes linkes filmisches Repertoire wurden umfunktioniert – aber, wie Heidi Faletti kürzlich zusammengefasst hat,⁴⁴ viele andere Elemente des Weimarer Kinos auch: die Funktion der Moritat aus der *Dreigroschenoper*, die Straßenszenen aus diversen Straßenfilmen, der Rummelplatz als dämonisches Gegenbild seit *Caligari*, die Verfolgungsjagd und Einkreisung aus *M – Eine Stadt sucht einen Mörder*: das ermordete Kind wiederholt (passend zum Motiv der Opferbereitschaft) den Kindermörder,⁴⁵ das städtische Territorium wird zur Falle des Helden (ein Standardmotiv des Weimarer Kinos);⁴⁶ die Apotheose des Helden aus Luis Trenkers *Der Rebell*.

Diese Übereinstimmung von übernommenen Motiven, Schauspielern und Requisiten kann daher nicht mehr als Häufung betrachtet werden: es handelt sich (und dies zeichnet *Hitlerjunge Quex* vor den beiden anderen Märtyrerfilmen aus) um den bewussten Versuch einer travestiehaften Zuspitzung und Zweckentfremdung. Allerdings trägt dieser Umstand nicht nur zur Stärke des Films bei. Wenn Kracauer schreibt, dass die (dämonischen, verschwörerischen, mörderischen) Leinwandgestalten des Weimarer Kinos im Nationalsozialismus »tatsächlich Leben an« nahmen, so kann man beim Betrachten von *Hitlerjunge Quex* eher die gegenteilig gespenstische Wirkung konstatieren. Es handelt sich um einen Film, in dem den Leinwandgestalten der Weimarer Republik zunehmend das Leben entweicht, die Luft wegbleibt.⁴⁷ Und das lag zweifelsohne auf der Linie des

Films, bleibt aber zugleich seine ästhetische Schwäche, die nicht mehr durch filmimmanente Referenzen aufgefangen werden konnte. Die Zweckentfremdung des Feindes blieb hier wie immer eine zweischneidige Operation.

Fazit: Wenn Bateson *Hitlerjunge Quex* als Synthese und Steigerung des deutschen Kinos behandelte, als Film, in den alle Elemente der deutschen Filmvergangenheit eingewandert sind, dann behält er auch in diesem Punkt recht – aber (wie vielleicht auch im Fall der deformierten Psychoanalyse, und zweifelsohne im Fall des deformierten Millenarismus) aufgrund eines einfachen Tatbestands: der Feind hatte Zugriff auf dieselben konstruktiven Konzepte. In diesem Fall: *Hitlerjunge Quex* ist angewandte Filmgeschichte (der UFA) gewesen.

9.

Das Feindbild des Feindes zu entwerfen, leidet unter einer Verdoppelung: man kann nur ein feindliches Feindbild entwerfen. Wie kann man da zu brauchbaren Ergebnissen kommen, wird man nicht immer nur die Verzerrungen des Gegners weiter verzerren? Der Einschätzung, dass es sich in der »Study of Culture at a distance« vor allem um »projektive Verfahren« handelte, auf Seiten des Feindes wie der Freunde, und dass der Beobachter Teil der Beobachtung ist, dieser Einsicht waren sich Margaret Mead, Gregory Bateson und ihre Bekannten mehr als bewusst. Und wenn man den Nationalsozialismus von *Hitlerjunge Quex* als »Projektion«, als »systematic opposite« und als Travestie der vorausliegenden Kulturelemente (Film, Religion und deutsche Familie) verstehen muss, und wenn dies – auf ganz andere Weise – auch für die Analyse Batesons und für die gesamte kulturanthropologische Seite der Re-Education galt, so kann es durchaus sein, dass es nur dieser Art von homöopathischer Analyse gelingen konnte, zumindest Teile jener »Travestie der Lebensformen« zu benennen und zu adressieren, die damals durch politische Steuerungen und im Namen von »Nationalcharakteren« betrieben und inszeniert wurde. Kultur wird allzu oft durch Travestien erfunden und regeneriert, Regeneration und Regenerationswünsche sind allzu sehr mit Riten der Travestie verbunden –, als dass sich die »zugrundeliegende Kultur« von den Techniken ihrer Travestie trennen ließe.

Wenn es um Projektionen ging, welche Projektionsmethode war hier gefordert? Und wie wirkte sich die Projektionsmethode auf die kulturanthropologische Diagnose der Re-Education aus? Die vom Psychiater Richard Brickner 1942 vertretene Diagnose,⁴⁸ Deutschland sei paranoid (geworden), war äußerst erfolgreich. Selbst Eisenhower griff anscheinend auf die Paranoia-Diagnose zurück, als

er den Morgenthau-Plan 1944 befürwortete.⁴⁹ Bateson bemühte sich bis zur Analyse von *Hitlerjunge Quex* um eine Modifikation dieser Diagnose, insbesondere mit folgender Argumentation:

Nicht mehr gewillt, zu sagen ›Die Deutschen sind unterwürfig‹ oder ›Die Engländer sind distanziert‹, werden wir Ausdrücke wie ›herrschend-unterwürfig‹ verwenden, wenn wir Beziehungen dieser Art nachweisen können. Ähnlich werden wir nicht vom ›paranoiden Element im deutschen Charakter‹ sprechen, solange wir nicht zeigen können, dass wir mit ›paranoid‹ irgendein bipolares Charakteristikum der deutsch-deutschen oder deutsch-ausländischen Beziehungen meinen.⁵⁰

Die Analyse von Nationalcharakteren sollte ein ganzes Set von komplementären Beziehungen mit einander verbinden, und zu einer Strukturanalyse (der Beziehungen von Beziehungen) vorstoßen, insbesondere der Beziehungen »Herrschaft-Unterwerfung, Unterstützung-Abhängigkeit und Voyeurismus-Exhibitionismus.«⁵¹

Interessant werden diese bipolaren Beziehungen vor allem dort, wo sie sich verbinden. Durch seine Interviews mit Emigranten fand Bateson etwa heraus, dass es in der deutschen Familie (im Gegensatz zur amerikanischen oder britischen) einen »Exhibitionismus des Parierens«⁵² gab, dem die Söhne mehr als die Töchter ausgesetzt wurden: es galt als ›ehrenvoll‹, gehorchen zu müssen. Und die Unterwürfigkeit der entstehenden Beziehung wurde dadurch neutralisiert, dass jeder Befehl sofort und ohne Verhandlungen ausgeführt wurde. Offene ›Kriecherei‹ war daher in Deutschland genauso verpönt wie in Amerika oder England: »Anstelle der Unterwerfung finden wir eine Art Kadavergehorsam.«⁵³ Das gehorsame Kind stellt seinen möglichst reibungslosen Gehorsam aus, und damit zugleich seine Abhängigkeit von den Eltern zur Schau. Diese Einschätzung Batesons hat Margaret Mead 1944 für die Diagnose der Re-Education auf eine Kurzformel gebracht: »Developmentally, the child vis-à-vis the parents is expected to be dependent, submissive and exhibitionistic, to *exhibit* his submissiveness in hand-shaking, heel-clicking, ›correct‹ behavior.«⁵⁴

Auch Batesons alternative Diagnose zur Re-Education, die sich am Ende seiner Analyse von *Hitlerjunge Quex* findet, bleibt bei aller Unschlüssigkeit von der Frage nach der Struktur der bipolaren Beziehungen getragen. So fragt sich Bateson etwa, was den ›aggressiven Narzissmus‹ der Hitlerjugend vom friedlichen Narzissmus der Balinesen unterscheidet (52). Die Antwort hatte er bereits 1942 gegeben: Der Narzissmus der Balinesen wurzelt im Modell des Kindes, das mit

Geschenken verwöhnt wird, und dieses Modell wird auf Götter, Trance-Tänzer und Prinzen übertragen. Der Narzissmus der Nationalsozialisten hingegen basiert auf dem ›Exhibitionismus des Parierens‹, der Erniedrigung auf ein quasi mechanisches Subjekt/Objekt, das seine Unterwerfung nur neutralisieren kann, indem es sie möglichst reibungslos in Einwilligung und Befehlsausführung umsetzt. Es ist daher konsequent, dass Batesons Rezepte – oder Problematisierungen – zur Re-Education immer wieder diesen Tatbestand der Narzisstischen Unterwerfung umkreisen, vermutete er doch in dieser deutschen Form der Unterwerfung (›Kadavergehorsam‹) zugleich das eingebaute Komplement zur Aggressivität. Wer sich in jedem Gehorsam (mit narzisstischer Freude) annihiliert, wird auch andere annihilieren wollen, insbesondere dann, wenn der Einzelne daran gewöhnt wurde, sich als »mechanical object« (50) von Versuchungen und Befehlen, und durch den para-militärischen Totenkult der ›multiplen Reinkarnation‹ als »mass-produced object, identical with a thousand others« (49) zu verstehen.

Als Konnex und Rätselbild von Batesons Analyse, also als der Konnex, der alle seine Beziehungen »Herrschaft-Unterwerfung, Unterstützung-Abhängigkeit und Voyeurismus-Exhibitionismus« zum nationalsozialistischen ›pattern‹ zusammenbringt, und als Batesons Alternative zu Brickners Paranoia-Diagnose, erweist sich der deutsche ›Exhibitionismus des Parierens‹. Dieser ›pattern‹ integriert seine drei Analyse-Ebenen (Millenarismus, Feindbild, Familie); er stellt Batesons Alternative zu dem dar, was in der Frankfurter Schule unter dem Stichwort des ›Autoritären Charakters‹ verhandelt wurde; und er verbindet auch in Meads kulturanthropologischer Synthese die verschiedenen Analyse-Ebenen und wissenschaftlichen Disziplinen der Deutschland-Diagnose.⁵⁵ Batesons Analyse hat keinen direkten Weg in die Re-Education gefunden, aber verloren gegangen ist sie auch nicht.

Der ›Exhibitionismus des Parierens‹ wurde in der Matrix der deutschen Kernfamilie eingeübt und vermittelt in den ambivalenten Beziehungen des Familiendreiecks zwischen Innen- und Außenwelt (durch den tyrannischen und unterworfenen Vater, durch die liebende und unterdrückte Mutter); er wurde in den paramilitärischen Formationen der Nationalsozialisten zum aggressiven Narzissmus getrieben. Mit einer letzten psychoanalytischen Steigerung:

Discipline as imagined in the Nazi ideal depends upon extreme passivity – almost an impassivity – in the face of sudden, barked commands, and these commands appear to be the stimulus which prevents lapse into disorder. In the Nazi ideal at least, discipline is not so much a toadying to au-

thority as a controlled steadying in the face of sudden shock, whether this shock be a sudden command or an enemy attack. (49 f.)

Der ständige Ausnahmezustand sorgt dafür, dass der Befehl von oben und der feindliche Angriff, ›Führer‹ und ›Feind‹ in einem einzigen wiedererkennbaren Körperzustand – »in the face of sudden shock« – zusammentreffen. Paramilitärische Disziplin sorgt für dieses nationalsozialistische Zusammentreffen, und sie trifft sich als *Schock* mit der ekstatischen Einwilligung in dieses Zusammentreffen, die Bateson in den »dizziness symbols« zwischen Fahnen und Wirbeln angesiedelt hatte.

Aber an dieser Stelle wie an so vielen anderen seiner Analyse – zwischen Totem und Tabu, in diesem Fall – lässt Bateson seine Psychoanalyse des Nationalsozialismus in der Schwebel, denn die Unzulänglichkeit der Weltkriegsforschung verlangt von ihm, die begrenzte Reichweite des eigenen Korpus anzuerkennen:

(There is here an interesting psychoanalytic possibility of identification between authority and the enemy, and some identification of this sort would be expected since many of the unpleasant characteristics of the old father stereotype are projected onto enemies. The film, however does not provide material for examining this identification.) (50)

Dank für Hinweise und Korrekturen an Wolfgang Beilenhoff, Cornelia Epping-Jäger und Thomas Hauschild.

- 1 Gregory Bateson: Zwischentitel zu Beginn der Filmversion »Hitlerjunge Quex with analytic titles by Gregory Bateson« (1943), erhältlich bei der Museum of Modern Art Film Library, New York.
- 2 Vgl. Martin Loiperdinger: Märtyrerlegenden im NS-Film, Opladen 1991.
- 3 Vgl. Virginia Yana-McLaughlin: Mead, Bateson, and ›Hitler's Peculiar Psychological Makeup‹. Applying Anthropology in the Era of Appeasement, in: History of Anthropology Newsletter, 13/1 (1986), S. 3–8.
- 4 Vgl. Virginia Yana-McLaughlin: Science, Democracy and Ethics. Mobilizing Culture and Personality for World War II, in: George W. Stocking (Hg.): Malinowski, Rivers, Benedict and Others. Essays on Culture and Personality, Madison 1986, S. 184–217.
- 5 Margaret Mead: ... Und haltet Euer Pulver trocken, München 1947 (Orig. 1942).
- 6 Das Office of Strategic Services wird als Vorläuferorganisation der C. I. A. betrachtet. Das O. S. S. beschäftigte im Zweiten Weltkrieg eine beträchtliche Zahl europäischer Intellektueller zur Feind- und Propaganda-Analyse, so etwa auch Mitglieder der ›Frankfurter Schule‹, insbesondere Franz Neumann und Herbert Marcuse. – Texte aus diesem Zusammenhang: Franz Neumann: Behemoth, Oxford 21944; Herbert Marcuse: Feindanalysen, Lüneburg 1998.
- 7 Vgl. David H. Price: Gregory Bateson and the OSS. World War II and Bateson's Assessment of Applied Anthropology, in: Human Organization 57/4 (1998), S. 379–384.
- 8 Richard Brickner: Is Germany Incurable?, Philadelphia/New York 1943.
- 9 Vgl. [o. A.] Germany after the War. Roundtable – 1945, in: American Journal of Orthopsychiatry 15 (1945) [Juli-Nummer], S. 381–441. – Meads Rolle für die kulturanthropologische Diagnose in Ger-

- many after the war* wurde nachgewiesen durch Uta Gerhardt: Re-Education als Demokratisierung der Gesellschaft Deutschlands durch das amerikanische Besatzungsregime, in: *Leviathan* 27 (1999), S. 355–385 (hier: S. 369).
- 10 Uta Gerhardt: Talcott Parsons und die Re-Education-Politik der amerikanischen Besatzungsmacht, in: *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* 24/1 (1998), S. 121–151.
 - 11 Batesons vollständige Filmanalyse (von 1943) wurde erst 1980 abgedruckt: Ders.: *An Analysis of ›Hitlerjunge Quex‹*, in: *Studies in Visual Communication* 6/3 (1980), S. 20–55. – Ausschnitte wurden bereits 1953 unter dem Titel »An Analysis of the Nazi film Hitlerjunge Quex« veröffentlicht in: Margaret Mead/Rhoda Métraux (Hg.): *The Study of Culture at a Distance*, Chicago 1953, S. 302–314. Weitere Zitate aus Batesons »Analysis« (in der Version von 1980) werden im Text durch einfache Seitenzahlen in Klammern nachgewiesen.
 - 12 Vgl. Mead/Métraux: *The Study of Culture at a Distance* (Anm. 11), das Wort »cultural studies« fällt z. B. S. 268 f. anlässlich der Frage von Filmanalysen.
 - 13 Thomas Arnold/Jutta Schöning/Ulrich Schröter: *Hitlerjunge Quex. Einstellungsprotokoll*, München 1980, S. 253.
 - 14 Einen neueren Ansatz bietet Eric Wolf: *Envisioning Power. Ideologies of Dominance and Crisis*, Berkeley 1999; zum nationalsozialistischen Deutschland: S. 197–291, zum Vergleich mit Revitalisierungsbewegungen und Cargo-Kulten: S. 197 f.
 - 15 Vgl. Sabine Behrenbeck: *Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole 1923 bis 1945*, Vierow 1996, S. 279. – Zu *Hitlerjunge Quex* und anderen filmischen Umsetzungen des Totenkults: S. 214–241; zu Ritualen des Heldenkults: S. 276–342.
 - 16 Behrenbeck: *Der Kult um die toten Helden* (Anm. 15), S. 301 ff. – Vgl. Sven Reichardt: *Faschistische Kampfbünde. Gewalt und Gemeinschaft im italienischen Squadrismus und in der deutschen SA*, Köln 2002; zum Totenkult im Nationalsozialismus: S. 548 ff., und insbesondere zum Komplex »Fahne, Verteidigung und militärische Symbole«: S. 563–570.
 - 17 Behrenbeck: *Der Kult um die toten Helden* (Anm. 15), S. 300.
 - 18 Behrenbeck: *Der Kult um die toten Helden* (Anm. 15), S. 339.
 - 19 Es handelt sich hier um die von Behrenbeck ausführlich behandelte Zeremonie zum 9. November; Bateson gelang es also, – und zwar ohne den damals kaum möglichen Vergleich der NS-Zeremonialkultur – das Zentrum der NS-Liturgien zu erfassen.
 - 20 Wie Martin Loiperdinger anmerkt: »Wer seine eigene Individualität durchstreicht, dokumentiert damit seine Bereitschaft, rücksichtslos auch gegen andere vorzugehen.« (zit. nach Behrenbeck: *Der Kult um die toten Helden*, S. 334).
 - 21 Behrenbeck: *Der Kult um die toten Helden* (Anm. 15), S. 300.
 - 22 Vgl. Jay W. Baird: *To Die for Germany. Heroes in the Nazi Pantheon*, Bloomington 1990, S. 108–129, (*The Death and Transfiguration of Hitler Youth* Herbert Norkus).
 - 23 Vgl. Erik H. Erikson: *Hitler's Imagery and German Youth*, in: *Psychiatry* 5 (1942), S. 475–493.
 - 24 Wörtliche Übersetzung eines deutschen Idioms: »scheinen sich selbst die Wände ›zusammen zu nehmen.« – Vgl. die spätere Version dieser Passage in: Erik H. Erikson: *Kindheit und Gesellschaft* (Orig. 1950), Stuttgart 1957, S. 311.
 - 25 Erikson: *Hitler's Imagery and German Youth* (Anm. 23), S. 478.
 - 26 Vgl. *Germany after the War* (Anm. 9), S. 390–393 [Margaret Mead], insb. S. 390: »the double image of the father and the triple image of the mother which the child receives«.
 - 27 Vgl. Bateson: *An Analysis* (Anm. 11), S. 21.
 - 28 Diagramm 2 zeichnet die Welt der Mutter-Kind-Symbiose gegenüber der väterlichen Außenwelt an (quasi »A«); und Diagramm 5 (das letzte Diagramm in Batesons Serie) den Riss oder die Abspaltung des Kindes von der Welt, in der Vater und Mutter zusammen agieren (Thema der Kommentierung von Diagramm 3) und in der die väterliche Außenwelt so auf die Mutter einwirkt, dass ihr Unterdrücktwerden über sie auf das Kind einwirkt (quasi »B«).
 - 29 Die Genealogie dieser Diagramm-Technik liegt einerseits in Batesons Bekanntschaft mit Kurt Lewins feldtheoretischen Diagrammen, andererseits (nach einem Hinweis Thomas Hauschilds) in der Soziometrie Jacob Morenos, dem Urheber der mikrosoziologischen (und sozialpsychologischen) Netzwerk-Analysen, deren erste Basis-Elemente (und Diagramm-Linien) »Anziehung- und ›Abstoßung« waren. – Sowohl Lewin als auch Moreno hatten ein dezidiert kritisches Verhältnis zur Psychoanalyse, so dass Batesons Netzwerk-Umschrift von Eriksons Deutschland-Psychoanalyse ein gewisses Unikum darstellt. – Vgl. allerdings die verschiedenen experimentellen Diagramm-An-

- wendungen in Morenos Zeitschrift *Sociometry*. Hier finden sich Diagramme für mikrosoziologische Fragestellungen, Literaturanalysen, Psychodramen, Familiengeschichten, Medienexperimente.
- 30 Der den ganzen Film strukturierende »Marsch der Hitlerjugend«.
 - 31 Der Film enthält nach seiner Krankenhaus-Szene keinen expliziten Kommentar zum Tod der Mutter. – Ganz anders ist dies in Schenzingers Roman (Karl Aloys Schenzinger: *Der Hitlerjunge Quex* (265.–324. Tausend) [1932], Berlin 1942), denn dort besteht ein großer Teil der »inneren Entwicklung« des Helden nach dem Tod der Mutter darin, sich zu fragen, wie er mit dem Trauma des Muttertods umgehen soll bzw. (in der Sprache des Romans) »was aus Mutter geworden ist«. Nicht der »untote Vater« der Psychoanalyse durchwandert (im Roman) die Welt des überlebenden Sohns, sondern die ruhelos tote und untote Mutter. Der von Erikson skizzierte deutsche »Familienroman« erfährt im Roman noch einmal eine ganz andere gewalttätige Wendung – vom ödipalen zum geisterhaften Schrecken –, die durchaus den Verdacht aufkommen lässt, dass Schenzinger in Roman wie Film eine eigene psychoanalytisch geschulte Familienkombinatorik durchführte. – (Mit Meads Erikson-Formalisierung gesagt: der A-Teil der deutschen Persönlichkeit wird vernichtet oder verstümmelt, damit der autoritär organisierte B-Teil dominiert.)
 - 32 Der Name »Quex« ist eine Verkürzung von »Quecksilber«, in Film und Buch als Spitzname für die Eifrigkeit des Protagonisten eingeführt; der Name wird von Bateson allerdings auf die besondere libidinöse Sublimation des Protagonisten gewendet. »We have to recognize that, in addition to the meaning of mere changeability, the word »Quex« implies a certain sexlessness [...] – purified until either sex may have the shining, untouchable charms of Mercury or Hermaphroditus.« (S. 45)
 - 33 Erikson: *Hitler's Imagery* (Anm. 22), S. 480 f.
 - 34 Einer der vielen spielerischen Schlenker, die Batesons Texte zu einem literarischen Vergnügen machen – und seine verschiedenen Arbeitgeber so nachhaltig irritierten, dass Bateson allen Feststellungen entging. Batesons Text weist nämlich darauf hin, dass »Tod durch Versinken im Sumpf« eine traditionelle Strafe oder Bestrafung in deutschen Filmen darstellte (S. 54 Anm. 14). Der Text schlüpft kurz in die Rolle eines »deutschen Films«.
 - 35 Vgl. z. B. Klaus Kreimeier: *Die Ufa-Story. Geschichte eines Filmkonzerns*, München 1992, S. 329; dort wird diese Einsicht Erwin Leiser zugeschrieben (allerdings lag dieser Teil der Analyse Batesons bereits seit 1953 vor).
 - 36 Auch das Buch enthält das Wort »Jude« nicht; die nationalsozialistische Umschrift von »Klassenkampf« in »Rassenkampf« wird allerdings vom Hitlerjugend-Freund des Protagonisten im Dialog propagiert: »Wir haben ja nur noch Bastarde. Das Wort Volk ist bei uns lächerlich geworden.« – »Der Zoo ist die beste Universalität, die ich kenne.« (S. 52) »Es gibt bei uns keine Klassen. Es gibt nur solche, die etwas leisten, und Schmarotzer, und die müssen weg.« (S. 53) (Schenzinger: *Der Hitlerjunge Quex* (Anm. 31).)
 - 37 Vgl. insbesondere Ernst Fraenkel: *The Dual State. A contribution to the theory of dictatorship*, New York 1941.
 - 38 Auch der Abschluss-Bericht zu »Germany after the war« betont eine entsprechende Instabilität und Turbulenz des Individuums, vgl. *Germany after the war* (Anm. 9), S. 392.
 - 39 Diese angedeutete Gastod-Fahne (so meine Konjektur) ließe sich auch deuten als »weiße Fahne«, also als Emblem für das selbstkonstruierte Trauma der deutschen Rechten: Niederlage und »Dolchstoßlegende«. Die Zivillistin kapituliert und löst die Souveränität der Familie auf; die militärischen Mitglieder der Familie überleben: der Sohn (der durch den Gastod der Mutter als Para-Militär wiedergeboren wird), aber auch der ehemalige Soldat (der Vater), dem die Chance gegeben wird, zum Nationalsozialismus zu konvertieren. – Hitler beschwor (so ein Hinweis von Marcus Hahn, Köln) in seinen Reden der 30er Jahre wiederholt den Arbeiter-Selbstmord durch Gas.
 - 40 Vgl. Gregory Bateson/Margaret Mead: *Balinese Character. A Photographic Analysis*, New York 1942. – Ein späterer aufschlussreicher Kommentar zur Trance-Bildtafel aus diesem Buch: Gregory Bateson: *Some Components of Socialization for Trance*, in: *Ethos* 3 (1975), S. 143–155.
 - 41 Vgl. Lawrence Rickels: *Nazi Psychoanalysis*, 3 Bde., Minneapolis 2002. Vgl. den 2. Band (*Psy Fi*) zu *Hitlerjunge Quex* und Bateson, hier: S. 21–27.
 - 42 Siegfried Kracauer: *Von Caligari zu Hitler*, Frankfurt/M. 1984, S. 287.
 - 43 Kreimeier: *Die Ufa-Story* (Anm. 35), S. 329.
 - 44 Heidi E. Faletti: *Reflections of Weimar Cinema in the Nazi Propaganda Films »SA-Mann Brand«, »Hitlerjunge Quex«, and »Hans Westmar«*, in: Robert C. Reimer (Hg.): *Cultural History through a National Socialist Lens. Essays on the Cinema of the Third Reich*, Rochester 2000, S. 11–36.

- 45 »Heini becomes a recycling of the protagonist of M. Ironically, he is used as the very moral opposite of a demented child murderer. In effect becomes the victimized child itself.« Faletti: Reflections of Weimar Cinema (Anm. 44), S. 25.
- 46 Faletti: Reflections of Weimar Cinema, S. 20. – Zum deutschen Motiv der »Einkreisung«, der geopolitischen und verfolgungswahnträchtigen, vgl. Erikson: Hitler's Imagery and German Youth (Anm. 22), S. 483 f.
- 47 Auch der Film selbst wird (nach dem Gastod der Mutter) schwächer, und zwar auf mehreren Ebenen: der Raum der Ambivalenz ist mit der Familie zerstört worden; Schnitt, Schauspielerei und Dramaturgie werden simpler und oft auch hölzern. Die »spannende Handlung« kann diesen Verfall des Films kaum übertünchen; auch die aus M übernommene Einkreisung und Verfolgungsjagd wird (im Gegensatz zur Klimax des Vorbilds) routinemäßig abgespult. Nur die letzte Schnitt-Folge (der Tod des Helden und seine Abspann-Apotheose) bietet noch einmal eine cineastische Steigerung.
- 48 Zuerst in Aufsatz-Form: Richard Brickner: The German Cultural Paranoid Trend, in: American Journal of Orthopsychiatry 12 (1942), S. 611–632.
- 49 Vgl. Margret Boveri: Verrat als Epidemie: Amerika. Der Verrat im 20. Jahrhundert IV, Reinbek 1960, S. 87.
- 50 Gregory Bateson: Moral und Nationalcharakter [1942], in: Ökologie des Geistes, Frankfurt/M. 1981, S. 133–155, hier: S. 141.
- 51 Bateson: Moral und Nationalcharakter (Anm. 50), S. 141. Außerdem werden folgende Beziehungen genannt: »Aggression-Passivität, besitzend-besessen, Vermittler-Werkzeug« (S. 147), die auch für Batesons Analyse von *Hitlerjunge Quex* relevant sind.
- 52 Bateson: Moral und Nationalcharakter (Anm. 50), S. 151.
- 53 Bateson: Moral und Nationalcharakter (Anm. 50), S. 146.
- 54 Germany after the War (Anm. 9), S. 391.
- 55 Germany after the War (Anm. 9), S. 386–395. Meads Analyse-Ebenen sind »Status and Hierarchy« (S. 389), »Dynamics of the Development of the Dualism in German Character« (S. 393) (von Erikson abgeleitet), und »Attitude Toward Time and History« (S. 393) (eine Umschrift von Batesons »Time-Perspective«). Integriert werden sie allein durch die Frage der kindlichen Unterwerfung, S. 390 f., 392 f., 394.; und es stellt sich anhand dieser Diagnose die Frage der Re-Education, des »Social Treatment« (S. 394).

Torsten Hahn

Z WIE ZOMBIE ODER V WIE VERRÄTER?

MANCHURIAN CANDIDATE – SLEEPER – SUBLIMINAL MAN:
MIND CONTROL UND LITERATUR

Spätestens seit dem Ende der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts ist in den USA die Frage populär, ob es sein könnte, dass ferngesteuerte Attentäter die Gesellschaft infiltriert haben. Dieser besondere Typus des feindlichen Agenten weiß im Extremfall nichts mehr davon, dass sein Denken und Verhalten von einer dem Westen feindlich gesonnenen Macht programmiert wurde. Er/sie lebt ein über alle Maßen gewöhnliches Leben, um dann zu einem bestimmten Zeitpunkt und jenseits seiner bewussten Kontrolle ein ungeahnt destruktives Potenzial zu entfalten. Im Extremfall sind die Handlungen des programmierten Saboteurs und/oder Killers nur die Aktualisierungen von Jahre zuvor in der Ferne ersonnenen Programmen. Um den Status dieser Opfer von modernen und medial aufgerüsteten Hypnotisuren – und d. h. die Wirkungen von *Mind Control* – breitenwirksam zu kommunizieren, wird meist auf eine Figur zurückgegriffen, die zunächst im Zuge des Kolonialismus bekannt und dann von der Filmindustrie massenmedial verwertet wurde: Der ferngesteuerte Staatsfeind ist, folgt man der zu seiner Beschreibung zentral verwendeten Metapher, ein Zombie. Vor allem diese zunächst ethnologischen Beobachtungen entlehnte Figur scheint wie geschaffen, um den Zustand der bewusstseinslosen und von feindlichen Mächten gelenkten Körper sowie den von ihnen verbreiteten Horror auszudrücken.¹

Gemäß dieser semantischen Vorgabe stellt sich in Basil Deardens *The Mind Benders* (GB 1963), einem *Mind Control-Thriller*, der auf die Wirkung von *Sensory Deprivation* durch Isolation in einem Wassertank setzt, dann die Frage, worunter die Akte des unter Verdacht des Verrats stehenden Prof. Sharpey (Harold Goldblatt) denn nun abgelegt werden solle, unter »Z for Zombie« oder unter »T for Traitor«? Der Professor hatte vor seinem Selbstmord tatsächlich Geheimnisse für Geld verraten; dem den Fall untersuchenden Dr./Major Hall (John Clements) beweist Sharpeys Assistent Dr. Longman (Dirk Bogarde) nun aber, dass *Sensory Deprivation* die Seele zersetzt. Der Professor der Physiologie, so Longmans Argumentation, sei nur noch ein »soulless, mindless, willless ... thing« gewesen, über das längst andere die Herrschaft übernommen hätten. Techniken der *Mind Control* sorgten dafür, dass jedweder Befehl, auch der zum Verrat von Geheimnissen, befolgt würde. Das an einigen Stellen im Film herbeizitierte »Z for Zombie« macht die Möglichkeit der fehlenden Schuldfähigkeit des seinen eigenen Experi-

menten zum Opfer gefallenen Professors effektiv kommunizierbar. So also grob die Erklärung der dem Wissenschaftssystem zuzurechnenden Figuren. Entsprechend seiner Konstruktion als Kippfigur, der zwei Handlungsrollen und damit auch zwei Beobachtungsweisen zukommen,² bleibt der ermittelnde Dr./Major Hall am Schluss des Films unentschieden: Während er als Wissenschaftler die Möglichkeit der Bewusstseinsdissoziation durch Isolationsexperimente als bewiesen ansieht und willens scheint, »Z for Zombie« als Register für den Fall Sharpey anzuerkennen, bleibt er als Vertreter des *Intelligence Service* MI5 an der Beobachtung des Verrats orientiert, der als solcher ja eben nicht von der Hand zu weisen ist. *Mind Control* statt Verrat zu beobachten, die Form der Konzeptualisierung also zu wählen, auf der die Beweisführung von Longman in *The Mind Benders* aufbaut, war nun gerade Ende der 50er Jahre die bestimmende Möglichkeit, das Udenkbare des Überläufers, der freiwillig in das Lager des Feindes wechselt, in Worte zu fassen. Die kaum zu überschätzende Irritation, die dieser Selbst-Information vor allem der publizistischen Kommunikation vorausging, wurde ausgelöst, als ein englischer und einundzwanzig amerikanische Kriegsgefangene nach Ende des Korea-Krieges freiwillig in dem Land blieben, das sie jetzt wieder Richtung Heimat hätten verlassen können (ich komme darauf zurück). Im Gegensatz zu diesem ›Entweder-Oder‹ der Unterscheidung Zombie/Verräter entwirft die im Folgenden interpretierte Literatur – Richard Condons *The Manchurian Candidate* (1959), Walter Wagers *Telefon* (1975) und J.G. Ballards *The Subliminal Man* (1963) – eine alternative Form der Beschreibung: Die Beobachtungen des willenlosen Zombies einerseits und des Verrats andererseits werden zugleich prozessiert. Durch *Mind Control* gesteuerte Seelenlose bzw. ihres freien Willens beraubte Zombies werden zur zentralen Figur eines intriganten, d. h. alle klaren Unterscheidungen verwirrenden Systemzustands; die literarische Kommunikation nutzt also die gleichzeitige Thematisierung der lebenden Toten des Wissenschaftssystems und des Verrats zur Formierung ihrer Version der Gesellschaftsbeschreibung. Insofern dient Bewusstseinskontrolle als Thema der Literatur auch dazu, einen Punkt zu finden, von dem aus der *Thriller* die Gesellschaft beobachten kann. Durch Bewusstseinskontrolle produzierte Attentäter/Verräter erscheinen dann als Fokussierungen von Mechanismen, die, weniger spektakulär, dafür aber beständig, gesellschaftsweit am Werk sind.

Dem den Binarismus Zombie/Verräter in aller Deutlichkeit ausstellenden Film Deardens geht folgendes Insert voraus: »This story was suggested by experiments on ›*The reduction of Sensation*‹ recently carried out at certain Universities in the United States.« Isolationsexperimente mit Wassertanks, wie sie im Film in Szene gesetzt werden, hat etwa John Lilly durchgeführt und damit, ebenso wie

die eigentlich eine Forschungsreihe zur Raumfahrt durchführenden Wissenschaftler in *The Mind Benders*, das Interesse des Geheimdienstes auf sich gezogen. John Marks Studie *The CIA and Mind Control* bemerkt dazu:

Lilly invented a special ›tank‹. Subjects floated in a tank of body-temperature water, wearing a face mask that provided air but cut off sight and sound. Inevitably, intelligence officers swooped down on Lilly [...], interested in the use of his tank as an interrogation tool. Could involuntary subjects be placed in the tank and broken down to the point where their belief systems or personalities could be altered?³

Man kann also sagen, dass *The Mind Benders* das Ergebnis einer Transformation ist: Experimente mit dem Bewusstsein des Menschen und die daran anschließende militärische Reaktion werden zu unterhaltender Kommunikation umcodiert. Mir ist daran gelegen zu zeigen, wie das Verhältnis von Kunstsystem und (militärisch gestörtem) Wissenschaftssystem über das bloße Aufzeigen von Parallelismen hinaus konzeptualisiert werden kann, d. h. es geht im Folgenden um eine Diskussion der Um- und Recodierbarkeit der Beobachtungen des Wissenschaftssystems durch die Kunst (wie sie das Insert zu *The Mind Benders* anzeigt). Die Operationen des letzteren Systems sind gerade dann für das Kunstsystem von Interesse, wenn sie sich zum *plot* (in des Begriffs zweifacher Bedeutung von Fabel/Handlung und Verschwörung)⁴ eignen, also den Vorgaben der Spannung entgegenkommen. Daran anschließend lässt sich fragen, ob die Formen des Thrillers wiederum Medium werden: diesmal der Formbildung des zunächst beobachteten Systems.

I

Richard Condons Roman *The Manchurian Candidate* (1959), in Greil Marcus' poetischer Zusammenfassung »simultaneously a bestseller and a cult book, casual reading for the public and the subject of hushed conversations among sophisticates«,⁵ ist zunächst einmal ein typischer *Thriller* aus dem Kalten Krieg. Weiterhin ist der Text eine Satire auf die McCarthy-Ära, die von dem Gedankenspiel geleitet ist, wie es eigentlich wäre, wenn der Senator aus Wisconsin selbst ein Agent entweder Rotchinas oder der Sowjetunion wäre, bzw. von einem solchen gelenkt würde? Zugleich ist Inzest aber ebenso sein Thema wie häusliche Gehirnwäsche. Ihren zur Darstellung notwendigen Fokus finden diese Themen in der Ge-

schichte Raymond Shaws, der im Korea-Krieg in Gefangenschaft gerät und von einem chinesischen Wissenschaftler zum programmierten Attentäter auf den Präsidentschaftskandidaten gemacht wird – ohne sich an irgend etwas, inklusive seiner kurzen Gefangenschaft, erinnern zu können.⁶

Dass die Verknüpfung von politischer Paranoia, dem Skandalösen des Familiengeheimnisses (das inzestuöse Verhältnis von Raymonds Mutter und ihrem Vater, der inzestuöse Sex, zu dem Raymonds Mutter den »perfectly prefabricated assassin«⁷ schließlich nutzt) und politischer Satire schließlich als *plot* funktioniert, hängt vor allem mit der Karriere des Begriffs zusammen, den der Klappentext in Fettdruck der Inhaltsangabe vorausgehen lässt: »Brainwashed!«. Auch im Roman wird keine Zurückhaltung in Bezug auf die Verwendung des Begriffs geübt, seine bloße Erwähnung stiftet unumstößliche Klarheit: »It has to be a brainwash [...]. It's the only possible explanation [...]. The only, only explanation.« (207) Es ist das gesellschaftsweit verbreitete Wissen um die Möglichkeit des *Brainwashing*, an das der Roman, um für den Leser als Thriller zu funktionieren, anschließt. Die populäre Kommunikation zum Thema ›Gehirnwäsche‹ bildet die Folie, auf der die Beobachtungen des Wissenschaftssystems ausgiert werden können.

Die ›einzige Erklärung‹ *Brainwashing* oder als chinesisch gebildetes Kunstwort *hsi-nao* wird 1950 zum Teil des Wortschatzes der Öffentlichkeit und ist fortan als Karrierebegriff aus dieser Gedächtnisform nicht mehr zu streichen. Zunächst einmal wird mit ihm erklärt, warum und wie überhaupt jemand chinesischer Kommunist werden kann. Ein Artikel Edward Hunters verrät in der *Miami News* vom September 1950: »Brain-Washing‹ Tactics Force Chinese into Ranks of Communist Party.«⁸ Nach diesem Start lässt sich schon 1956 eine wilde Verwendung konstatieren. So etwa durch Robert J. Lifton, dem Autor einer maßgeblichen Studie zum Phänomen *Thought Reform* in China, der im Zuge der *Macy Conference* zum Thema *Group Processes* zu Protokoll gibt, der Sportteil einer Tageszeitung habe, nach einem »no-hit game pitched by Mr. Larsen«, folgenden Bericht geliefert: »It says that Larsen, after 90 minutes of ›brainwashing‹ from the ›inquisitors‹ of the press, finally broke down and admitted that he had been a bit wobbly in the ninth inning, when two were out with just one more to go for a no-hit game.«⁹ Damit höre die unkontrollierte Verbreitung des Begriffs aber noch keineswegs auf: »We hear of wives ›brainwashing‹ husbands, children ›brainwashing‹ parents, and even such references as to Christian Dior ›brainwashing‹ the American woman.«¹⁰ Dass ›Gehirnwäsche‹ zur Metonymie aller auf geistige Kontrolle zielenden Einflussnahme wird und eine passende Begründung jeglichen Geständnisses und Geheimnisverrats sowie aller nur durch Fremdsteuerung erklärbaren Handlungen abgibt, liegt daran, dass es als ›einzig mögliche Antwort‹

auf eine durch Verratsfälle im Kalten Krieg induzierte Frage gehandelt wurde. Margaret Mead spricht diese Frage auf bereits erwähnter Konferenz in einer solchen Klarheit aus, dass ein Zitat ihrer Paraphrase sich lohnt: »[H]ow could an American boy think that Communism was good?«¹¹ Die Frage stellt sich, nachdem aus Korea heimkehrende Kriegsgefangene, vornehmlich Piloten, sich im Sinne von Überläufern gebärden und grundlose Geständnisse machen, darunter vor allem, dass die USA einen Krieg mit bakteriologischen Waffen geführt hätten. Es ist aber besonders der »Abfall der Einundzwanzig« der das Unvorstellbare Realität werden lässt. Die Publizistin Margret Boveri beschreibt dies in ihrer zum Roman zeitgleichen Studie zum *Verrat* (1956–1960) so:

Die neueste Verratsart, die Amerika beunruhigt, ist in ihrer öffentlich sichtbaren Form nicht als Massen-Phänomen aufgetreten, erweist sich aber bei näherem Hinsehen ebenfalls als eine Massen-Erscheinung, wenn auch auf ganz besondere Weise. Öffentlich sichtbar und in der Welt diskutiert war die Tatsache, daß nach Beendigung des Korea-Krieges einundzwanzig der amerikanischen Soldaten (und nur ein Brite), die in Gefangenschaft geraten waren, vorzogen, nicht mit ihren Kameraden in die Heimat zurückzukehren, sondern bei den kommunistischen Chinesen zu bleiben. [...] Es war eine schwere Niederlage im Kampf zwischen den feindlichen Ideologien: der Glaube an das *american way of life* hatte in 21 Fällen versagt.¹²

Diese Niederlage findet ihre Rationalisierung im Glauben, die Sowjets oder Chinesen verfügten über »magical weapons« wie »drugs, exotic mental ray-guns, or other fanciful machines«¹³ zur Produktion von Überläufern durch *Brainwashing*.¹⁴ Dieser Prozess und der »Korean War ›brainwashing‹ furor« machen es möglich, die bloß namentlich bekannte Technik als alles überschattende Gefahr auszugeben; es entsteht die Möglichkeit, ein »›mind-control gap«¹⁵ zum Bestandteil der Kommunikation um die nationale Sicherheit zu machen. In eben diese Lücke fügt sich auch der Roman, nur füllt er sie so perfekt, dass es, wie noch zu zeigen sein wird, mehr und mehr unklar wird, ob der Roman auf Forschung oder diese umgekehrt auf den Roman und seine Perspektiven und Prospekte reagiert.

Die Wahl von Raymond Shaw zum *Manchurian Candidate* ist von einer besonderen charakterlichen Disposition abhängig: Er ist ein »resenter« und »resenters [...] make the great assassins« (51). Er ist eine »unique combination of the exceptional: both internally and externally.« (48) Zu seinen äußerlichen Vorzügen

gehört es, Reporter zu sein und zu einer Familie mit Beziehungen zu gehören, was ihm den Weg zu seinem potentiellen Anschlagziel ebnen wird. Zum Attentäter eignet er sich aber vor allem wegen der Form von »cancer of the psyche« (51), die alle seine Handlungen bereits bedingt und verhindert, so Yen Lo, der chinesische Experte für Gehirnwäsche, dass er einen eigenen Willen ausbildet. Raymond ist ein antisoziales Wesen:

Raymond is a man of melancholic and reserved psychology. [...] Raymond's heart is arid. At the core of his defects is his concealed tendency to timidity, sexual and social, both of which are closely linked [...]. This weakness of will is compounded by his constant need to lean upon someone else's will, and now, at last, that has been taken care of for the rest of Raymond's life. (52)

Dies entspricht einer Disposition zur ›Außen-Lenkung‹,¹⁶ die Boveri in ihrer bereits angesprochenen Studie im Charakter der Generation des Korea-Krieges vollständig ausgeprägt sieht, was auch für die Rede von einer Form des Verrats als *Massen-Erscheinung* verantwortlich ist. Bei dieser »jüngsten, ganz und gar außengelentkten Generation, den Soldaten des Korea-Krieges,« sei in der »Erziehung zur ›Anpassung ans Leben‹ in Amerika selbst schon für die chinesischen Hirnwäscher die halbe Arbeit geleistet worden.«¹⁷ Die Schwäche des Willens und die totale Aufgabe gegenüber einem Außen sind hier wie dort die Vorstufen zum durch *Mind Control* ausgelösten verräterischen Treiben, nur dass aus der individuellen Psyche des Romans bei Boveri ein aufkeimender Nationalcharakter/eine Massenerscheinung wird. Auch Boveris Zusammenfassung von Virginia Pasleys Studie 22 *Stayed* (1955) zeigt, inwiefern Raymond Shaw nach den psychischen Charakteristika der ›Überläufer‹ des Korea-Kriegs geformt ist. Heißt es dort über den neuen Verräertypus, er sei ein Außenseiter gewesen, der nie lächelte, der niemand gern gehabt habe, der von niemanden geliebt wurde und der stets allein gewesen sei,¹⁸ wirkt dies wie die Vorlage zu Raymonds Charakter. Der Roman transformiert soziologische Beobachtungen (die, im Sinne des Auftrags der Soziologie als Wissenschaft, auf das gesellschaftliche Ganze zielen), indem er einen Charakter erschafft, der aufgrund seiner Geschichte unverwechselbar erscheint und dennoch nichts anderes ist, als ein individualisiertes Kondensat des Diskurses um ›Außen-Lenkung‹ als Grundlage des Nationalcharakters. Raymonds Charakter wird, parallel zur grundsätzlichen Verfasstheit der 22, wie folgt dargestellt: Raymond

had deliberately developed the ability to be shunned instantly no matter where he went and notwithstanding extraneous conditions. He had achieved this state conciously after year upon year of unconcious rehearsal of the manifest paraphernalia of arrogance and contempt, then exceeded it. The shell of armor that encased Raymond, by the horrid tracery of its design, presented him as one of the least likeable men of his century.
(17)

Das Ressentiment und die Unfähigkeit, über die Hassliebe zu seiner Mutter hinaus Kontakt zu seiner Umwelt aufzunehmen, die Eigenschaften also, die Raymond zum Kandidaten für den Platz des »perfect assassin« (325) machen, sind wesentlich mit einem Ereignis in seiner Jugend verknüpft. Er hatte mit der Tochter des demokratischen Senators Jordan ein Verhältnis angefangen, zum Leidwesen seiner Mutter, die eben diesen Senator als ihren Hauptfeind bei ihrem (durch ihren Mann, Senator Iselin, mediatisierten) Griff zur Macht in den USA (im Sinne des chinesisch-sowjetischen Komplotts, in dem sie, wie gesagt, eine tragende Rolle spielt) ansieht. Zur Lösung der Verbindung bedient Raymonds Mutter sich nicht nur des Mittels der Briefintrige. Zwar verfasst sie einen Brief und fälscht Raymonds Unterschrift, um ihre bei Senator Jordan vorgebrachte Geschichte zu untermauern, »that Raymond was a homosexual and in other ways degenerate« (116), was auch zur sofortigen Abreise Jocelyn Jordans und ihres Vaters führt. Die Perfidie liegt aber darin, dass sie Raymond zuvor so weit gebracht hat, in ihre Pläne einzuwilligen, sie ihn also gestehen macht. Hervorgebracht wird seine Einwilligung nach dem Muster, das eine von CIA-Direktor Dulles einberufene und von Harold Wolff und Lawrence Hinkle geleitete Gruppe in einem zunächst geheimen und dann deklassifizierten Report von 1956 als Faktizität des *Brainwashing* festhält. Die wirksamen Faktoren sind demnach Schlafentzug, Isolation, die Vermittlung des Gefühls von unbeschränkter Dauer und der schließliche Zusammenbruch, d. h. das Eingeständnis, Schuld auf sich geladen zu haben, um den Terror endlich zu beenden.¹⁹ Diese Prozedur wird im Roman, durch den Rückgriff auf motivierende Elemente, die hier beiseite gelassen werden können, auf eine Nacht verdichtet, was aber konstant bleibt, ist eine Stärke, gegen die aller Widerstand zwecklos zu sein scheint, so dass Kollaboration und der Verrat an Jocelyn als einziger Ausweg erscheinen. Durch die Bezeichnung der Szene als Filibuster – als die im amerikanischen Senat gebräuchliche Möglichkeit der Verhinderung von Entscheidungen über Gesetze durch kaum zu unterbrechende Dauerreden also – entsteht sowohl ironisches Understatement als auch die Möglichkeit, Mrs Iselin (die eigentliche Führungsagentin des *Manchurian Candidate* in den USA) nicht

zu früh mit Begriffen wie ›Gehirnwäsche‹ in Verbindung zu bringen, was dem *coup de théâtre* der Enttarnung zum Schluss des Romans abträglich gewesen wäre. Das Gemisch aus den Raymonds körperlichen und psychischen Zusammenbruch herbeiführenden Techniken, die die – gemessen an den technischen Wundern der Phantasie – karge Wahrheit des Faszinosums ›Gehirnwäsche‹ darstellen, und dem die Grundwerte der Kultur heraufbeschwörenden Filibuster wird im Roman so in Szene gesetzt:

Raymond's mother began her filibuster at approximately three o'clock in the morning and she kept at him, walking beside him wherever he went in the house, standing next to him talking shrilly of the American Dream and its meaning in the present, pulling stops out bearing the invisible labels left over from Fourth of July speeches and old Hearst editorials such as ›The Red Menace,‹ ›Liberty, Freedom, and America as We Know It,‹ ›Thought Police and The American Way,‹ until ten minutes to eleven o'clock the following morning, when Raymond, who had lost so much weight that summer and who had been running a subnormal fever for three weeks, collapsed. She had talked through each weakening manifestation of defiance he had made – through his shouts and screams, through his tears and pleadings and whimperings and sobs – and the sure power of her limitless strength slowly and surely overcame his double weakness: both the physical and the psychological, until he was convinced that he would be well rid of Jocie if he could trade her for some silence and sleep. She made him take four sleeping pills, tucked him into his trundle bed, and he slept until the following afternoon at five forty-five, but was even then too weak to get up. (115 f.)

Margret Boveri fühlt sich zum Schluss ihrer Darstellung des *Korean War ›brainwashing/furor* zu folgender Aussage gedrängt, die ihr selbst als Paradox erscheint: »Im Hinblick auf die Koinzidenz der Gegensätze läßt sich übertreibend behaupten, daß die ›Gehirnwäsche‹ durch den *McCarthy*-Terror zur Voraussetzung für den Erfolg der ›Gehirnwäsche‹ durch die Kommunisten geworden ist.«²⁰ Da Thriller bekanntlich kaum Angst vor Übertreibungen haben müssen, kann der Satz ohne das im Gerundium enthaltene Embargo als Fundament des Romans gelten, womit zugleich die engen Grenzen der Diagnose, es handle sich bei Condon's Text bloß um eine »cheaply paranoid fantasy«,²¹ überstiegen werden. Er ist zugleich ein Verstärker der Unterstellung, der Feind verfüge über magische Waffen der Gedankenkontrolle, und entspricht so dem Zeitgeist des Erklärungssche-

mas zum ›Abfall der 21, wie er die Konventionalität der *Brainwashing*-Techniken in den Blick rückt. Der Roman beinhaltet insofern die Setzung des letztlich beruhigenden Erklärungsschemas ›Verrat durch geheime und allen Widerstand des Individuums überwindende Technologie‹ ebenso wie dessen Korrektur. Zugleich funktioniert er zunächst im Sinne der populären Kommunikation über tägliche interfamiliäre Gehirnwäsche (s. o.) und schließt sich, vor der Identifizierung der maßgeblichen Figuren als feindliche Agenten, an die verbreitete Semantik an; wobei er aber das neue Allerweltswort *Brainwashing* wieder mit einer engeren, technischen Bedeutung versieht, durchaus im Sinne einer resignifizierenden Bewegung. Weiterhin verweist er, durch die Zeichnung von Raymond Shaws Charakter, auf eben jene (sicherlich auch vor allem historische) Wahrheit, die zeitgenössische Beobachter unter all der *Mind Control*-Angst und Verschwörungsparanoia vermuten: dass der Verrat ein durch einen soziologischen Typus, und d. h.: durch die Gesellschaft als Ganze, gestelltes Problem ist.

Während nun der oben zitierte Vorgang eher auf die Realität der Geständnisproduktion Bezug nimmt, leitet sich der Erfolg des Roman vor allem aus der Szene her, in der Raymond mit den Mitteln der Wissenschaft zum programmierten Attentäter gemacht wird. Es ist dann auch die Einführung in die Techniken der *Mind Control*, die der ›Gehirnwäscher‹ Yen Lo den anwesenden Vertretern des russischen Zentralkomitees gibt, in der der Roman seine Beobachtung *plot*- und *plotting*-fähiger Wissenschaft ausspielt. Der Roman und besonders sein Kernstück gelten als Produkt guter Recherche;²² Teile von dieser Beschäftigung mit dem Thema werden dem Leser und seinen russischen Spiegelfiguren (was das Informationsdefizit betrifft), im Sinne von bibliographischen Referenzen direkt präsentiert. Zunächst einmal muss Yen Lo ein ›Vorurteil‹ aus dem Weg räumen, nämlich die Annahme, niemand könne unter Hypnose zu seinen ethischen Standards widersprechenden Taten gezwungen werden. Gerade dies sei eine »old wives' tale« (48) wie sie längst von »Brenmen's [!] paper, ›Experiments in the Hypnotic Production of Antisocial and Self-injurious Behavior,‹ or Wells' 1941 paper, which was titled, I believe, ›Experiments in the Hypnotic Production of Crime,‹ or Andrew Salter's remarkable book, *Conditioned Reflex Therapy*« (48 f.) widerlegt worden wäre. Neben den Arbeiten russischer Forscher und den Fachjournalen entnommenen Publikationen findet sich vor allem noch ein Klassiker der Medien- und Kulturkritik: »For any of you«, so Yen Lo, »who are interested in massive negative conditioning there ist Frederic Wertham's *The Seduction of the Innocent*, which demonstrates how thousands have been brought to antisocial actions through children's cartoon books.«²³ (49) Worauf dann der auf Unterhaltung fokussierte Leser wie der an Ergebnissen zur Beschleunigung revolutionärer

Ziele interessierte russische Beobachter aus dem retardierenden Moment entlassen werden: »However, enough of that. You won't read them anyway.« (49)

Die daran anschließende Frage ist, warum Literatur auf Zitierbasis entsteht, d. h. warum dem Wissenschaftssystem eigene Operationsweisen kopiert werden, wenn doch klar ist, dass die größtenteils unpopulären Titel nicht gelesen werden noch gelesen worden sind?²⁴ Diese bloß als eine Art von wissenschaftlichem Ornatus des Textes verstehen zu wollen, hieße zu kurz greifen. Vielmehr bildet das Thema *Manchurian Candidate/Mind Control* die Schnittstelle zweier Formen systemgebundener Kommunikation, mit anderen Worten: Es ist das Produkt der wechselseitigen Beobachtung von Kunstsystem und Wissenschaftssystem. An diesem Gegenstand zeigt sich ein punktuelles Verhältnis der Interpenetration,²⁵ wenn es erlaubt ist, diesen auf Systeme zielenden Begriff zur Analyse eines spezifischen Diskursstranges zu gebrauchen. Zumindest lässt sich durch die Vorstellung des wechselseitigen Transfers von Komplexität jener Zusammenhang begrifflich fassen, den John Marks in seiner Studie zum *Manchurian Candidate* andeutet: Es sind stets »professional experts« und »popular novelists«, die die Begründungen dafür liefern, »that hypnosis would lead to major breakthroughs in spying«,²⁶ Begründungen, die dann Anschlusskommunikation entgegen aller Unwahrscheinlichkeit des Themas ermöglichen und zwar auf beiden Seiten der Systemgrenze. Die der Literatur vorbehaltene Möglichkeit der Schaffung eines »remote-controlled assassin«²⁷ war seit den Tagen des Mesmerismus, des historischen Vorgängers der Hypnose also, ein Katalysator des Diskurses dieser Grenzwissenschaft, eben weil sie spektakulär ist.²⁸ Allerdings ist dieses Spektakuläre innovationsabhängig, wenn es nicht langweilig werden soll. Da nun das Thema des ferngesteuerten Verbrechens eine Art Dauerbrenner darstellt, ist es die Seite der Technik der Programmierung, die Variation zulässt. Anders formuliert: Die Möglichkeiten zur Übersteigerung der Hypnose sind die Formen des Wissenschaftssystems, die zum Medium der Kunst werden. Umgekehrt werden diese Formen wiederum Medium (grenz-)wissenschaftlicher Kommunikation, da sie eine Dringlichkeit der Beschäftigung mit dem Thema verbreiten helfen. Aber auch auf inhaltlicher Ebene scheint ein Verhältnis der wechselseitigen Dependenz vorzuliegen. Folgende Beschreibung liefert der Roman 1959 von der Produktion des *Manchurian Candidate* ab:

Yen Lo was explaining his methods of procedure. The first descent into the deep unconscious, he explained, was drug-induced. [...] The total immersion time into the unconscious mind of the subject during the first contact had been eleven hours. The second descent was light-induced.

The subject, after further extensive suggestion which took up seven and three-quarter hours and required far less technique than the first immersion, was then pulled out again. [...] The critical application of deep suggestion was observed during the first eleven hours of immersion when the primary link to all future control was set in. To this unbreakable link would be hooked future links that would represent individual assignments which would motivate the subject and which would then be smashed by the subject's own memory, or mnemonic apparatus, on a presignaled system emanating from the first permanent link. (56)

Das komplementäre CIA-Projekt (der wirklichen Welt) hat folgende Ziele: »(1) to induce hypnosis very rapidly in unwitting subjects; (2) to create durable amnesia; and (3) to implant durable and operationally useful posthypnotic suggestion.«²⁹ Allerdings wird es erst 1960 auf den Weg gebracht und müsste sich so, wäre es Teil des Kunstsystems, den Vorwurf gefallen lassen ein Plagiat zu sein. An dieser Stelle wird deutlich, inwiefern wissenschaftliche und unterhaltende Kommunikationsform sich an diesem speziellen Objekt, dem *Manchurian Candidate*, wechselseitig motivieren: Obwohl die verschiedenen Facetten der *Mind Control*, die hier zusammengefasst sind, jede für sich bereits gescheitert waren, lassen sie sich nach dem Vorbild des Thrillers erneut als Verbund einfordern. Auch wenn die Versuche zur Produktion des idealen Attentäters bald als eher nutzloses Unterfangen erscheinen, da totale Kontrolle auch im Verdacht steht, totale Abhängigkeit zu erzeugen,³⁰ bleibt der *Manchurian Candidate* das Fernziel. Die nächste Etappe wird Steuerung über Elektroden, Microchips und andere Implantate bringen, wobei diese als Kontrolltechnologie der nahen Zukunft bereits Teil des Diskursraums der 50er Jahre sind. Dass Condons Roman mit diesen schon 1957³¹ breitenwirksam publizierbaren Möglichkeiten nicht Schritt halten kann, liegt an seiner Verpflichtung gegenüber der Realität der *Mind Control*, die aus der wechselseitigen Motivierung der beiden Varianten von spezifisch codierter Kommunikation resultiert.

II

Als Thema des Thrillers und als Form der literarischen Gesellschaftsbeschreibung bleibt der *sleeper-killer* aber aktiv. So in Walter Wagers *Telefon* (1975), einem Roman, in dem der »perfect deep-cover agent«³² nicht mehr wie Raymond Shaw durch die *Medal of Honor* ausgezeichnet ist, sondern all jenes in sich vereinigt,

»that went with the solid and conventional bourgeois life somebody had programmed him for so long ago.« (262) Der *plot* des Romans geht von einem »Stalinist plot to seize power« aus, wobei ein Verschwörer eine Liste von Agenten an sich bringt, die zu den Geheimwaffen des Kremls gehört: Sie enthält Namen und Telefonnummern von Infiltrationsagenten, die selbst nicht mehr wissen, dass sie keine »echten« sondern »tiefenprogrammierte« (»deep-programmed«, 276) Amerikaner sind. Der Traum des per *Mind Control* geschaffenen Agenten mit der perfekten Tarnexistenz wird hier noch einmal durchgespielt: »They were to infiltrate and burrow deep, waiting patiently for the strike signal. // [...] The *perfect* deep-cover agent [...] is the one who doesn't know he or she is an agent.« (41) Hypnose hat diese Agenten erstens zu US-Amerikanern werden lassen und zweitens mit einem Programm zur Sabotage versehen, das sofort nach seiner Aktivierung unaufhaltsam ausgeführt wird. Die Ironie des Romans liegt darin, dass die den Agenten Jahre zuvor eingegeben Ziele zum großen Teil keine mehr sind; Saboteure der 50er Jahre kennen auch nur ebensolche militärischen Einrichtungen. Der Spannungsbogen des Thrillers resultiert daraus, dass der in die USA geflohene zentrale Verschwörer all diese Agenten reaktiviert, um einen Krieg auszulösen, was zur Einschleusung eines weiteren Agenten – dem Helden des Thrillers – führt, der jenen liquidieren soll. Den Zynismus des Romans als Gesellschaftskritik besorgt die Tatsache, dass die perfekte, unverdächtige Existenz in einem Set von beschreibbaren Regeln beschlossen liegt:

Hypnosis. We collected four hundred and thirty first-class English-speakers who'd never been outside the country, drilled them in every detail of American life and then handpicked the cream for drug-assisted hypnosis. [...] When we were finished with them, every one of them really believed that he or she was the American whose papers he or she carried. (41 f.)

»American life« ist – ganz im Sinne der bereits besprochenen Diagnosen einer totalen Fixierung auf Kontrolle und Außenlenkung, auf einen Drill herabgesunken und der programmierte Traum des »»sleeper«« (208) wird, nach Bereinigung linguistischer Differenzen, ununterscheidbar von der gehegten Fiktion des *real thing*.

Der *American Dream* wird hier wörtlich genommen und damit zur zynischen Farce; es ist ein gesteuerter Traum von »sleeper agents« (190) oder kürzer: *dem Sleeper*. Inmitten all seiner sexistischen Spionagephantasien (ein Thriller eben) spielt der Roman so die Karte aus, die immer wieder die *Brainwashing*-Paranoia zurechtrückt und deren Kernaussage ist, dass Fixierung auf Planung und

Kontrolle im nordamerikanischen Alltag und CIA-Visionen nur noch insofern unterschieden sind, als letztere geheim sind und Vorsprünge hinsichtlich der Systematik haben.³³ So entsteht zumindest ein Verdacht, nämlich der, dass das System ›Kapitalismus‹ selbst verräterisch geworden ist,³⁴ indem es zu der Art von Feind bzw. feindlicher Ideologie übergelaufen ist, die Raymond Shaws Mutter im Sinne der »old Hearst editorials« (s. o.) heraufbeschwört. Dazu passend ist der Held des Romans, der »K. G. B. agent« (155) Grigori Tabbat also, der letzte eigentliche Theoretiker des auf Konkurrenz und Vorteil basierenden Wirtschaftssystems. Er ignoriert zunächst einmal Feiertage, denn »[t]hat's how you get ahead in business« (83), um dann die Losung »[m]oney is power« (161) auszugeben und so das Medium des Wirtschaftssystems und das des Politischen in eins zu setzen, was klar Systemen entspricht, die der gewinnorientierten Ökonomie eine hegemonale Rolle zuschreiben. Insofern ist es nur folgerichtig, dass er von seiner Verbindungsagentin als »sort of a capitalist« (161) bestimmt wird. Darüber hinaus ist er Fan von Frank Sinatra und dessen pathetischer Verkörperung von *Americana* (119, 155 u. ö.); schließlich ist er es auch, dem der Gedanke einer geheimen und bereits fortgeschrittenen *Mind Control* in Sektoren des öffentlichen Lebens der westlichen Welt kommt, wobei die beobachteten Individuen dem Zombie nahe kommen: »There was a ticket clerk in London with a rather similar voice, Tabbat suddenly recalled, and in Rio too. Perhaps it was a secret organization, or a bizarre cult.« (149) Dass Wagers Roman weniger Turbulenzen als *The Manchurian Candidate* ausgelöst hat, liegt kaum an der Handlungsführung oder der Vernachlässigung von Elementen des Thrillers. Es ist, wie oben angesprochen, die Seite der Technik, die hier zu wenig variiert wird. Der Roman verlässt sich nur auf allzu Bekanntes: *drugs, hypnosis* und »sodium pentothal« (92), was der Innovationsabhängigkeit des Genres zu wenig entgegenkommt.

Der oben angesprochene Verdacht des *Systemverrats*, den Wagers Roman durchaus stark konturiert, und die daran anschließenden Austauschbeziehungen werden mit dem *Subliminal Man* endgültig zum Medium der *Mind Control*-Fiktion. Die Steuerungsphantasie, die J. G. Ballard in *The Subliminal Man* (1967) entwirft, fügt sich zunächst nicht in die oben entworfenen Koordinaten. Zunächst ist es eine Gattungsdifferenz, die die Erzählung von den oben besprochenen Romanen trennt, vor allem aber handelt es sich um eine Kontrolle, die primär auf ökonomischen Feld und zu wirtschaftlichen Zwecken ausgeübt wird. Gerade die Beobachtung der Ökonomie erlaubt es aber, den Verrat des Systems selbst auszuarbeiten. Den »Verrat am ›Amerikanismus‹ selbst«,³⁵ als Form der Beobachtung, wie sie Boveri in *Verrat als Epidemie: Amerika* zur eigentlich virulenten in den Vereinigten Staaten erklärt, verübt in Ballards Erzählung der ›Amerikanis-

mus« selbst, wenn Kapitalismus und damit marktwirtschaftlicher Wettbewerb ohne politische Steuerungsvorgaben dessen eigentliches Credo ausmacht und der Begriff als Metapher des Glaubens an den freien Markt überhaupt gelten kann. Der kontrollierte und im Wortsinne ›außen-gelenkte‹ Käufer ist der Guss, in dem der Abschluss der Metamorphose des Systems ›Kapitalismus‹ seine personale Einheit findet. Die Technik der Bewusstseinskontrolle, die Ballard als Gegenstand seiner Fiktion wählt, ist Teil des Forschungsgebiets *Subliminal Perception*³⁶ und bekannt geworden durch die Debatte um *Subliminal Advertising* bzw. Unterbewusstseinswerbung der 50er Jahre. Generell geht es dabei um die in Fernsehen und Film erprobte Möglichkeit, durch Inserts, die für nur so kurze Zeit zwischen verschiedenen Einstellungen eingeblendet werden, dass sie die Schwelle der bewussten Wahrnehmung unterlaufen, Kaufbefehle zu geben. Vance Packard hat 1957 in *The Hidden Persuaders* eben diese Technik als eine der intriganten Strategien der PR ausgestellt, die klar auf Hypnose des Konsumenten bzw. mit den Mitteln der Psychiatrie ersonnene *Behaviour Control* setzen.³⁷ Der moderne Konsument ist demnach nichts anderes als der *Manchurian Candidate*; er wird durch einen »conditioned reflex« gesteuert, der »by flashing on trigger words, symbols, or acts«³⁸ ausgelöst wird. Die Versuche stehen im Zeichen des neuen Credos der Werbeindustrie: »Capitalism is dead – consumerism is king!«³⁹ Ballards Pointe liegt darin, den *Consumerism* als Form des Systemverrats auszustellen, an dessen Ende ideologische Austauschbarkeit mit dem Feind steht. *Consumerism* ist der eigentliche Verräter ›am Amerikansimus selbst‹, er beschwört jene Kontrollgesellschaft herauf, die *The Manchurian Candidate* und *Telefon* als Grundlage der Möglichkeit von Bewusstseinskontrolle und der Produktion von feindlichen ›Schläfern‹ ausstellen. Der grundsätzlichen Aussage, dass das, was als *American Way of Life* größtmögliche Freiheit sein sollte, bereits zu einem beschreibbaren Set von Regeln verhärtet ist, wie sie *Telefon* entwirft, wird nun noch die Form staatlichen Wirtschaftens beige-steuert, die als strukturell äquivalent zu totaler politischer Kontrolle gilt: Planwirtschaft. Diese sich anbietende Erweiterung des Szenarios gibt Ballards Text in das Feld der Gesellschaftsbeobachtung im Rahmen von erzählter *Mind Control* ein. Mit den gesteuerten Opfern der *Subliminal Perception* Ballards zeichnen sich die klaren Konturen des Befundes ab, den die beiden zuvor besprochenen Varianten im Medium des Vexierbildes vorgeben: nämlich dass unter dem reißerischen Äußeren der *Manchurian Candidates* nichts anderes als der soziologische Typus des ›Außen-Gelenkten‹ und die ihn konditionierende kontrollfixierte Gesellschaft beschrieben wird.

Medium für den *Appell ans Unterbewußtsein*⁴⁰ sind in *The Subliminal Man* riesige Tafeln, die scheinbar zum Zeichenraum der Stadt, in diesem Fall zum Be-

reich der Verkehrsregulierung, gehören. Am Beginn der Erzählung klärt der von Verfolgungsideen geplagte Außenseiter Hathaway den eigentlichen Helden, Dr. Franklin, über das subliminale Geschehen auf. Es bietet sich an, den Namen des Ersteren in ›Has-a-way‹ aufzulösen: Dieser hat nämlich einen Weg gefunden, sich der total kontrollierten Gesellschaft zu entziehen. Insofern nimmt er auch als einziger wahr, was es mit den »big signs«⁴¹ auf sich hat: »Doctor, they're trying to transistorize our brains!« (56) Der Weg zur Wahrheit ist seine »idea of a huge conspiracy« (57), die sich als nur zu wahrscheinlich erweist. Die ersten Indizien, dass Paranoia der eigentliche Modus der Erkenntnis ist, wenn sich ein ganzes System zum Überlaufen bereit macht, finden sich schon in dieser Szene. So ist der Parkplatz der Klinik, auf dem Hathaway Dr. Franklin abfängt, mit lauter Autos des gleichen Typs gefüllt, unterscheidbar nur am Kennzeichen, was Ersterem ein Hinweis auf eben diese Verschwörung ist, Letzterem als notwendiges Ergebnis der »economies of standardization« (57) erscheint. Schon an diesem Punkt wird klar, was geschehen ist, der Außenseiter spricht es aus: »The same model, same styling, same colour, year after year. It's a sort of communism.« (57) Aus Kapitalismus wird Kommunismus und, wie Wager es in *Telefon* vorführt, kommunistische Agenten sind die eigentlichen Kapitalisten: *Mind Control* ist ein Thema des permanenten Seitenwechsels, der die eigentliche Referenzebene der Bewusstseinskontrolle übersteigt.

Der Text lässt sich wenig Zeit damit, in den Klartext zu wechseln. Zunächst wird Hathaway als eigentliche Verkörperung der Freiheit im Land der Kontrollierten rehabilitiert. Auf dem Weg nach Hause muss Dr. Franklin erkennen,

that unconsciously he envied Hathaway his footloose existence. Despite the grimy cold-water apartment in the shadow and roar of the flyover, despite his nagging wife and their sick child, and the endless altercations with the landlord and the supermarket credit manager, Hathaway still retained his freedom intact. [...] // The ability to react to stimuli, even irrationally, was a valid criterion of freedom. (58)

Gerade die Reste dieser Freiheit, die auch im Normalbürger noch geblieben sind, sollen durch subliminale Kaufbefehle ausgemerzt werden. Der Begriff *Unterbewusstseinswerbung* ist dem Szenario eigentlich nicht mehr angemessen, da Werbung ›Konkurrenz‹ evoziert. Gerade dieser zentrale Bestandteil der freien Marktwirtschaft ist aber ja aufgelöst worden. Bereits auf Franklins Weg nach Hause wird dem Leser klar, dass es bereits zu spät ist:

Two hundred yards away was a roadside auto-mart, and Franklin abruptly remembered that he needed some cigarettes. [...] Inserting his coins [...] he took a carton from the dispenser. This was the only brand of cigarettes available – in fact there was only one brand of everything – though giant economy packs were an alternative. Moving off, he opened the dashboard locker // Inside, still sealed in their wrappers, were three other cartons. (61 f.)

Aber nicht nur verdeckte Konditionierungen finden statt. Parallel zur dauernden politischen Verratsbezichtigung in *The Manchurian Candidate*, das heißt der verflochtenen Erzählung von der spektakulären wie der alltäglichen Variante der Manipulation und ihrer nur graduellen Unterschiede, werden hier ökonomische Verräter⁴² ausgemacht. Ebenso wie es in Condons Thriller reicht, eine Person durch einen Fingerzeig des politischen Verrats zu bezichtigen, um deren Existenz zu vernichten,⁴² genügt in *The Subliminal Man* die Erfassung als zurückhaltender Käufer zur sozialen Stigmatisierung:

The highest discounts, sometimes up to twenty-five per cent, were earned in the housing estates where junior white-collar workers lived. There, spending had a strong social incentive, and the desire to be the highest spender in the neighbourhood was given moral reinforcement by the system of listing all the names and their accumulating cash totals on a huge electric sign in the supermarket foyers. The higher the spender, the greater his contribution to the discounts enjoyed by others. The lowest spenders were regarded as social criminals [...]. (64)

Die ›unterbewusst‹ empfangenen Signale sind in diesem Sinne nur noch der Abschluss des Kontroll- und Konditionierungssystems. Dr. Franklin schafft es dann zeitweilig auch, sich der Bewusstseinskontrolle zu entziehen und das ausgestrahlte Kommando »Buy Cigarettes« (65) bewusst wahrzunehmen, was zu folgender Einsicht führt: »These subliminal techniques are the sort of last-ditch attempt you'd expect from an over-capitalized industrial system.« (71 f.) Kapitalismus führt so durch systemeigene Notwendigkeiten in den Staat der Bewusstseinskontrolle und d. h. in das Lager der Planwirtschaft, das andere des freien Marktes also. *Mind Control* ist ein Katalysator dieses Prozesses, keineswegs ein Unfall oder eine außerplanmäßige Bösartigkeit.

Margret Boveri geht davon aus, dass es den nach dem Zweiten Weltkrieg herrschenden Ideologien unmöglich ist, miteinander zu kommunizieren, woraus sie eine mediale Rolle des Verräters ableitet, denn »Kommunikation [ist] meist

nur durch Überläufer hergestellt« und so »von vornherein verfälscht«⁴³ worden. Der von Boveri auf Personen zugeschnittene Begriff des Verräters als Medium ist aber auch auf der Ebene der »Ideologien« selbst wirksam: *Consumerism* unterläuft die klare Unterscheidung bzw. Unvereinbarkeit von Kommunismus und Kapitalismus und es ist sein Status als Überläufer, der die Ideologien kommunizieren macht. Der *Consumer* ist der lebende Tote, der den Attentäter ablöst. Richtet man den Blick auf die Gesellschaftsbeschreibungen der *Mind Control-Literatur*, lässt sich zusammenfassend sagen, dass die Erzählungen von Infiltration und Bewusstseinskontrolle vor allem eines sind: spektakuläre Aufhänger zur Darstellung jener Prozesse, die das System zum Überlaufen bringen und so die Grenze der klaren Unterscheidung von Freund und Feind verschwinden lassen.

- 1 »What do you think I am – a zombie?« (Richard Condon: *The Manchurian Candidate* [1959], New York, NY o. J., S. 130) muss sich etwa ein Opfer chinesisches/sowjetischer Gehirnwäsche in Richard Condons Bestseller *The Manchurian Candidate* (1959) fragen, als klar wird, dass andere die Autoren seiner Erinnerungen an einen Kampfeinsatz in Korea sind. Zombie-Vergleiche garnieren auch Greil Marcus' Analyse von John Frankenheimers gleichnamiger Romanverfilmung (*The Manchurian Candidate*, USA 1962), in der der Held, Raymond Shaw, in einen »zombie state« (Greil Marcus: *The Manchurian Candidate*, London 2002, S. 49) versetzt würde. Selbst in der Vita Laurence Harveys (des Darstellers von Raymond Shaw also) taucht die Figur des Zombies wieder auf: »What more can you say of a man most interesting as a zombie?« fragt *A Biographical Dictionary of Film* am Schluss eines diesem gewidmeten Artikels (zit. nach ebd., S. 36). Entsprechend bringt die Rede von einer »zombielike trance« in John Marks Studie *The Search for the »Manchurian Candidate«* (1979) das anvisierte Ziel von OSS/CIA Experimentreihen zur Bewusstseinskontrolle auf den Punkt (John Marks: *The Search for the »Manchurian Candidate«. The CIA and Mind Control. The Secret History of the Behavioral Sciences* [1979], New York, NY/London 1988, S. viii) und »zombie killers« bzw. »zombie armies« bevölkern die auf *Mind Control* basierenden Archive der Verschwörung (vgl. z. B. Alex Constantine: *Virtual Government. CIA Mind Control Operations in America*, Los Angeles, CA 1997, Klappentext und S. 254.).
- 2 Dass der Ermittler als Kippfigur formatiert ist, zeigt auch seine Einführung im Film. Auf die Frage, ob er nun Major Hall oder Dr. Hall sei, folgt »Both« als Antwort. Gerade diese beiden Funktionen sind es aber, die im Film immer mehr auseinander driften, was die Aktionen der Figur dann auch kennzeichnet.
- 3 Marks: *The Search* (Anm. 1), S. 152.
- 4 Vgl. dazu Heinz Ickstadt: Plot, Komplott oder Herrschaft des Zufalls: Die Findung und Erfindung von Geschichte im postmodernen amerikanischen Roman, in: Robert Weimann/Hans Ulrich Gumbrecht (Hg.): *Postmoderne – globale Differenz*, Frankfurt/M. 1991, S. 265–277.
- 5 Marcus: *The Manchurian Candidate* (Anm. 1), S. 16.
- 6 Diese Thematik hat dafür gesorgt, dass Frankenheimers Romanverfilmung 1963, nach der Ermordung J. F. Kennedys, aus dem Verkehr genommen wurde. Die Vision, ein hypnotisch gesteuerter Killer könne zu Anschlägen auf die Führungselite der USA angesetzt sein, wie sie Film und Roman verbreiten, erschien plötzlich allzu möglich. Vgl. Marcus: *The Manchurian Candidate* (Anm. 1), S. 15. Verschwörungstheorien greifen denn auch das Motiv schnell auf und erklären Lee Harvey Oswald zum ferngesteuerten Killer nach dem Vorbild des *Manchurian Candidate*. Vgl. z. B. den Wiederabdruck einer Verschwörungstheorie der 60er Jahre: Kenn Thomas/Lincoln Lawrence: *Mind Control, Oswald & JFK: Were We Controlled?*, Kempton, IL 1997.
- 7 Condon: *The Manchurian Candidate* (Anm. 1), S. 53. Zitate aus dieser Ausgabe werden im Folgenden direkt im Text nachgewiesen.
- 8 Vgl. Marks: *The Search* (Anm. 1), S. 134.

- 9 Robert J. Lifton: Chinese Communist Thought Reform, in: Bertram Schaffner (Hg.): Group Processes. Transactions of the Third Conference October 7,8,9, and 10, 1956, Princeton, N. J./ NY 1957, S. 219–312 (hier: S. 219). (Mit Dank an Erhard Schüttpeitz für den Hinweis.) Vgl. zum zeitweise engen Verhältnis der Josiah Macy, Jr. Foundation und der CIA, gerade zur Zeit der Suche nach dem *Manchurian Candidate* Marks: The Search (Anm. 1), S. 69; S. 127.
- 10 Lifton: Chinese Communist Thought Reform (Anm. 9), S. 220.
- 11 Ebd., S. 251.
- 12 Margret Boveri: Der Verrat im XX. Jahrhundert. Bd. 4: Verrat als Epidemie: Amerika. Fazit, Reinbek bei Hamburg 1960, S. 255. Vgl. zu den Heimkehrern aus Korea auch Marks, The Search (Anm. 1), S. 134–136.
- 13 Marks: The Search (Anm. 1), S. 136.
- 14 Vgl. ebd., S. 23.
- 15 Ebd., S. 31.
- 16 Boveri übernimmt den Begriff der ›Außen-Lenkung‹ (»other-direction«) aus David Riesmans soziologischem Bestseller *The Lonely Crowd* (1950). Vgl. David Riesman/Nathan Glazer/Reuel Denney: *The Lonely Crowd. A study of the changing American Character*. Abridged and revised edition with a foreword by Todd Gitlin [1961], New Haven/London 2001, S. 19–24.
- 17 Boveri: Verrat als Epidemie (Anm. 12), S. 21 f.
- 18 Vgl. ebd., S. 255. Diese Beschreibung des Charakters modifiziert Riesmans Begriff des ›Außen-Gelenkten‹, denn dieser zeichnet sich, in seiner nicht-pathologischen Fassung, vor allem durch einen geschickten und stets verhandlungsbereiten Umgang mit seiner Umgebung aus. Vgl. David Riesman/Reuel Denney/Nathan Glazer: Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters, Hamburg 1961, S. 25: Bei der »Außen-Lenkung« geht es zentral um »Verhaltenskonformität, die durch die Tendenz, für die Erwartungen und Wünsche anderer empfänglich zu sein, gesichert wird.« Nun ist auch Raymond Shaw zunächst das Gegenteil von verhaltenskonform zu seiner Umwelt, allerdings ist es der Wille der Mutter, dem hier stellvertretend in Konfliktfällen stets entsprochen wird und der es möglich macht, Außenlenkung und Isolation von der Umwelt zu verbinden.
- 19 Vgl. Marks: The Search (Anm. 1), S. 135–139. Der Bericht war 1956 unter dem Titel *Communist Control Techniques* erschienen, als Publikation der *Technical Services Division*. Die freigegebene Version trägt den Titel *Communist Interrogation and Indoctrination of ›Enemies of the State‹ – An Analysis of Methods Used by the Communist State Police* (vgl. ebd., S. 239).
- 20 Boveri: Verrat als Epidemie (Anm. 12), S. 265.
- 21 So Greil Marcus zu Richard Condons Text und zur Differenz zum Filmklassiker; Marcus: *The Manchurian Candidate* (Anm. 1), S. 41. Zugleich wird das grundsätzliche Funktionieren des Romans so erklärt: »It [*The Manchurian Candidate*] revels in absurdity, works off it, takes absurdity as a power principle: the power of entertainment.« (S. 45) Umgekehrt lässt sich formulieren, dass gerade aus dem Imperativ des Entertainment heraus sich die Prämissen in Szene setzen und entwickeln lassen, die anderenorts wegen der Gefahr der Übertreibung nur angerissen werden können.
- 22 Vgl. Marks: The Search (Anm. 1), S. 9 f. (Fußnote). Nimmt man dies als Faktum, erscheinen weitere Teile der Romanwelt als Andeutungen von Informiertheit: Bekanntlich hieß das Programm der CIA zur Erforschung von *Mind Control* MKULTRA, MK zur Kennzeichnung seiner Zugehörigkeit zu Projekten des TSS (Technical Services Staff). Damit hat es, ob gewollt oder ungewollt, den gleichen Namen erhalten wie die Berichte von kryptographischen Entschlüsselungsoperationen im Zweiten Weltkrieg. Marks geht nun davon aus, dass diese Gleichnamigkeit einer Anhänglichkeit der Protagonisten der *Mind Control* an »wartimes experiences« geschuldet sei; vgl. ebd., S. 61 (Fußnote). Es ist dann zumindest erstaunlich, dass im Roman die gleiche Referenzebene bemüht wird und aus ULTRA gleich wieder »Operation Enigma« wird, als Bezeichnung der Operation, in der Raymonds Programmierung durch eine zweite Gehirnwäsche entschlüsselt werden soll. Wobei der Erzähler anmerkt, diesen Namen hätten die »doctrinaire romantics in the service« (Condon: *The Manchurian Candidate* [Anm. 7], S. 239) gewählt.
- 23 Vgl. Margaret Brenman: Experiments in the Hypnotic Production of Anti-Social and Self-Injurious Behavior, in: *Psychiatry* 5/1 (1942), S. 49–61; Wesley Raymond Wells: Experiments in the Hypnotic Production of a Crime, in: *Journal of Psychology* 11/1941, S. 63–102; Andrew Salter: *Conditioned Reflex Therapy*, New York, NY 1949 und Frederic Wertham: *Seduction of the Innocent*, New York, NY 1954.

- 24 Der *Manchurian Candidate* ist hier nur der Anfang. Michael Crichtons ebenfalls an *Mind Control* interessierter Thriller *Terminal Man* entlässt die Literaturliste aus der Figurenrede und d. h. auch aus den ihr so auferlegten Beschränkungen und präsentiert sie dem Leser gleich in Form eines Anhangs. Vgl. dazu Nicolas Pethes: *Terminal Men. Biotechnological experimentation and the reshaping of ›the human‹ in Medical Thrillers*, Ms. Erscheint in: *New Literary History*, voraussichtlich 2004.
- 25 Vgl. Niklas Luhmanns Definition: »Von *Penetration* wollen wir sprechen, wenn ein System die eigene *Komplexität* (und damit: Unbestimmtheit, Kontingenz und Selektionszwang) *zum Aufbau eines anderen Systems zur Verfügung stellt*. [...] *Interpenetration* liegt entsprechend dann vor, wenn dieser Sachverhalt wechselseitig gegeben ist, wenn also beide Systeme sich wechselseitig dadurch ermöglichen, daß sie in das jeweils andere ihre vorkonstituierte Eigenkomplexität einbringen.« Niklas Luhmann: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt/M. 1984, S. 290.
- 26 Marks: *The Search* (Anm. 1), S. 194.
- 27 Ebd., S. 9 (Fußnote).
- 28 So äußert Dietrich Georg Kieser 1822 im Zuge seines Versuchs, dem ›tierischen Magnetismus‹/Mesmerismus als Wissenschaft Anerkennung zu verschaffen, dass zwar die »Andeutung des absichtlichen Mordes durch [...] magnetische Fernwirkung der Romanwelt« angehöre, dies aber gleichwohl keineswegs ausgeschlossen sei. Vielmehr zeige sich so beispielhaft die »Wirkung einer Kraft, deren Intensität und Ausdehnung unendlich ist« (Dietrich Georg Kieser: *System des Tellurismus oder Tierischen Magnetismus. Ein Handbuch für Naturforscher und Aerzte*. 2 Bde, Leipzig 1822, S. 4; vgl. zum Thema T. H./Jutta Person/Nicolas Pethes (Hg.): *Grenzgänge zwischen Wahn und Wissen. Zur Koevolution von Experiment und Paranoia 1850–1910*, Frankfurt/M. 2002). Von der Literatur wird die Ausformulierung äußerster Wirkungsbereiche, d. h. des verbrecherischen Nutzens, übernommen. Vernachlässigte Forschung auf dem Gebiet des Mesmerismus, so die implizite Unterstellung bereits zu Zeiten ›magnetischer‹ Bewusstseinskontrolle, eröffnet also ein ebensolches *mind-control gap* wie unterlassene Anschlusskommunikation zum Thema *Brainwashing*.
- 29 Marks: *The Search* (Anm. 1), S. 202.
- 30 Vgl. ebd., S. 203.
- 31 Und zwar in Vance Packards klassischer vom Blick des Verdachts gesteuerten Analyse der Methoden der Werbung *The Hidden Persuaders*: »Eventually – say by A. D. 2000 – perhaps all this depth manipulation of the psychological variety will seem amusingly old-fashioned. By then perhaps the biophysicists will take over with ›biocontrol‹, which is depth persuasion carried to its ultimate. Biocontrol is the new science of controlling mental processes, emotional reactions, and sense perceptions by bioelectrical signals. // [...] Planes, missiles, and machine tools already are guided by electronics, and the human brain –being essentially a digital computer – can be, too.« Vance Packard: *The Hidden Persuaders* (1957), London 1977, S. 195 f. Der klassische Text zu dieser Form der Kontrolle ist José M. Delgado: *Physical Control of the Mind. Toward a Psychocivilized Society*. New York, NY 1969.
- 32 Walter Wager: *Telefon* [1975], New York, NY 1987, S. 133. Zitate aus dieser Ausgabe werden im Folgenden direkt im Text nachgewiesen.
- 33 So ein CIA-Psychologe im Rückblick; vgl. Marks: *The Search* (Anm. 1), S. 189.
- 34 Vgl. dazu auch den Beitrag von Urs Stäheli in diesem Band.
- 35 Boveri: *Verrat als Epidemie* (Anm. 12), S. 29.
- 36 Vgl. dazu Norman F. Dixon: *Subliminal Perception. The Nature of a Controversy*, London 1971.
- 37 Vgl. Packard: *The Hidden Persuaders* (Anm. 31), S. 41 f. Vgl. zur Beschäftigung der FCC mit Unterbewusstseinswerbung sowie dem FCC Information Bulletin, das die Versuche mit der Projektionstechnik auflistet: www.parascope.com/articles/0497/sublimdb.htm.
- 38 Packard: *The Hidden Persuaders* (Anm. 31), S. 27.
- 39 Ebd., S. 23.
- 40 So die Überschrift eines Artikels, der die Technik und die an sie anschließende Debatte in Deutschland zum Thema macht. Vgl. o.V.: *Appell ans Unterbewußtsein*, in: *Der Spiegel* 12/14 (1958), S. 61–63.
- 41 James Graham Ballard: *The Subliminal Man* [1963], in: ders.: *The Disaster Area* [1967], London 1969, S. 55–76 (hier: S. 55). Zitate aus dieser Ausgabe werden im Folgenden direkt im Text nachgewiesen.
- 42 Vgl. dazu Condon: *The Manchurian Candidate* (Anm. 1), S. 49 f.: »Most of the Russians understood clearly that what Yen Lo had done was to concentrate the purpose of all propaganda upon the mind

of one man. They knew that reflexes could be conditioned to the finest point so that if the right person leveled his finger from the right place at the right time and cried ›Deviationist!‹ or ›Trotskyite‹ that any man's character could be assassinated or a man could be liquidated. Coditioning was intensified repetition.« Vgl. auch ebd., S. 244 zum amerikanischen Parallelvorgang, d. h. der Bezichtigung, ein »American Communist« zu sein, was einen ähnlichen Ausgang hat.

- 43 Margret Boveri: Der Verrat im XX. Jahrhundert. Bd. III: Zwischen den Ideologien. Zentrum Europa, Hamburg 1957, S. 7.

Eva Horn

»VERRAT IM 20. JAHRHUNDERT«.

ZUR GENEALOGIE DES IRREGULÄREN IN DER POLITISCHEN THEORIE
DER FÜNFZIGER UND SECHZIGER JAHRE

Ziemlich genau in der Mitte des 20. Jahrhunderts, 1956, erschien in Deutschland ein Werk, dessen Titel unbescheiden eine Epoche auf den Punkt brachte, die noch lange nicht zu Ende war: Margret Boveris *Verrat im XX. Jahrhundert*.¹ Rückblickend auf zwei Weltkriege und ausblickend auf einen immer kälter werdenden Kalten Krieg erscheint darin *Verrat* als die Signatur eines Jahrhunderts, das sich wie kein anderes durch gleichermaßen totale wie wechselhafte und unüberschaubare Feindschaften auszeichnete. Unter dem Stichwort des Verrats geht es um eine Gesamterfassung der »Pathologien des Politischen« (C.J. Friedrich)² in der Moderne: Propaganda, Widerstand, Geheimhaltung, Kollaboration, Seitenwechsel, Ideologisierung. Unter dem Oberbegriff werden die unterschiedlichsten Formen politischer Uneindeutigkeit gefasst: einerseits die Auflösung nationaler Loyalitäten, andererseits aber auch die Intransparenz von Feindschaften und die intrinsische Paranoia staatlicher Macht, die theoretisch jeden zum *Verräter* erklären kann. In den Publikationen der 1950er und 1960er Jahre, die ich hier betrachten will, konnotiert der Begriff allerdings nicht ausschließlich Fehlverhalten und Verwerflichkeit, sondern auch eine ungeleugnete Faszination. Damit stellt sich die Frage, was die Konjunktur des *Verrats* – als Begriff und als Tatbestand – in der Mitte des 20. Jahrhunderts, mitten im Kalten Krieg und seiner in Blöcke gegossenen Feindschaftsstruktur indiziert.

Hatte sich den Nachkriegsgesellschaften die Frage nach der Loyalität in Form von Kollaboration und Widerstand gestellt – beides Formen von *Verrat* –, so wird in dem seltsam hypothetischen, aber zugleich globalen und unausweichlichen Konflikt, den der Kalte Krieg eröffnet, die Frage nach der Zugehörigkeit zur Aporie. Man ist gleichsam immer auf der falschen Seite, man ist immer gefangen in einer binären Struktur, auch wenn sich deren Logik des *entweder-oder* ständig selbst als Phantasma desavouiert.³ Man kann, so pointiert es schließlich Enzensberger, nicht umhin, zum Verräter zu werden – oder wenigstens dazu erklärt zu werden.⁴ Was in dieser Situation dringlich wird, ist die Suche nach Figuren und Verhaltensformen *zwischen den Fronten*. In dieser Suche geht es um *Typen* oder *Gestalten* und ihre Handlungsspielräume jenseits der binären Feindschaft der Blöcke. Gemeinsamer Nenner dieser Typen ist ihre Aussonderung aus der politischen Ordnung oder – mit Carl Schmitts Begriff – ihre »Irregularität«. Sie verbind-

det so unterschiedliche Gestalten wie den »Waldgänger« (Jünger), den »Partisan« (Schroers, Schmitt), den »Verräter« (Boveri, Enzensberger) oder – jüngeren Datums – den »Spion« (Dewerpe).⁵ Die Faszination für eine politische Anthropologie der Abtrünnigkeit ist ein Versuch, Feindschaftsverhältnisse zu denken, die sich – trotz der manichäischen Rhetorik des Kalten Krieges – gerade nicht mehr als transparente und binäre Frontstellung darstellen. In ihrem Kern liegt die Frage nach der Position des Einzelnen innerhalb eines politischen Gefüges, das in drei verschiedenen Hinsichten krisenhaft und intransparent geworden ist: im Hinblick auf das Verhältnis von Souverän oder nationaler Gemeinschaft und Staatsbürger, im Hinblick auf Freund-Feind-Verhältnisse und schließlich im Hinblick auf die Struktur einer Macht, deren Bestand von bestimmten Wissensformen – besser: Geheimnisformen – abhängig zu sein scheint.⁶ Angesichts dieser Krise des Politischen geht es um die Möglichkeiten des Heraustretens aus dieser Ordnung, das heißt um die Formen politischer Irregularität. Der *Irreguläre* tritt heraus aus einer regelhaften Ordnung, sei es die Ordnung ziviler Politik oder die des regelhaften, ›gehegten‹ Krieges. *Irregulär* ist die Ausnahme, die der Einzelne von diesen Regeln macht, ein Bruch der Regeln, aber auch die Eröffnung eines andersartigen, bzw. anderen Regeln gehorchenden politischen Raumes.⁷ Abtrünnigkeit als Form des politischen Alleingangs ist die Urszene des politisch *irregulären* Handelns.

SCHLÄFER: JÜNGERS »WALDGANG«

Mit untrüglichem Gespür für in der Luft liegende Fragen und einer Formulierungskunst größtmöglicher Vagheit eröffnet Ernst Jünger diese Frage nach den Möglichkeitsbedingungen der Abtrünnigkeit in seinem Text *Der Waldgang* (1951). Es ist ein Text, der etliche Gemeinplätze der Technik- und Macht-Kritik der 1950er Jahre aufgreift, aber doch, wie manche Texte Jüngers, eine gute Idee hat. Die gute Idee ist die Verknüpfung der Figur des Abtrünnigen, Jünger nennt ihn den »Waldgänger«, mit einem Raum-Konzept, dem *Wald*. Der Waldgänger – und das wird sich auch von seinen Brüdern, den Partisanen, den Verrätern und Spionen bestätigen – ist eine Gestalt, die auf einen bestimmten Raum bezogen ist, in dem sie sich formt, bewegt und aus dem heraus sie agiert. – Jünger beginnt mit einem Beispiel: Wie kann jemand bei einer Wahl, die manipuliert genug ist, um ein Ergebnis von 98 % Zustimmung zu zeitigen, seinen Dissens zum Ausdruck bringen? Eine abweichende Stimme zu vertreten angesichts von 98 % Befürwortung bedeute nur, der herrschenden Position auch noch ihre Freiheitlichkeit zu

bestätigen und zugleich die Existenz eines *inneren Feindes* zu belegen, der bekämpft werden müsse. Auf der Ebene des Plebiszits, der scheinbar freien und geheimen Meinungsäußerung, ist also nichts zu erreichen. Jüngers Theorie des Widerstands, in seiner Diktion des *Waldgangs*, ist die Frage nach der »Freiheit des Einzelnen«,⁸ nach seiner Möglichkeit, das Spiel der Herrschaft, so total es sein mag, nicht mitzuspielen. Genau dies ist der Kern irregulären politischen Verhaltens. Der Waldgang ist das Heraustreten aus dem offiziellen Wahl-Spiel, aber auch der Verzicht auf die offene Revolte. Der Waldgänger ist vereinzelt und heimatlos, »der Vernichtung preisgeben«, aber »im Wald« auf wunderbare Weise vor ihr geschützt.⁹ Der Wald ist der Ort der Freiheit, der Ausweg aus der aktuellen und fortdauernden *Zwangslage*, insofern er Absonderung bedeutet, ein Heraustreten aus dem Ordnungsgefüge des Staats und damit den falschen Alternativen zwischen Unterwerfung und offener Opposition. Der Wald ist der Raum eines dritten Wegs. Er ist »Heimat« und »Hafen«,¹⁰ schreibt Jünger, aber auch Ort eines Alleingangs: der Ort, an dem der Einzelne einzeln bleibt, »ein Drittes« findet, statt »mit den Wölfen zu heulen oder gegen sie ins Feld zu ziehen.«¹¹ Die Absonderung in die Freiheit, die im Waldgang stattfindet, folgt dabei sehr genau der Etymologie des Wortes *decido*,¹² die eine Trennung, einen Schnitt impliziert, den Schnitt, den der Einzelne gegen seine Vereinnahmung durch das Ganze (Jünger nennt es den »Leviathan«¹³) zieht. Diese Absonderung ist das Heraustreten aus einer gefügten staatlichen Ordnung, die dem Einzelnen seinen Platz und seinen Handlungsspielraum im Politischen immer schon anweist und von ihm Loyalität einfordert. In diesem Sinne liegt in der Absonderung, dem *Waldgang*, das Wesen der Abtrünnigkeit: ein Heraustreten aus den gefügten Lagern von Freunden und Feinden und ihrem regularisierten Konflikt. Es ist der Akt, seinen Feind – und seine Freunde – selbst zu bestimmen. Der Wald ist darum nichts Gegebenes, sondern ein Ort, den sich der abtrünnige Einzelne schafft, ein ihm gemäßer, ihm vertrauter Raum: Schlupfwinkel und Ort der Maskierung, bekanntes Gelände, unüberschaubares Maquis, Untergrund.¹⁴ Wenn Jünger von *Wald* und *Waldgang* spricht, eine politische Figur mit einem ihr gemäßen Raum verbindet, dann entwirft er damit eine Topographie des Politischen, die aus zwei unterschiedlichen Sphären bestehen muss, gerade deshalb, weil der Einzelne, um dessen *Freiheit* es geht, im Staat, im Offenen und Öffentlichen *zwischen* die Fronten gerät. Einer unmöglichen Position (zwischen den Fronten) wird eine Ent-Ortung, eine heimliche, irreguläre, doppelbödige Position entgegengehalten.

Von diesem Wald nun heißt es bei Jünger ein wenig rätselhaft: »Man kann auch sagen, dass der Mensch im Walde *schläft*.«¹⁵ Dieser Satz ist der wichtigste des ganzen Textes. In ihm chiffriert sich nämlich jener Wesenszug des Verräters,

des Partisanen und Klandestinen: das Charakteristikum, das diesen überhaupt erst zu einem wirklich *irregulär* Handelnden macht, zu einem, der keiner bereits formierten Gruppierung angehört, sondern schlechthin im-pertinent, unzugehörig ist. Was ist der Wald, in dem der Mensch *schläft*? Welchen Schlaf? »Der Wald ist heimlich«,¹⁶ schreibt Jünger, das zugleich Vertraute und Verborgene, das Element, in dem der Einzelne sich zurechtfindet. Der Wald, in dem der Mensch *schläft*, ist eine politische Zone, in der der Dissens im Zustand der Un-Entschiedenheit, aber als Möglichkeit zur der Entscheidung in der Latenz liegt. Es ist dieser Raum, der gleichsam das Verborgene der offen sichtbaren Freund-Feind-Verhältnisse bildet, das, was Margret Boveri und andere dann als »die Landschaft des Verrats«¹⁷ beschreiben werden. Es ist ein Raum der noch nicht stattgefundenen Scheidung von Freunden und Feinden, ein Raum, der diese Scheidung enthält, aber *in der Latenz hält*: eine Zone der Proto-Feindschaft, in der noch offen ist, wer als der wahre Feind zu bestimmen sein wird. Der Wald, so könnte man sagen, besiedelt diese »Landschaft des Verrats«. Dass der Waldgänger in diesem Walde *schläft*, bedeutet, dass er darin wartet, so wie nach Eichendorff »ein Lied in allen Dingen schläft«, das heißt: enthalten ist, aber noch nicht manifest geworden, als Möglichkeit gegeben, aber noch nicht zur Form geronnen. Der Wald ist die Zone der politischen Latenz, aus der heraus der Einzelne als Einzelner wirksam wird in einer Weise, die nicht reduzierbar ist auf die Programmatiken bereits existierender Ordnungen oder auf die Frontlinien zwischen bereits existierenden, erkannten Freunden und Feinden. Der Wald ist der Raum einer Möglichkeit, die noch nicht realisiert ist, ein reiner Potentialis des Politischen. Im Wald wartet, lauert der unvorhergesehene Schachzug, das Ungedachte, das der Waldgänger verwirklichen wird, wenn er erwacht. Der Waldgänger ist ein *Schläfer*.

KRISE DER LOYALITÄT: BOVERI

Wenn der Schläfer aus Jüngers Wald erwacht, wird er zum Verräter, zum Partisanen, zum Attentäter oder Saboteur. Die *Landschaft des Verrats*, die Margret Boveri entfaltet, zeigt die Abtrünnigen und Geheimen, Widerständigen oder mit dem Feind Paktierenden nicht im Unterholz der Latenz und Verborgeneheit, sondern in ihrem manifesten Handeln. Boveri benutzt den Begriff des Verrats dabei als Sammelbegriff, der Kollaboration und Propaganda, Widerstand und Geheimdienste, die Weitergabe von wissenschaftlichen Geheimnissen und Renegatentum umfasst. Ihr Buch ist darum ein zeitgeschichtliches Kompendium nicht so sehr zum Verrat im engeren Sinne, sondern zu jenen »pathologies of politics«, die Carl J.

Friedrich später um den Verrat herumgruppiert und im Hinblick auf ihre Funktionalität für den historischen Wandel liberaler Gesellschaften untersucht.¹⁸ Aber ein funktionalistischer Blick auf ihren Gegenstand ist Boveri fremd. Ihr geht es – neben einer soziologischen und psychologischen Sichtung der Einzelfälle – um eine Diagnose der politischen Transformationsprozesse, deren endemisches Symptom der Verrat ist.

Das omnipräsente Auftreten des Verbrechens *Verrat* versteht Boveri als Resultat einer Krise, oder besser: eines Niedergangs staatsbürgerlicher Loyalität. Sie beschreibt die Ablösung einer monarchisch verfassten Souveränität durch die Volkssouveränität als eine Verfallsgeschichte der Bindung von Untertanen an ihre Herrschaft. »Ursprünglich gab es Treue und Verrat nur gegenüber einer bestimmten Person«, einem Schutzherren, Familienoberhaupt, Stammeshäuptling oder König, der Treueid des Untertanen; das Versprechen von Gehorsam und Gefolgschaft band umgekehrt den Herrscher in eine Verpflichtung von »Schutz, Hilfe, Förderung, Anweisung, Belehrung.«¹⁹ Fahneide wurden auf den Landesherrn geleistet, bis hin zum deutschen Fahneid von 1914, der noch »bei Gott« geschworen und gegenüber Kaiser Wilhelm II. geleistet wurde. Erst nach dem Krieg lautete der Eid auf die Reichsverfassung. Dieser Verfall staatsbürgerlicher Treue, so Boveri, beginnt mit der *Entpersönlichung* der von König und Landesherrn verkörperten Souveränität zur abstrakten Volkssouveränität im Zuge der Französischen Revolution. Dabei sind *Entpersönlichung* und *Entgöttlichung* die zwei Seiten derselben Medaille. Der Übergang zur Volkssouveränität vollzieht die Säkularisierung von Herrschaft – und raubt ihr dabei in doppelter Hinsicht die Kraft als religiöse und personale Bindung zwischen Herrscher und Untertan, so Boveris Argument. Dementsprechend stellt sie einen Begriff von *Vaterland* dem auf eine Nation gemünzten *Patriotismus* gegenüber:

Es war der Übergang von einem Zugehörigkeitsgefühl, das, unabhängig vom herrschenden Regime, im Boden, in der Tradition, der Sprache, der Landschaft wurzelte und eine Angelegenheit des Herzens war, zu dem revolutionären Patriotismus, der auf dem Glauben an die *volonté générale* beruhte, der vom Kopf stärker als vom Gemüt dirigiert wurde und die Nation mit einer politischen Losung identifizierte.²⁰

Gott und König, Gefühl und Heimat gegen Nation und Volkswillen, Verstand und »politische Losung« – das ist Boveris Grundopposition. Diese *Losung*, später *Ideologie* genannt, ist ein Prinzip gänzlich abstrakter Bindung – oder besser: Bindung an Abstrakta – das noch die ohnehin schon reichlich kühle Bindung an eine

Nation und eine Verfassung zerreißen wird. Das Moment der Ideologisierung tritt also schon auf im Übergang von der personalen Herrschaft zur Volkssouveränität, es ist vor allem ein Moment der Abstraktion und Rationalisierung, der extremsten *Entpersönlichung*, das schließlich im Schreckbild grenzüberschreitender Anhänglichkeit an die Ideologie par excellence, den Kommunismus, gipfelt.

Boveris Verfallsgeschichte einer gottgegebenen und personalen Souveränität ist ein Grundmotiv in der modernen Theoretisierung des Verrats. In seinem *Essai sur les trahisons* liefert André Thérive eine ähnliche Niedergangsszenerie als Form der Ideologisierung nationaler Zugehörigkeit: »on a transféré la notion de lèse-majesté au souverain nouveau qui est censément le Peuple, ou la Race ou l'État.«²¹ Da die Gesellschaft aber ein »Moloch« ist, ein diffuses und omnipräsentes Gebilde »aux formes vagues et aux colères capricieuses«, ist ihre Bindungsfähigkeit zweifelhaft geworden; der *Moloch* stempelt immer wieder und mit vollkommener Willkür seine eigenen Mitglieder zu Verrätern.²² Und noch Hans Magnus Enzensberger wird in seinem – Boveri diametral entgegengesetzten – Versuch über den Verrat an die magischen oder religiösen Bindungen zwischen Souverän und Untertanen erinnern, das in der Moderne aufgelöste *mana* des Herrschers, das allerdings diesen nicht nur vor seinen Untertanen, sondern auch diese vor ihrem Herrscher geschützt habe.²³

Was sich im Verrat also zeigt, ist der Preis für die Rationalisierung und Säkularisierung der Herrschaft. Mit der Moderne, der Substitution des Untertanen durch den Bürger, des Monarchen durch die Volkssouveränität ist die Treuebindung zwischen Souverän und Staatsbürger ein nurmehr abstraktes, vertragsförmiges Band. Den konservativen Romantizismus, mit dem Boveri die Landschaften des Vaterlands gegen den rationalistischen Charme des Patriotismus und gar die Anhänglichkeit an eine

Menschheitsideologie ausspielt, hat der junge Jürgen Habermas in einer Rezension des Buches in aller Schärfe der »jungkonservativen« alten Dame vorgehalten: »Der fiktive und historisch irrealer *vaterländische* Treuebegriff nötigt jedoch die Autorin, schon diese Übertragung des Treueverhältnisses als dessen Ent-Bindung zu begreifen – und zu verurteilen.«²⁴ Der Einbruch der Rationalität ins Politische – in Form der Prinzipien von Öffentlichkeit, Transparenz, Gleichheit vor dem Gesetz, Partizipation und Repräsentation, historisch datiert mit der Französischen Revolution – ist für Boveri der feine Riss, der dem Verrat die historische Bresche schlägt. Tatsächlich zeigt sich hier ihre Nähe zu den Protagonisten der Konservativen Revolution, die sich in den 1950er Jahren als persönliche Freundschaft mit Armin Mohler, Ernst Jünger und nicht zuletzt Carl Schmitt fortsetzt.

»Soziale Nivellierung und technische Vereinheitlichung«, die »Dreifaltigkeit von Bürgertum, Kapitalismus und naturwissenschaftlich-exakter Technik«²⁵ sind der Nährboden für jene heimlichen Gegenströmungen, die den Verrat gebären – auch wenn der einzelne Akt der Abtrünnigkeit unterschiedlichsten Motiven und Zielrichtungen gehorchen mag: »junge Romantiker« und »Reaktionäre« sind ebenso darunter wie »nichtmarxistische Formen des Sozialismus.«²⁶ Insofern der *Verrat* diese Leitmotive konservativer Kulturkritik aufruft (»die Entpersönlichung des Lebens durch die Technik, die Korruption, die Diktatur einer scheinbar freien öffentlichen Meinung, das Auseinanderklaffen von Leben und Gesetzesparagrafen«²⁷) gesteht Boveri – wie wenig später Rolf Schroers – den Verrätern eine tragische Berechtigung, wenn nicht ein heroisches Pathos zu. Die Vereinzelnung, die Jünger am Waldgänger betont, macht den Verräter (ähnlich wie Schroers Partisan) zum Gewissenstäter. So gesehen, ist der Verrat eine Arbeit am Vaterland, indem er in einem paradoxen und tragischen Akt der Untreue ein letztes Mal auf das verweist, was Treue gegenüber diesem Vaterland bedeuten würde.²⁸

Was Boveri nur am Rande in ihrer eigenen Metaphorik der *Landschaft* anspielt, was aber ein beherrschendes Motiv jeder Phänomenologie des Verrats wird, ist die Ent-Ortung des Verräters. Die Lockerung der Loyalitätsbindung ist deren soziologisches Symptom. Boveri selbst verweist auf die große Anzahl von Auswanderern, *ex-patriates* und *displaced persons* unter den Abtrünnigen. Neben der Verfallsgeschichte moderner Souveränität ist dieses Motiv des *displacement* für die Verratstheorien zentral. In gewisser Weise schreiben sie noch einmal, ex negativo, eine Geschichte vom Vaterland als Heimat und Herd. Loyalität, wie sie hier als Gegenbegriff zum Verrat verstanden wird, besteht in einem Ortsprinzip, einer Bindung der Person an eine Gemeinschaft, die eben nicht als *Vertragsgemeinschaft* sondern *territorial*, von einer heimatlichen *Landschaft* her definiert ist. Die Kälte, in die sich die Verräter begeben, ist darum nicht nur die Gemeinschaft von Fremden, sondern die Kälte abstrakt gewordener Loyalitätsbindungen und ideologischer Zugehörigkeit. Keine Ent-Ortung ist drastischer als die Hingabe an eine Ideologie, die noch ortloser ist als die Nation. Der Verrat ist das Überdie-Grenze-Gehen, der Überlauf zu einem Feind, der schlimmstenfalls selbst keinen Ort hat, sondern – wie im Fall des Kommunismus – das Ortsprinzip der Loyalität selbst zuschanden macht. Umgekehrt ist damit jeder Grenzgang, jede Form von Internationalität und jede Loyalität gegenüber etwas anderem als einer territorialen Heimat tendenziell Verrat. Das heißt aber auch, dass es im Verrat um eine andere, grenzverletzende Bewegung im Raum gehen wird, um eine Bewegung der aktiven Ent-Ortung. Kosmopolitische Gestalten wie Mata Hari, Grenzgänger wie T. E. Lawrence und Kim Philby, aber auch die immer im Verdacht der

»Vaterlandslosigkeit« stehenden Juden wie Ethel und Julius Rosenberg haben davon, freiwillig oder unfreiwillig, Zeugnis abgelegt.

Im autobiographischen Schlusswort des *Verrats*-Werks zeichnet die Deutsch-Amerikanerin Boveri sich als Person, in deren Leben das Prinzip der Dislozierung und der doppelten kulturellen Identität unmittelbar wirksam geworden ist, ein Konflikt, so Boveri, dem man »in diesen Zeiten« nicht entgehen kann.²⁹ In dieser Personalisierung ihrer Perspektive wird ihr Ansatz deutlich, die Frage nach der Krise des Politischen in der Moderne mit der Abtrünnigkeit des Einzelnen zu beantworten. Ihre Enzyklopädie der zeitgenössischen Verratsfälle nennt die Waldgänger als Einzelne beim Namen: Stauffenberg und Gördel, T. E. Lawrence und Richard Sorge, Klaus Fuchs und Robert Oppenheimer, William Joyce und Ezra Pound, Vidkun Quisling und Henri Pétain, Arthur Koestler und Ernst Reuter, Otto John und Rudolf Rössler. Mit einigem Entsetzen hat Golo Mann diese bunte Mischung als Ausleuchtung mit der »Tagnachtlampe« gescholten, in der die unterschiedlichsten Situationen, Beweggründe und Verhaltensweisen ins vereinheitlichende Zwielflicht des Verrats gestellt werden.³⁰ Damit hat er historisch zweifellos recht – und verkennt doch den Ansatz Boveris, jedem Fall eben als Einzelfall gerecht zu werden. Wenn man ihr Werk als den Versuch einer Antwort auf Jüngers Frage liest, dann ist ihre Antwort methodisch genau die, zu differenzieren. Das Handeln von Individuen kann nur als Rekonstruktion einer zeitgeschichtlichen Lage, als Singularität des Falls beschrieben werden – eine Perspektive, die Boveri mit Romanautoren wie Graham Greene oder John Le Carré teilt, die ihr Werk der literarischen Exploration des Verrats gewidmet haben. Ausgerechnet am *Fall Oppenheimer* gelingt ihr darum die zugleich pointierteste und aporetischste Charakterisierung der Lage: Oppenheimer, eine in vieler Hinsicht Greenesche Gestalt, sei die Verkörperung einer »differenzierten« Identität, die ihn Teil einander ausschließender Gemeinschaften sein ließ: Jude und Antifaschist, linker, demokratisch gesinnter Amerikaner, ebenso Freund wie Verräter jenes Haakon Chevalier, der durch Oppenheimers Aussage seine Stelle an der Universität verlor, Mitglied der *scientific community*, Ex-Geliebter einer amerikanischen Kommunistin, Angehöriger der Armee, Vater der Atombombe. »Fast jede dieser Handlungen oder Haltungen«, so resümiert Boveri,

ist ihm von irgendeiner Seite als Verrat oder Übeltat ausgelegt worden. Der Antifaschismus, die Spanienhilfe, die Freundschaft mit Kommunisten: als Verrat am Amerikanismus. Die physikalische Arbeit: als Überheblichkeit des entfesselten Menschen im 20. Jahrhundert gegenüber der Schöpfung Gottes. Das Entwickeln der Atomwaffe: Genocid. Die drei-

malige Weigerung, Chevalier zu nennen: Gefährdung der Sicherheit der Nation. Die Nennung von Chevaliers Namen: Auslieferung des Freundes. Die mangelnde Begeisterung für die H-Bombe: Sicherheits-Risiko. Die doch noch durchgebrochene Begeisterung für die H-Bombe: Verstärkte Beihilfe zum Genocid.³¹

Was Boveri hier ausführt, ohne es theoretisch wirklich zu bedenken, ist die tatsächliche Unvermeidlichkeit des Verrats in modernen Gesellschaften: Nicht so sehr die persönliche *Differenziertheit* des Wissenschaftlers und Intellektuellen, sondern die Struktur widersprüchlicher sozialer und politischer Ein- und Ausschlüsse, widersprüchlicher Zugehörigkeiten und unübersichtlicher Feindschaften ist es, die den Einzelnen fast notgedrungen zum Renegaten und Überläufer machen. Der Einzelne muss wählen – und macht sich damit schuldig am jeweils Ausgeschlossenen. Dem Ortsprinzip der Loyalität steht so das Prinzip der notwendigen, unvermeidlichen Diffusion sozialer und politischer Zugehörigkeit entgegen. Man ist niemals an seinem Platz, weil es diesen Platz nicht gibt. Die Gesellschaften, deren Mitglieder zugleich die Bürger moderner Staaten sind, sind zu heterogen und vor allem zu widersprüchlich, um noch an Standards der Treue und Gefolgschaft gemessen zu werden.

STAATSVERRAT: ENZENSBERGER

Es ist genau jene Unvermeidlichkeit, zum Verräter zu werden, an der Enzensbergers Essay *Zur Theorie des Verrats* von 1963 ansetzt. Enzensberger hat Boveri sehr genau gelesen, teilt mit ihr die These vom Verrat als Symptom des Verfalls – aber wendet sie in genau die andere Richtung: Verrat begehen weniger die Bürger als der Staat selbst. Während Boveri die Abtrünnigkeit der Untertanen beklagt, ist Enzensbergers Thema eigentlich die Abtrünnigkeit, oder besser: der Verrat des Souveräns. Wie die konservative Boveri insistiert auch er auf den nicht-säkularen, genauer: den magischen Anteilen der Bindung, die Untertanen und Herrschaft aneinander knüpft. Freuds *Totem und Tabu* im Hintergrund, expliziert er den »Doppelsinn«³² des »Herrscher-Tabus«: »Das Herrscher-Tabu schützt nicht nur den Herrscher vor den Beherrschten, sondern ebenso gut die Beherrschten vor dem Herrscher.«³³ Die magische Aura, die dem Herrscher zukommt und die sich in Hierarchien stufenweise abschwächt, sein *mana* macht seine Antastung zum doppelten Verbrechen: Sakrileg und politische Straftat. Aber sie bindet auch den Herrscher: das Tabu hindert den Machthaber an Übergriffen gegen seine Un-

tertanen. Für Enzensberger ist die Erosion der magischen Anteile von Herrschaft als Tabu einer religiösen Theorie der gottgegebenen Macht bereits eine Auflösung der gegenseitigen Bindung zugunsten einer einseitigen Verpflichtung des Bürgers gegenüber dem Herrscher. »Subjekt des Verrats sind fortan von vornherein die Beherrschten, sein Objekt die Herrscher; eine Umkehrung dieses Verhältnisses kann juristisch kaum gedacht werden [...].«³⁴ Es ist diese Vereinseitigung von Loyalität, die nicht nur das Verbrechen des Verrats ausschließlich auf die Seite der Bürger schiebt – Macht kann per definitionem keinen Verrat mehr begehen, weil sie keine Loyalitätsbindung hat –, welche sich in den Gesetzen zum Hochverrat, zuallererst dem englischen *Treason Act* von 1351, niederschlägt. Gottesgnadentum und Gesetze gegen den Hochverrat als *laesa maiestas*, so Enzensbergers rasanten Wendung gegen Boveri, sind nicht das goldene Zeitalter des eingedämmten Verrats sondern der erste Schritt zu einer Korruption von Macht, die in eine Flut von Verratsanklagen münden wird. In dem Moment, wo Verrat zum Verbrechen, der Verräter zum Straftäter wird, ist die Anklage *Verrat* zum praktikablen Mittel der Herrschaftserhaltung geworden. Was folgt, ist eine »ölfleckartige Ausbreitung des Tatbestandes.«³⁵ Jeder kann zum Verräter erklärt, als Verräter angeklagt und abgeurteilt werden. Die wechselhafte Geschichte des 20. Jahrhunderts, in dem unterschiedlichste Herrschaftsformen sich in kurzer Folge ablösen, macht es fast unvermeidlich, irgendwann einmal zum Verräter, zum inneren Feind oder *security risk* erklärt zu werden.

Aus dieser beliebigen Anwendbarkeit des Verräter-Stigmas aber erwächst, in einer unheimlichen Wiederkehr der magischen Aura des Herrscher-Tabus, eine paranoide Wucherung der Furcht vor Verrätern. Eine Macht, die sich selbst nicht an das gegenseitige Tabu des Herrschens hält, fühlt sich umgekehrt ihrerseits überall von Verrätern umgeben und unterwandert. »Für die Logik der Paranoia gibt es keine Unschuldigen, nur solche, die des Verrats noch nicht überführt worden sind [...].«³⁶ So wie das *mana* des Herrschers durch Berührung und Nähe weitergegeben werden konnte, so wird nun der Verrat, die Antastung der Herrschaft, zu einem Kontakt-Verbrechen. Wer immer mit jemandem in Berührung war, der *Verräter* genannt wurde, wird selbst zum Verräter. Vom Gesetz über den Hochverrat ist es damit nur noch ein kleiner Schritt zur staatlichen Verschwörungstheorie. Der Verräter ist das Konstrukt einer Staatsparanoia, die ihren eigenen Feind erfindet und endlos reproduziert. Indem Enzensberger die Verrats-Anklage mit dem verschwörungstheoretischen Heißlaufen staatlicher Macht verknüpft, kommt er zu einer Theorie des Verrats, die Boveris These vom Niedergang der Loyalität diametral entgegengesetzt ist. Für Enzensberger gibt es den Tatbestand des Verrats eigentlich gar nicht, nur die paranoide, von Feindprojektionen ge-

nährte Anklage des Verrätertums. Wenn Verrat ein Symptom ist, dann nicht für eine irreguläre Handlungsweise Einzelner, sondern für eine Irregularität der Macht selbst. Die Macht überschreitet die Regeln, die sie zu hüten und zu verteidigen hat.

Ein Zitat aus Kafkas *Zur Frage der Gesetze*, das er seinem Essay voranstellt, macht die rechts- und machttheoretische Stoßrichtung Enzensbergers deutlich:

Unsere Gesetze sind nicht allgemein bekannt, sie sind das Geheimnis der kleinen Adelsgruppe, welche uns beherrscht.[...] Es ist eine Tradition, dass sie bestehen, und dem Adel als Geheimnis anvertraut sind, aber mehr als alte und durch ihr Alter glaubwürdige Tradition ist es nicht und kann es nicht sein, denn der Charakter dieser Gesetze verlangt auch das Geheimhalten ihres Bestandes.³⁷

Die geheimgehaltenen Gesetze bei Kafka, die von einem »über dem Gesetz«³⁸ stehenden Adel gekannt, gehütet und angewendet werden, bezeichnen eine Paradoxie in der Struktur souveräner Macht, auf die zuletzt Giorgio Agamben hingewiesen hat.³⁹ Ausgehend von Carl Schmitts These, dass sich die Struktur moderner Souveränität im Moment des Ausnahmezustands zeigt,⁴⁰ zielt Agamben exakt auf dieses Bedingungsverhältnis von Rechtsordnung und Ausnahme. Die Ordnung der Gesetze wird garantiert von einer Instanz, die über diesen Gesetzen steht und die die Macht hat, die Regeln auszusetzen, wo ihr der Schutz der Ordnung dies geboten erscheinen lässt. Die eigentliche Ausübungsform souveräner Macht in der Moderne, so Agamben, bestehe darum in der Form der Aussetzung, des Banns, der Ausnahme von der Regelförmigkeit der Gesetzesordnung. In Kafkas kleinem Text koinzidieren die Gesetze, die unbekannt – und ergo unmöglich zu befolgen – sind, mit der reinen Willkür der souveränen Macht, der kleinen Adelsgruppe, die die Gesetze zugleich hütet und geheim hält. Die geheimen Gesetze, das ist Enzensbergers Pointe, die in den Kern des Tatbestands *Verrat* zielt, sind keine Regeln sondern *Irregularitäten*, staatliche Willkür, die mithilfe des *Verräter*-Stigmas auf jeden einzelnen ihrer Untertanen Zugriff nehmen kann. Enzensberger zielt damit, wie später auch Agamben, auf ein Element totalitärer Macht inmitten rechtlich verfasster Gesellschaften. Das Gesetz gegen den Verrat ist in der Perspektive Enzensbergers jenes Moment der Koinzidenz von Rechtsordnung und Willkür, Recht und Ausnahmezustand. Der Verräter, besser: der zum Verräter erklärte, angeblich illoyale Staatsbürger, wäre in dieser Perspektive jener *homo sacer*, das *nackte Leben*, das Agamben als das Pendant jener Struktur moderner Macht entwirft. Moderne Macht, so Agamben, erfasst das Individuum

nicht nur, indem sie es in einen Raum von Gesetzlichkeit oder Disziplin *ein-schließt*, sondern auch (und vor allem) indem sie es aus dem Raum des Rechts und der Regeln *ausstößt*. *Nacktes Leben* darf getötet werden, ohne dass diese Tötung rechtlich geahndet würde, es ist nicht verurteilt, sondern – mit einem vormoder-
nen Terminus – *vogelfrei*. »Das nackte Leben«, so Agamben, ist »das Leben des *homo sacer*, der *getötet werden kann, aber nicht geopfert werden darf*.«⁴¹ Jenseits der rechtlichen oder religiösen Ordnung ist der *homo sacer* das anthropologische Pendant des Ausnahmezustands, der aufgehobenen Rechtsordnung in der Ergrei-
fung von *Maßnahmen*. Moderne Souveränität, so Agamben, zeigt nicht so sehr darin ihr innerstes Wesen, dass sie Rechtssubjekte und Untertanen erzeugt, son-
dern vielmehr darin, dass sie mit *nacktem Leben* umgeht, Leben im rechtsfreien Raum. Ihre Gesetze lassen Recht und seine Aussetzung, Regel und Ausnahme koinzidieren, so wie Kafkas geheim gehaltene Gesetze und die geheimen Ent-
scheidungen, mit denen Staaten ihre Bürger plötzlich als Verräter anklagen, die »Zone der Ununterscheidbarkeit«⁴² von Recht und purer Willkür bilden. »Die
Produktion des nackten Lebens ist in diesem Sinn die ursprüngliche Leistung der Souveränität.«⁴³ Die Beispiele für *homo sacer* als Symptom und Pendant dieser
Struktur der Souveränität in der Moderne sind vielfältig: die als ›Ungeziefer‹
verfolgten Opfer des Nationalsozialismus, Flüchtlinge und Vertriebene, die Ver-
suchsperson, das ›nicht lebenswerte Leben‹; seine Orte sind das (Konzentra-
tions)Lager, das Asyl, die so genannte ›Schutzhaft‹. Mit Enzensbergers Pointie-
rung der Verratstheorie wäre dem der *Verräter* und seine Varianten hinzuzufü-
gen: der ›Konterrevolutionär‹, der Renegat, der ›innere Feind‹, der ›Klassenfeind‹.
Diese Benennungen sind es, die den *homo sacer* erzeugen, es sind Stigmata, die
den Einzelnen der beliebigen Tötung aussetzen. Seine Verurteilung, auch wenn
sie rechtsförmig aussieht, ist keine Anwendung des Rechts, sondern dessen
paranoide Aussetzung, eine unmittelbare, unausweichliche und ad hoc geübte
Gewalt.

In der Komplementarität der Verratstheorien von Boveri und Enzensberger wird deutlich, dass sich am Verräter und seinem *Fall* eine spezifische Form der Ir-
regularität des Politischen zeigt. Beklagt Boveri die Säkularisierung moderner
Herrschaft als Entweihung und Ent-Ortung, als Auflösung zugleich personaler
und territorialer Bindungen, so analysiert Enzensberger die paradoxe Verknüp-
fung von Verrechtlichung und Entrechtlichung im Funktionsmechanismus der
Macht, die Agamben schließlich zu einer generellen These über die Struktur
moderner Souveränität ausweitet. Der Verräter ist der Indikator dieser internen
Erosion der Herrschaft. Was sowohl Boveri als auch Enzensberger in den Blick
nehmen, ist die Unvermeidlichkeit des Verrats. Das Politische in der Moderne

tendiert zu einer Irregularität, die sich in der Abtrünnigkeit der Bürger ebenso manifestiert wie in der Paranoia und dem internen Ausnahmezustand der Macht. *Verrat* – als Tatbestand wie als Stigma – ist die Erscheinungsweise dieser Irregularität.

UNSICHTBARE FEINDE: SCHROERS' UND SCHMITTS PARTISANEN

Während Boveri im *Verrat* die – freiwillige oder unvermeidliche – Verletzung der Loyalitätsbindung durch den Staatsbürger, Enzensberger die Verletzung der Loyalität durch die Instanz der Macht sieht, bleiben doch beide Perspektiven konzentriert auf das Verhältnis von Macht und Untertanen, dessen Krise im *Verrat* manifest wird. Dabei blenden beide diejenige Dimension des Politischen aus, ohne die der *Verrat* nicht sinnvoll gedacht werden kann und aus der sich eigentlich erst seine politische Schlagkraft ergibt: die Feindschaft. Ohne Feindschaft gibt es keinen *Verrat*. In zwei unterschiedlich bekannten Texten von 1961 und 1962, Rolf Schroers' vergessenem Buch *Der Partisan* und Carl Schmitts notorischer *Theorie des Partisanen*, wird die Frage der politischen Irregularität genau von dieser Seite der Feindschaft her aufgegriffen. Beide Texte können als Weiterführung jener Frage nach der Abtrünnigkeit und dem irregulären politischen Handeln gelesen werden, die Jünger unter dem Namen des *Waldgangs*, Boveri unter dem des *Verrats* behandelt. Bei Schroers und Schmitt heißt die Figur der Irregularität *Partisan*. In dieser Wendung zu einer Gestalt, die sich zu allererst durch eine spezifische Form der *Kriegstaktik* auszeichnet, liegt die Pointe, die beide Texte der politischen Anthropologie des Irregulären geben. Sie betrachten nicht so sehr die Irregularität des Staats und der Staatsbürger, sondern die der Feindschaft und die irregulären Formen ihrer Austragung. In der Logik der Feindschaft, der Unterscheidung von Freund und Feind – die für Schmitt elementare Geste des politischen Handelns⁴⁴ – ist der Verräter das Höchstmaß an Irregularität, die vollkommene Verwirrung der Fronten.

Schroers' *Partisan* ist die heroische und aktiv gewordene Variante des *Waldgängers*: Herausgetreten aus der Latenz des Schläfers, wendet er sich als Vereinzelter gegen einen Staat und eine Gesellschaft, die von der technifizierten Übermacht der Verwaltungs- und Disziplinierungsmechanismen formiert ist. Er ist die Gegenfigur zum *Maschinisten*, dem technisch versierten und gerüsteten Träger moderner Herrschaft.⁴⁵ Der *Partisan* ist die Gestalt des reinen Widerstands, der Mündigkeit und Autonomie – und für Schroers gewinnt er seine Dignität in gewissem Sinne genau dadurch, dass er immer schon auf verlorenem Posten

kämpft. Das konspirative und klandestine politische Agieren und der Seitenwechsel erscheinen in dieser Perspektive als eine Erscheinungsform des irregulären Kämpfens unter anderen. Dennoch ist es genau die Unbestimmbarkeit jener Zone der Irregularität, die den Partisan zu einer widersprüchlichen, in gegenteilige Extreme kippenden Gestalt machen. In seiner Erscheinungsform als *Agent* wird der Partisan selbst Teil jenes technisch-politischen Zusammenhangs.⁴⁶ So ist die Figur des Partisanen ein Chamäleon, er ist nicht nur ein Meister des Wandels und des autonomen Operierens, sondern auch eine durch und durch ambivalente Gestalt. Verräter und Agenten als radikalste und problematischste Spielart des Partisanen verkörpern diese Ambivalenz in besonderer Deutlichkeit: als Einzelkämpfer und Vereinzelte sind sie Exponenten einer individualistischen Abtrünnigkeit – als Techniker und Experten Teil der technifizierten und »formierten«, desindividualisierten Welt. Damit durchkreuzt der *Agent* das eigentliche Interesse, das Schroers an der Gestalt des Partisanen hat. Denn ihm geht es gerade um eine Figur des Widerstands gegen den Siegeszug der Technik, den heroischen Einzelkämpfer, der ein letztes Mal den Handlungsspielraum des Menschen im modernen Krieg auslotet und ausschöpft. Genau darin liegt die anthropologische Pointe seiner politischen Anthropologie: den Menschen als Subjekt eines Politischen und einer Kriegführung zu denken, aus der er – nicht nur waffentechnisch – verschwunden ist. Aber der Agent und der Verräter, das kann auch Schroers nicht übersehen, sind Teil dieser Welt.

Auch in Schmitts im engeren Sinne politisch-militärischer Theorie des Partisanen taucht der Spion, Agent und Saboteur als eine Form des Partisanentums auf. Er ist zugleich ein Extrem und ein Verfallszustand dessen, was eigentlich als »defensiv-autochtoner Verteidiger der Heimat« seine Dignität erhält.⁴⁷ Schmitts *Theorie des Partisanen*, die nicht nur Schroers' *Partisan*, sondern auch Boveris *Verrat im XX. Jahrhundert* und Jüngers *Waldgang* explizit zitiert, greift damit die Spannung von Verortung und Entortung auf, die Boveris Theorie des Verräters untergründig durchzieht. Die Frage nach dem Verhältnis des Kämpfers zum Raum wird für Schmitt wichtigstes Kriterium in der Analyse des Partisanentums als in sich ambivalentem Phänomen. Für Schmitt gibt es, grob gesprochen, einen guten und einen bösen Typus des Partisanen. Auf der einen Seite steht der »tellurische«, seine Scholle verteidigende Partisan, auf der anderen der motorisierte, technisch gerüstete, »weltaggressive revolutionäre Aktivist.«⁴⁸ In der Gestalt des agentenhaften Partisanen sieht Schmitt eine avancierte Form technifizierter Kriegführung, einen Menschen, der nurmehr Waffe, Instrument ist: »In den Situationen des Kalten Kriegs«, so schreibt er,

wird er [der Partisan] zum Techniker des unsichtbaren Kampfes, zum Saboteur und Spion. [...] Ein solcher motorisierter Partisan verliert seinen tellurischen Charakter und ist nur noch das transportable und auswechselbare Werkzeug einer mächtigen Weltpolitik treibenden Zentrale, die ihn im offenen oder unsichtbaren Krieg einsetzt und nach Lage der Dinge wieder abschaltet.⁴⁹

Die Mündigkeit und Autonomie in der Entscheidung über sein politisches Ziel ebenso wie über seine Mittel, die defensive Haltung in der Verteidigung angestammter Räume und Eigenarten, welche für Schmitt die Dignität des Partisanen ausmachen, verschwinden in der Figur des Agenten-Partisanen zu einer rein instrumentellen Funktionalität. In ihr liegt seine eigentliche Gefährlichkeit. Die Ambivalenz des Partisanen zwischen Defensive und Aggression, Technisierung und auf Technik verzichtende Improvisationskunst, Ortsgebundenheit und Entortung, Mündigkeit und Fernsteuerung findet ihr Pendant in einer Ambivalenz der Abtrünnigkeit, die sich zwischen heroischer Vereinzelung und Perfidie, Gewissensentscheidung und Opportunismus, Widerstand und Treuebruch bewegt.

In der Gestalt des Agenten wird die irreguläre Operationsform des Partisanen – seine Tarnung als Zivilist, der Kampf aus dem Hinterhalt und dem Schutz eines nur ihm vertrauten unübersichtlichen Terrains heraus – pervertiert zum hinterhältigen, technisch gerüsteten, weltweit agierenden geheimen Kämpfer. Dieser wird, so schreibt Schmitt, »einfach verheizt und um alles das betrogen, wofür er den Kampf aufnahm und worin der tellurische Charakter, die Legitimität seiner partisanischen Irregularität, verwurzelt war.«⁵⁰ Worum der Partisan betrogen wird, wenn er zum klandestin operierenden Agenten einer staatlichen oder revolutionären Macht wird, ist genau die Dignität seines Alleingangs, die Unschuld des Jüngerschen Waldgangs. Aber aus diesem Verlust der Unschuld erwächst die ungeheure taktische Effizienz des irregulär Kämpfenden. »Die Toten reiten schnell, und wenn sie motorisiert werden, bewegen sie sich noch schneller.«⁵¹ Mit der Gestalt des Agenten-Verräters verbindet sich eine völlig neue Bewegung im Raum: eine Ent-Ortung, eine taktische Ausnutzung des Raumes, ein Unsichtbar-Werden im Raum. Der Verräter wechselt nicht nur die Seiten, vielmehr verflüssigt er in der Gestalt des Agenten den Raum und löst alle Prinzipien territorialer Souveränität im klandestinen Gang über die Grenze auf.

Die zentrale Frage, die Schmitt aufwirft, ist nun, wer »die Toten« motorisiert hat, wer ihnen jene Dynamik der Entortung technisch ermöglicht, die aus dem ortsgelassenen Guerillero den weltweit operierenden Agenten macht. Es ist jene Instanz, die logistisch, ideologisch und technisch die Entortungsdynamik

des Partisanentums unterstützt: der »interessierte Dritte«. ⁵² Dieser *interessierte Dritte* – ein Terminus, den Schmitt von Schroers übernimmt – ist die eigentliche Neuerung in der Theorie des Verräters, wie sie Schroers und Schmitt entfalten, insofern sie eine Verkomplizierung von Feindschaftsverhältnissen bedeutet. Plötzlich geht es nicht mehr um die Binarität von Freunden versus Feinden, sondern um eine dritte Größe, die unklare Allianzen und geheime Bündnisse ins Spiel bringt. Der Waldgänger, der Widerständler, der Vereinzelte hat nämlich ein Problem: seine Einsamkeit. Darum schließt er sich mit anderen zu einer Gruppe zusammen um einer Sache willen, deren Parteigänger er wird, so Schmitts Erläuterung seines Namens *Partisan*. Aber dieser Gruppe fehlt nicht nur die technische und logistische Ausrüstung, sondern auch die politische Anerkennung ihres Anliegens. Der *interessierte Dritte* nun ist eine souveräne Macht, die an dem Konflikt, den der Irreguläre ausficht, ein heimliches, aber intensives Interesse hat. Dieses Interesse verfolgt sie nicht offen, sondern durch technische Unterstützung und durch eine offizielle Anerkennung des partisanischen Anliegens. Vom Partisan aus gesehen ist der *interessierte Dritte* der Feind seines Feindes, der dadurch zu einem Freund zu werden scheint. Im Lichte deklarerter Gegnerschaften betrachtet, ist der *interessierte Dritte* damit eigentlich kein Dritter, sondern einer der beiden großen, souveränen Gegner. Aber er tritt genau als solcher nicht auf, sondern operiert – mit Hilfe des Partisanen – im Schatten der Klandestinität. Der *interessierte Dritte* ist der absolute Feind, aber im Zustand der Tarnung, des indirekten, über Stellvertreter geführten Kampfes. Er ist die weltlich-politische Gestalt jenes Dämons, der nach den Evangelien des Lukas und Johannes dem Judas den Verrat an seinem Meister einflüstert. Der *interessierte Dritte* – das ist der theologische Rest in Schmitts *Theorie des Partisanen* – ist die säkulare Instanz des schlechthin Bösen, er ist es, der die politische Irregularität ins Diabolische wendet, den defensiv agierenden Partisanen in den ferngesteuerten global operierenden Agenten verwandelt.

Mag es (jedenfalls in der Theorie) Partisanen ohne *interessierten Dritten* geben, so gibt es Verräter nur als Überläufer zwischen zwei Gegnern. Macht der Partisan deren Feindschaft schon einigermaßen unübersichtlich und asymmetrisch, so wird der Verräter, der geheim und allein agierende Agent, zur gespenstischen Heimsuchung der Feindschaft. Der Verräter bringt das Verhältnis der Feinde in Unordnung, weil er den Einfall des Feindes in die eigenen Reihen bedeutet, die Möglichkeit, dass der Feind überall ist unter den Freunden. Ist schon der motorisierte und als Zivilist getarnte Partisan eine empfindliche Entortung und Entfesselung des Kampfes, eine Erweiterung der Kampfzone, so ist die Klandestinität des Verrats, das heimliche Überlaufen zum Feind und das unsichtbare Operieren

eine Entortung viel radikalerer Natur. Der Verräter, der Maulwurf, der heimlich Informationen weiterleitende Insider, der Saboteur, der Agitator – sie alle sind Instanzen des Feindes im Inneren, sie verlängern seine verkappte Existenz als auswärtiger, aber *interessierter Dritter* zum inneren *unsichtbaren Dritten*. Sie entorten die Feindschaft gänzlich und zerstäuben die Frontlinie mitten in die feinsten Verzweigungen der Gesellschaft und aller staatlichen und militärischen Instanzen hinein. Mit dieser Zerstäubung der Front ist der Verräter nicht mehr – wie bei Boveri – ein Ergebnis, sondern selbst ein Agent jenes Zeitalters der entortenden Ideologien, das patriotische Bindungen durch den Glauben an raumübergreifende Geschichts- und Gerechtigkeitskonzepte ersetzt hatte.

Mit der Kategorie des *interessierten Dritten* löscht Schmitt so jene Dignität des Alleingangs, die den Irregulären von Jünger bis Schroers zum Faszinosum des Politischen gemacht hat. Schmitt bringt seinen Partisanen zurück in die Wirklichkeit des Kalten Krieges, in der es keine Abtrünnigkeit gibt, die im emphatischen Sinne ein *Alleingang* wäre. Im Kalten Krieg gibt es nur Seitenwechsel, klandestines Operieren im Auftrag oder heimliche Subversion – aber es gibt eigentlich keine Position *zwischen den Fronten*. Spätestens bei Schmitt verliert Verrat als politisch irreguläres Handeln damit den Glamour der individuellen Tat und des reinen Widerstands – oder gar des *dritten Wegs* (auch wenn sich viele historische Verräter darauf beriefen, eigentlich keiner Seite angehören zu wollen). Wenn es – das wäre Schmitts unerbittliche Diagnose der Situation im Kalten Krieg – *immer* einen *interessierten Dritten* gibt, dann ist die Logik der Feindschaft, die die Welt in zwei Seiten aufteilt, unausweichlich, der Akt des Verrats keine politische sondern nur mehr taktische Irregularität. Auch wenn Schmitts Interesse am Partisanen 1963, unmittelbar nach der Kuba-Krise, die den Kalten Krieg an den Rand eines heißen Krieges brachte, als »Zwischenbemerkung zum Begriff des Politischen« darauf zielt, eine Figur zu denken, die die zugleich fest gefügte und seltsam hypothetische Struktur der Feindschaft im Kalten Krieg verflüssigen und aufbrechen könnte, so führt er diese doch im Grunde in die Sackgasse der unausweichlich binären Entscheidung zwischen dieser oder jener Seite zurück. Wo Jünger in seiner Gestalt des Waldgängers den Prototyp der riskanten und heroischen Existenz entworfen hatte, wo Boveri im Verräter die tragische Verwicklung in widersprüchliche und erodierte Loyalitäten beklagt und Schroers schließlich im Partisanen selbst eine Möglichkeit des *dritten Wegs* wittert, beharrt Schmitt, vielleicht gerade weil er vom Partisanen mehr erwartet hatte, auf der Unausweichlichkeit der Großkonflikte für die kleinen, lokalen und darum *absoluten* Feindschaften. Bei Schmitt hat die Irregularität die Poesie des Waldgangs ebenso verloren wie die Tragik eines Oppenheimer. Sie ist zu einer Technik und Taktik

geworden, die die Feindschaften – welche Feindschaften auch immer – zugleich verschärft und verdunkelt. Man weiß nie, wessen Feind man wirklich ist, man weiß nie, wer hinter den Freunden steckt, und man weiß nie, ob die Freunde von heute nicht die künftigen, die wirklichen Feinde sind.

- 1 Margret Boveri: Verrat im XX. Jahrhundert, Reinbek bei Hamburg, Bd. 1 (Für und gegen die Nation: Das sichtbare Geschehen) und 2 (Für und gegen die Nation: Das unsichtbare Geschehen) 1956, Bd. 3 1957 (Diesseits und jenseits der Ideologie), Bd. 4 (Verrat als Epidemie: Amerika) 1960.
- 2 Carl J. Friedrich: *The Pathology of Politics. Violence, Betrayal, Corruption, Secrecy, and Propaganda*, New York 1972.
- 3 Zur phantasmatischen Struktur der Feindschaft im Kalten Krieg vgl. Eva Horn: Wargames. Der Kalte Krieg als Gedankenexperiment, in: Thomas Macho/Annette Wunschel (Hg.): *Science & Fiction. Über Gedankenexperimente in Philosophie, Literatur und Wissenschaft*, Frankfurt/M. 2004, S. 310–328.
- 4 Hans Magnus Enzensberger: Zur Theorie des Verrats, in: Ders.: *Politik und Verbrechen. Neun Beiträge*, Frankfurt/M 1964, S. 361–384.
- 5 Ernst Jünger: *Der Waldgang*, in: Ders.: *Werke*, Bd. 5: *Essays I*, Stuttgart 1960, S. 291–388; Rolf Schroers: *Der Partisan*, Köln/Berlin 1961; Carl Schmitt: *Theorie des Partisanen. Zwischenbemerkung zum Begriff des Politischen* [1963], Berlin 1995; Alain Dewerpe: *Espion. Pour une anthropologie du secret d'État contemporain*, Paris 1994; Boveri: *Verrat* (Anm. 1).
- 6 Zum Verhältnis von Macht und Geheimnis in der Moderne und der Theorie der *arcana imperii* vgl. Eva Horn: Leichen im Keller der Macht. Zur Theorie des modernen Staatsgeheimnisses, in: Klaus R. Scherpe/Thomas Weitin (Hg.): *Eskalationen. Die Gewalt von Kultur, Recht und Politik*, Tübingen/Basel 2003, S. 151–167.
- 7 Ich beziehe mich hier auf Carl Schmitts Begriff des *Irregulären* in seiner Theorie des Partisanen. Dabei geht es mir jedoch darum, den Begriff nicht nur auf das regelhafte Verhalten im Krieg zu beziehen, sondern ihn generell als Taktik politischen Agierens zu denken.
- 8 Jünger: *Der Waldgang* (Anm. 4), S. 307.
- 9 Jünger: *Der Waldgang* (Anm. 4), S. 317.
- 10 Jünger: *Der Waldgang* (Anm. 4), S. 325.
- 11 Jünger: *Der Waldgang* (Anm. 4), S. 336 f.
- 12 Etymologie des Verbs *decido* von *caedo*, *caedere*: schneiden.
- 13 Jünger: *Der Waldgang* (Anm. 4), S. 356.
- 14 Zum Partisanentum vgl. insbesondere Jünger: *Waldgang* (Anm. 4), Abschnitt 29.
- 15 Jünger: *Der Waldgang* (Anm. 4), S. 324. Markierung bei Jünger.
- 16 Jünger: *Der Waldgang* (Anm. 4), S. 339.
- 17 Boveri: *Verrat* (Anm. 1), *passim*.
- 18 Carl J. Friedrich: *The Pathology of Politics. Violence, Betrayal, Corruption, Secrecy, and Propaganda*, New York 1972.
- 19 Boveri: *Verrat* (Anm. 1), Bd. I, S. 15.
- 20 Boveri: *Verrat* (Anm. 1), Bd. I, S. 18.
- 21 André Thérive: *Essai sur les trahisons*, Paris 1951, S. 2.
- 22 Thérive: *Essai* (Anm. 21), S. 196.
- 23 Vgl. Enzensberger: *Theorie des Verrats* (Anm. 4), S. 368 f.
- 24 Jürgen Habermas: *Der Verrat und die Maßstäbe. Wenn Jungkonservative alt werden*, in: *Deutsche Universitätszeitung XI/19* (1956), S. 11.
- 25 Boveri: *Verrat* (Anm. 1), Bd. II, S. 146 f.
- 26 Boveri: *Verrat* (Anm. 1), Bd. II, S. 150 f.
- 27 Boveri: *Verrat* (Anm. 1), Bd. II, S. 150 f.
- 28 Es ist kein Zufall, dass das Beispiel par excellence für diesen Verrat als Arbeit am Vaterland, wenn nicht dessen Rettung, der Widerstand des 20. Juli 1944 ist.
- 29 Boveri: *Verrat* (Anm. 1), Bd. IV, S. 326 f.
- 30 Golo Mann: Mit der Tagnachtlampe. Zu Margret Boveris Buch über Verrat und Verräter, in: *Der Monat* 11/1956, S. 63–65.

- 31 Boveri: Verrat (Anm. 1), Bd. IV, S. 276.
- 32 Enzensberger: Theorie des Verrats (Anm. 4), S. 367.
- 33 Enzensberger: Theorie des Verrats (Anm. 4), S. 367.
- 34 Enzensberger: Theorie des Verrats (Anm. 4), S. 369.
- 35 Enzensberger: Theorie des Verrats (Anm. 4), S. 370.
- 36 Enzensberger: Theorie des Verrats (Anm. 4), S. 376.
- 37 Franz Kafka: Zur Frage der Gesetze, in: Ders.: Beschreibung eines Kampfes. Notizen, Skizzen, Aphorismen aus dem Nachlass, Frankfurt/M 1980, S. 68.
- 38 Kafka: Zur Frage der Gesetze (Anm. 37), ebd.
- 39 Giorgio Agamben: Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben [1995], Frankfurt/M. 2002.
- 40 So der berühmte Eingangssatz zur Politischen Theologie: »Souverän ist, wer über den Ausnahmezustand entscheidet.« Carl Schmitt: Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität [1922], Berlin 1996 (hier: S. 13).
- 41 Agamben: Homo sacer (Anm. 39), S. 8 [Hervorhebungen vom Autor].
- 42 Agamben: Homo sacer (Anm. 39), passim.
- 43 Agamben: Homo sacer (Anm. 39), S. 93.
- 44 Vgl. Carl Schmitt: Der Begriff des Politischen [1932], Berlin 1996, S. 26.
- 45 Vgl. dazu Rolf Schroers: Maschinist und Partisan, in: Frankfurter Hefte 16 (1961), S. 149–156.
- 46 Schroers: Der Partisan (Anm. 4), S. 117–119.
- 47 Schmitt: Theorie des Partisanen (Anm. 5), S. 35.
- 48 Schmitt: Theorie des Partisanen (Anm. 5), ebd.
- 49 Schmitt: Theorie des Partisanen (Anm. 5), S. 27 f.
- 50 Schmitt: Theorie des Partisanen (Anm. 5), S. 77.
- 51 Schmitt: Theorie des Partisanen (Anm. 5), S. 79.
- 52 Rolf Schroers prägt diesen Begriff und widmet dem interessierten Dritten ein ganzes Kapitel (Schroers: Der Partisan (Anm.4), S. 247–298); Carl Schmitt übernimmt ihn von Schroers, um die Neuordnung von Feindschaftsverhältnissen, die der Partisan bewirkt, prägnant zu machen (Schmitt: Theorie des Partisanen, (Anm. 5) S. 77 f.).

Claus Pias
MIT DEM VIETCONG RECHNEN.
DER FEIND ALS GESTALT UND KUNDE

I. »PEACE IS OUR PROFESSION«

Als John von Neumann und Oskar Morgenstern 1944 jene mathematische Theorie des Spiels ausformulierte, die zugleich eine Theorie des Kalten Krieges werden sollte, stand eine enorme Vergessensleistung am Beginn. Von der Theorie des Pokerspiels herkommend,¹ in dem nicht nur die Karten, sondern auch die Mitspieler bei jeder Runde neu gemischt werden können, vergaß sie, dass es Gedächtnisse und damit auch Zukünfte gibt. »Man stelle sich nun vor«, schreibt von Neumann einleitend, »dass jeder Spieler $k=1, \dots, n$ sich vorab auf alle möglichen Kontingenzen einstellt, statt jede Entscheidung dann zu treffen, wenn die Notwendigkeit dazu erscheint; d. h. dass der Spieler k sein Spiel mit einem vollständigen Plan beginnt: einem Plan der bestimmt, welche Entscheidung er in jeder möglichen Situation treffen wird [...]. Wir nennen einen solchen Plan eine Strategie.«² Und sofort schließt er einen 30-seitigen Beweis an, in dem eine Variable nach der anderen aus der anfänglichen Spiel-Definition verschwindet, so dass zuletzt nur mehr die schlichte Formel des Nullsummenspiels übrig bleibt. Auf dem Weg zu einem mathematischen Formalismus, der Menschen und Maschinen gleichermaßen über beste Entscheidungen informieren kann, wird jedes Spiel auf einen einzigen Zug »eingedampft«. Schon deshalb gibt es für Spieler gar keinen Grund, an die Zukunft zu denken. Denn wer sich jederzeit aus dem Spiel verabschieden kann, dessen einziges Ziel wird es sein, mit seinem Zug eine maximale Auszahlung zu erreichen. »Man beachte«, so von Neumann, am Ende erfolgreich seine eigene Definition von Strategie über Bord werfend, »dass in diesem Schema kein Platz für irgendeine Art von »Strategie« bleibt. Jeder Spieler hat einen und nur einen Zug; und er muss ihn unter vollständiger Ignoranz alles anderen machen.«³ Schon deshalb heißt es also, »all diese elaborierten Konzepte von »Erwartung« [beispielsweise »moralischer« Art] auszuschließen, die in Wirklichkeit nur Versuche sind, das schlichte Konzept des Nutzens zu veredeln.«⁴ Damit von Neumann zu einer mathematischen Abstraktion aller Strategie auf Taktik kommen kann, dürfen seine »Spieler« (ob Menschen oder Maschinen) keine Gedächtnisse oder Speicher haben, keine Buchführung betreiben und keine Loyalitäten besitzen. Sie entscheiden »wenn die Notwendigkeit erscheint« nach instantanem, maximalem Gewinn. Ihre einzige Verlässlichkeit besteht vielleicht darin, dass sie immer den

größtmöglichen lokalen Vorteil wählen und durch dieses berechnende Verhalten leicht berechenbar werden.

Dabei verschlägt die spätere Kritik der Neumann'schen Spieltheorie als konservativ, statisch und universalistisch ebenso wenig wie ihre Erweiterung um Kooperationsmodelle und Verhandlungstheorien. Ihre Attraktivität liegt vielmehr in der Aussicht, Entscheidungsprozesse zu depersonalisieren und zu objektivieren. Denn was sollte man noch gegen eine Mathematik einwenden, die formal nachweisbar das Beste wählt? Deshalb scheint es möglich geworden zu sein, dass die Spieltheorie in den 50er Jahren zur prominenten Beratungsinstanz für Politik und Militär avancieren konnte. Gerade in dem Maße, in dem sich in verschiedenen Wissensfeldern eine erste Ernüchterung über ihre Möglichkeiten einstellte, Kritik laut wurde und Erweiterungen stattfanden, wurden die militärischen Analysten des Kalten Krieges zu ihren enthusiastischen Nutzern. »Womöglich«, so Andrew Glikman, »war der schädlichste Effekt der Spieltheorie [...] die paranoide Stimmung, die sich beim Modellieren der feindlichen Psyche einstellte.«⁵ Man braucht dazu nur die klassische *payoff*-Matrix des Gefangenendilemmas als Rüstungsspirale zu beschriften, wie etwa im Falle der Kuba-Krise:

		Soviet Union	
		Withdraw Missiles [W]	Keep Missiles in Cuba [M]
United States	Blockade Cuba [B]	Compromise (3,3)	Soviet victory, U. S. defeat (2,4)
	Wipe Out Missiles with Air Strike [A]	U. S. Victory Soviet defeat (4,2)	Nuclear war (1,1)

The numbers assigned: 4 = best, 3 = next best, 2 = next worse, 1 = worst.

Nur ein fehlender Kommunikationskanal zwischen den Gefangenen verhindert jene Abrüstung, die eine bestmögliche Verteilung für beide Seiten in Aussicht stellt. Weil aber beide Spieler gleichermaßen auf maximale Auszahlung bedacht sind, müssen sie von ihrem jeweiligen Gegenüber annehmen, dass dieser eine Strategie wählt, die für ihn selbst eine maximale Auszahlung bedeuten würde, für sie aber einen maximalen Verlust. Die Paranoia der Spieltheorie besteht darin, die eigene Politik nicht auf die Annahme zu gründen, was der Gegner mit erfahrungsgemäßer Wahrscheinlichkeit tun wird, sondern in der Hypothese, dass er der eigenen Seite das Schlimmste anzutun bestrebt ist, das in seiner Macht steht.

Thomas Schelling, in der Zeit des steilen Aufstiegs der *RAND Corporation* seit 1946 einer ihrer maßgeblichen Analysten, betrachtete »seinen Gegenstand konsequent innerhalb des Terrains der Spieltheorie«,⁶ und der *Fourth Annual Report* von 1950 konstatiert dementsprechend:

[Bei] der Analyse von Systemen für strategisches Bombardement, Luftverteidigung, Luftversorgung oder psychologische Kriegführung wird die benötigte Information, die durch Überwachung, Studium oder Forschung bei RAND entwickelt oder erlangt wurde, hauptsächlich vermittels mathematischer Methoden und Techniken in Modelle integriert. [...] In diesem umfassenden Forschungsfeld [...] bildet die mathematische Spieltheorie, wie von Neumann-Morgenstern bereitgestellt wird, die leitende Philosophie.⁷

Die *RAND Corporation*, als deren Berater von Neumann zeitweilig tätig war, avancierte damit zum Hauptquartier für die Verbreitung und Anwendung der Spieltheorie. In der dauerhaften Einrichtung des Kalten Krieg zur Vermeidung eines heißen erwies sie sich als probates Medium, um unendliche Berechnungen, Vermutungen und Unterstellungen durchzuführen, deren Ergebnisse jedoch niemals an Realdaten überprüfbar sein würden. Der Erfolg der spieltheoretischen Kalkulation von Erst- und Zweitschlägen lag gerade darin, dass sie sich *nicht* am Ernstfall erweisen durften. Und der Erfolg der Spieltheorie bestand folglich darin, ebenso hypothetisch zu sein wie der Krieg selbst, den sie permanent prozessierte.

Bemerkenswert daran erscheint, dass die Spieltheorie gleichwohl nur eine schwache These zur Theorie der Feindschaft enthält. Zwar gibt es keinen Feindbegriff ohne Bezugnahme auf ein Fremdes und damit eine Art nationalitäre Funktion – einen Bezug also beispielsweise auf ›Blöcke‹ oder das, was im militärischen Jargon der Zeit einfach »us and them« hieß – doch rechnet die Spieltheorie stets mit Gegnern, deren Fremdheit immer wieder in eine universale ökonomische Rationalität aufgelöst werden kann. Insofern ist der humanistisch doch arg belastete Begriff des Spiels noch teilweise richtig, denn er besagt auch, dass Andersheit auf einem durch klare Regeln bestimmten Spielfeld nichts zu suchen hat. Wer mitmacht, d. h. sich an die Spielregeln hält, fremdelt nicht. Ausgerechnet der Zynismus eines atomaren Pokerspiels gehört also nicht zum Typus einer Feindschaft als ›Negation der eigenen Art der Existenz‹.

II. DIE OBJEKTIVITÄT ›ROTEN‹ DENKENS

Im Bereich der maßgeblich von Herman Kahn angeregten Szenario-Entwicklung bei *RAND* sah dies schon etwas anders aus, denn dort sollte die Fremdheit des Feindes immerhin systematisch produziert werden. Innerhalb der *Joint War*

Games Agency des amerikanischen Generalstabs im Pentagon war es vor allem die *Cold War Division*, die sich mit der Antizipation möglicher Kriegsereignisse in Form von Szenarien beschäftigte. Sie war zuständig für politisch-militärische Spiele wie hypothetische Aufstände in Lateinamerika, kommunistische Invasionen in Berlin oder amerikanische Interventionen in Südostasien, und ihr Medium war das Rollenspiel in der Tradition des »freien Kriegsspiels«. ⁸ Die Spielvorbereitungen solch hochrangig besetzter Rollenspiele nahmen gewöhnlich etwa drei Monate in Anspruch. Den Anfang bildete jeweils eine Vorbesprechung mit dem Generalstab, mit Vertretern der Geheimdienste und universitären Fachberatern. Waren Krisenregionen in Übersee betroffen, so wurden aktuelle Informationen eingeholt und wenn möglich Botschaftsangehörige als Mitspieler eingeflogen. Ein *Fact Book* fasste den technologischen Stand, die politischen, sozialen und ökonomischen Verhältnisse der Region zusammen, ein weiteres, essayistisches Papier widmete sich »problems, issues, and questions«. Auf Basis dieser Studien wurde dann eine Serie möglicher Ereignisse erstellt, die zusammengekommen zum Ausgangspunkt und Spielbeginn jener Krise führen, die dann Gegenstand des Spiels ist. Die Teams von *Red* und *Blue* bildeten dabei einen Kollektivsingulär von je 5–10 Personen, wobei Amerikaner oder »wir« (stets *Blue*) frei handeln durften, *Red* (Sowjets, Chinesen usw.) sich hingegen so verhalten musste, wie man sich nach bestem Wissen und Gewissen vorstellen konnte, dass der Feind handle. Wir haben es also mit Professoren zu tun, die sich mit ihrem eigenen Phantasma von Rotarmisten maskieren und wir haben Generäle vor uns, die als Antwort auf ihre eigene Frage die Gestalt linientreuer Kommunisten annehmen.

Solche Sitzungen dauerten gewöhnlich etwa 3 Tage zu je 3–6 Zügen und bildeten 2–7 Tage simulierter Zeit auf maximal 4 Stunden Simulationszeit ab. Die Folgen wurden, wie im freien Kriegsspiel üblich, von einem Spielleiter entschieden, und anschließend wurde das Spiel analysiert und zu einem 30-minütigen Lehrfilm aufgearbeitet. Aus Dokumentarmaterial zusammengeschnittene Bilder von Straßenschlachten, Truppenaufmärschen und Heeresgerät, begleitet von kritischen Kommentaren zu Fehlern von Blau aus dem Off, sollten den Entscheidungsträgern des Pentagon und des State Department im Dunkeln zu denken geben. So wurden die Virtualitäten des Kalten Krieges gewissermaßen als Stegreiftheater exploriert – im »acting out« eines »Psychodramas« ohne Dramaturg und vorgegebenen Text, dafür aber mit den von Jacob Moreno beschriebenen Elementen von Schauplatz, Protagonist, therapeutischem Spielleiter und mehreren Hilfs-Ichs. ⁹ Nur dass gerade *keine* Therapie-Effekte einsetzen durften, denn sonst wären die Spiele weder reproduzierbar gewesen, noch hätten sie vergleich-

bare Ergebnisse geliefert. Genau dies war jedoch nötig, um sich für jede mögliche Krisensituation vorab mit der optimalen Entscheidung zu wappnen. Menschliche Spieler lernen dazu und lernen einander kennen, jeder denkt und spielt ›seinen‹ Feind womöglich anders, das gleiche Personal ist nicht immer zu bekommen, und die Spiel- und Lebenszeiten reichen nicht einmal ansatzweise für alle möglichen Alternativen. Wie soll man aber verschiedene Krisensituationen durchspielen, wenn es kein verlässliches Fremdes gibt? Keinen Feind, der nicht dazu lernt? Keinen Feind, der sich treu bleibt? Keinen Feind, der genügend Zeit zum spielen hat? Kurzum, ein ›wissenschaftliches‹ Spiel optimaler Entscheidungsfindung im simulierten Angesicht des Feindes – also eines, das eine Reproduzierbarkeit der Versuchsbedingungen erlaubt und das auf nachhaltiger Identität und stabilen Unterscheidungen beruht – ist mit menschlichen Spielern überhaupt nicht möglich, weder aus dem eigenen Lager noch aus dem des Feindes.

III. MIT DEM VIETCONG RECHNEN LERNEN

Es war der heiße und lokale Vietnamkrieg, der sowohl die Aporien des universalistischen Optimalitätsprinzips der Spieltheorie als auch die eines unvermeidlich therapeutischen Psychodramas offensichtlich machte. Denn dieser Krieg entwickelte sich – schon weil der Feind alles andere als ein kühler Pokerspieler war – gänzlich anders als die schöne, reine Spieltheorie rechnete. Im Unterschied zum kalten, globalen Bluffen, das geradezu in den Neumann/Morgenstern'schen Begriffen verfasst und daher »very easy to computerize«¹⁰ ist, spielen in einem Guerrillakrieg nicht nur sehr konkrete, sondern auch schwer quantifizierbare Faktoren wie Einfallsreichtum und Loyalität, Sabotage und psychologische Kriegführung, politisches Ansehen und Unterstützung im In- und Ausland eine entscheidende Rolle.¹¹ Daher stellten sich angesichts von Vietnam nicht nur ganz neue Fragen nach den relevanten Wissensfeldern und ihrer Quantifizierung, sondern auch nach den Agenten der Kriegshandlungen, deren Differenz die Spieltheorie bei RAND in der Neumann'schen Tradition geschichtsvergessener Egoisten vernachlässigt hatte. Ein Agent ist dabei das, was – etwa auch in den Erzähltheorien von Roland Barthes oder Claude Bremond – durch eine Sphäre von Handlungen bestimmt wird, an der er partizipiert. Agent ist, wodurch eine Handlungssequenz (s)einen Namen erhält. Und es ist allemal erstaunlich, dass dieser Begriff zur gleichen Zeit narratologisch wie informatisch virulent wird. Jedenfalls zeigten die Sequenzen des Vietnamkriegs, dass man es mit ungewöhnlichen Agenten zu tun hat, mit solchen, die sich weder als kühle Pokerspieler rechnen noch durch mas-

Spielraum des blauen Teams in *Tacspiel* mit je einem Spieler für Artillerie, Luftwaffe und technischen Support



Logistik-Experten bei der Abwägung zwischen Klasse III- und Klasse IV-Ver-sorgung (Treibstoff oder Munition) in *Tacspiel*



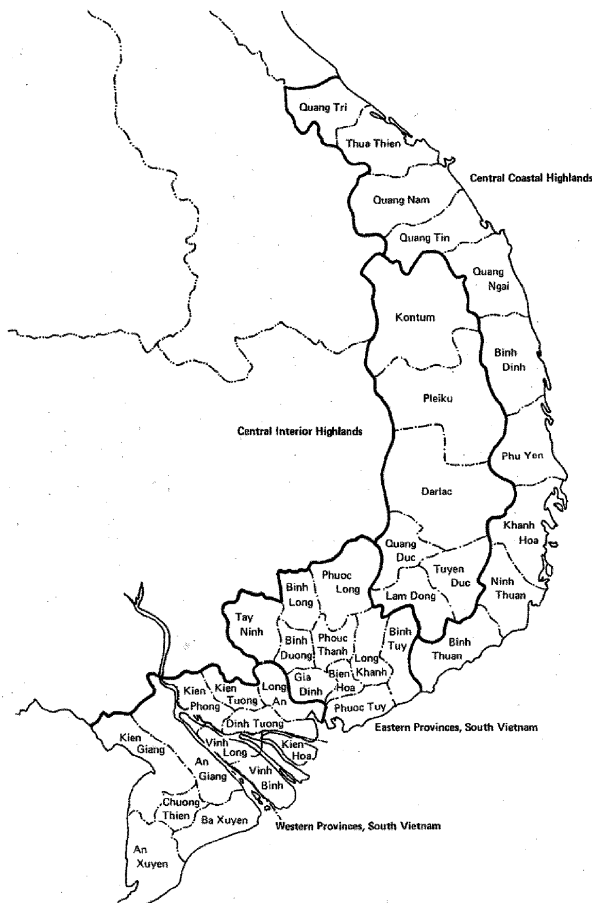
kierte US-Generäle oder Professoren spielen lassen wollen. Die neue Un-Berechenbarkeit offenbarte also schlicht, dass die bisherigen Rechenarten nicht ausreichten und verlangten ein neues Kontingenz-Management.

Nach Lektüre der einschlägigen Theorien über Guerillakriege begann man mit der Überarbeitung klassischer Kriegsspiele und Modelle des Operations Research aus den 50er Jahren. Die Formeln dafür waren eben so einfach wie unscharf und beispielsweise Gabriel Bonnetts Indochina-Erfahrungen abgeleitet:¹² $RW = G + P$, also Revolutionary Warfare = Guerilla Methods + Psychological-political Operations, wie immer diese ›weichen‹ Faktoren auch zu model-

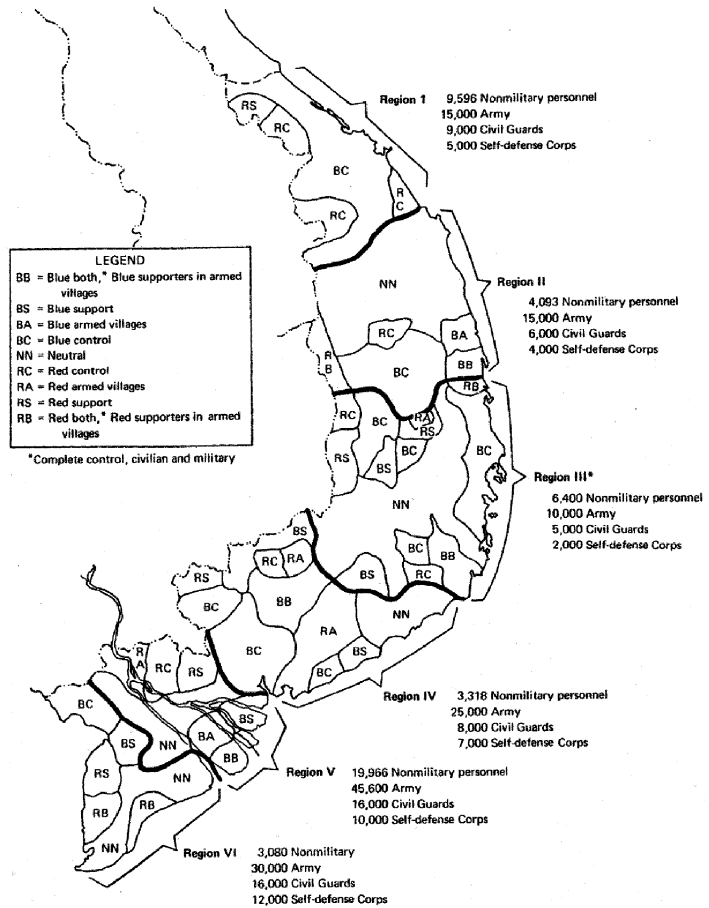
lieren seien. In diesem Sinne modifizierte man die aus den 50er Jahren stammenden Modelle wie bspw. *Theaterspiel* (für die strategische Ebene) und *Tacspiel* (für die taktische Ebene), indem man sich nicht mehr bloß (wie im Operations Research) auf die technischen Leistungsdaten von Heeresgerät und Physiologie verließ, sondern sog. »nonmilitary«-Modelle für ökonomische, politische, psychologische und soziologische Aspekte hinzufügte.

Entscheidend war dabei allemal das Steuer-Modul, das diese verschiedenen Sub-Modelle zu evaluieren hatte, das also bei jedem Spielzug deren Werte abfragte, sie gewichtete, mit den »political objectives« abglich und über den nächsten Zug entschied.

Dies hieß konkret, dass im *Theaterspiel* Vietnam in einzelne Spielfelder gerastert wurde. Diese Spielfelder waren mit BB, BS, BA, BC und NN bzw. RC, RA, RS, RB bezeichnet: BB (oder »both blue«) bedeutet von Blau bewaffnet und Blau



Süd-Vietnam und seine Provinzen. ...



... und die Provinzen als Spielfelder modelliert. Hier die Ausgangssituation von Blau mit Sympathieverteilung und verfügbaren Streitkräften

unterstützend; BS heißt Blau unterstützend, BA von Blau bewaffnet, BC von Blau kontrolliert, NN neutral und entsprechend für Rot. Jedes dieser Spielfelder wurde wiederum von einem modifizierten *Tacspiel Guerilla Model* verwaltet, das auf taktischer Ebene Guerillakrieg simuliert. Ziel des Spiels ist es nun, aus R-Feldern B-Felder zu machen, was aber angesichts der Parameter, die über R und B entscheiden, nicht mehr unter der ebenso klassischen wie naiven Devise von »find, fix, fight, and finish« erfolgen kann. Vielmehr muss es darum gehen, die Unterstützung der Bevölkerung einer bestimmten Region zu gewinnen, und das heißt, deren Sicherheit zu gewährleisten und zugleich ihre ökonomische Entwicklung und ihre soziale Kohäsion zu steuern. Die Front verlagert sich damit gewissermaßen ins Dschungeldickicht politischer und wirtschaftlicher Kontrolle über einzelne Spielfelder und entscheidet sich im Ringen um die Loyalität einzelner Bevölkerungszentren. Zu den entscheidenden Faktoren gehört beispielsweise,

wieviel nichtmilitärisches Personal an welchen Orten sein kann, um Sympathien zu gewinnen – seien es Zahnärzte, Lehrer oder Ingenieure. Das Maß dieser Sympathie bestimmt sich dann etwa an der Zahl der versorgten Kriegswaisen, der Menge der verarzten Patienten, den Kilometern gebauter oder reparierter Straßen und Brücken oder auch an der Stundenzahl gesendeter Radiopropaganda. Es geht eben darum, »hearts and minds« zu gewinnen, oder anders gesagt: aus Feinden Freunde zu machen und diese neue Freundschaft auch zu halten. In solchen Regelkreisen von Stellgliedern und Messfühlern, von Soll- und Ist-Werten sollten sich nicht zuletzt die Hoffnungen einer inzwischen mit Hochleistungsrechnern ausgestatteten Kybernetik praktisch bewähren und damit erfüllen. Wo einstmals in die Zukunft des noch fliegenden Feindgeschosses gezielt wurde, wird nun, während eines laufenden Krieges, in die Zukunft einer noch kommenden Freundschaft gezielt, und beide Male ist der Weg unbestimmt und trotzdem berechenbar.¹³ Solche sozialkybernetischen Aussichten standen schon im Raume, als die Kybernetik sich während des vorangegangenen Weltkriegs gründete. Warren McCulloch beschreibt in einer Erinnerung an die zweite Macy-Konferenz, wie Norbert Wiener den Bogen von der Vorhersage einer Geschossbahn zur Vorhersage einer politischen Loyalität spannte und damit den ebenfalls anwesenden Gründungsvater der modernen Demoskopie,¹⁴ Paul F. Lazarsfeld, in die Diskussionen um nichtdeterministische Teleologie, Information und Ereigniswahrscheinlichkeit einband:

That evening was given over to a discussion of sociological and anthropological data which might be suitable for detecting causation and its circularities, initiated by members of the sociological conference and discussed at length by Siener [Wiener], who was unwilling to burden us with mathematical details and contented himself by stating that from any time series it was possible to compute a best prediction, that the more data were available the better became a prediction and that given two time series it was possible to determine to what extent either was predictable from the other and with what lag, and finally that our notion of causation itself was that of predictability with lag, insofar as causality has any empiric meaning. And hence that wherever sociologists or social anthropologists were able to collect time series which need be no more than enumerations of decisions at specified times, it would be possible to discover causal sequences in human conduct. In this connection he described Lazarsfeld's procedures with respect to party affiliations, opinions and votes as a method applicable to the minimum case when the series contains but two ti-

mes. And the group came to the conclusion that it would be advisable to search sociological records for data in time amenable to such analysis.¹⁵

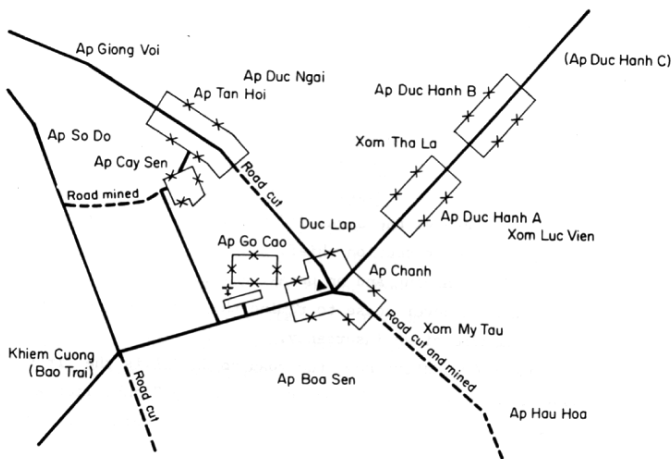
Solches Material wird in Vietnam gefunden werden, und die bis dahin fortgeschrittene Computertechnik wird mit dem vage verabredeten Rendezvous von Kybernetik und Meinungsforschung endlich Ernst machen.

IV. DAS DORF ALS MODELL

1965 erschien bei der inzwischen einschlägigen *RAND-Corporation* eine dreiteilige Studie mit dem Titel *Evolution of a Vietnamese Village*, für die die Ereignisse und Zustände eines vietnamesischen Dorfes akribisch untersucht worden waren und die jene Elemente lieferte, mit denen fortan die Geschicke oder Wahrscheinlichkeiten von Freund- und Feindschaft im heimischen Büro oder Rechenzentrum exploriert werden sollten.¹⁶ Der Verfasser, ein gewisser Michael Pearce, hatte mehrere Monate lang vor Ort den Übergang des Dorfes Duc Lap in der Provinz Hau Nghia von »insurgent control through pacification to government control« beobachtet und beschrieben. Besagte »Befriedung« bezeichnet dabei eine Kombination: »civil and military programs designed to consolidate the government's position in those areas already under its control, and to regain control in other areas under insurgent domination.«¹⁷ Ihr Ziel ist die Solidarität und Unterstützung jedes einzelnen Dorfbewohners und damit schon etwas völlig anderes als bloße militärische Präsenz. Es geht darum, Freunde (oder doch zumindest Parteigänger) zu gewinnen und ihnen ein Gefühl von Sicherheit und Vertrauen zu vermitteln.

Das *village* oder Dorf wird gewählt, weil es die kleinste gesellschaftliche und administrative Einheit in Vietnam ist, von der damals etwa 2.500 Stück ausgemacht werden konnten. Unterhalb dieser Schwelle erwiesen sich die Verhältnisse als zu fragmentiert, darüber als zu komplex für eine Untersuchung. Unser Musterdorf Duc Lap liegt in der Region des Mekong-Deltas und hat 4.385 Einwohner. Die Loyalitäten vor der Pazifizierung waren durchschnittlich verteilt und hatten folglich ein großes Potenzial für Freundschaftswerbung: 15% der Einwohner waren loyal, 35% unterstützten Aufständische und ganze 50% waren noch unbestimmt.¹⁸ Die erste Tat bestand darin, das Dorf in mehrere kritische Zonen (in diesem Fall sechs) zu unterteilen, die im militärischen Jargon »strategic hamlets« heißen und an denen sich der Erfolg der Pazifizierung bemessen sollte.

Man mag dabei das erwartbarste Ergebnis gleich vorwegnehmen:



Übersicht der »strategic hamlets« von Duc Lap

the most obvious indication of this change is the disappearance of the old traditions on which the village system in Vietnam was founded and existed for centuries. In their place are evolving a new, more functional, less traditional set of standards, which are caused in part by the insurgency in Vietnam and in part by the changes being brought to all parts of the country as it tries to advance into the twentieth century.¹⁹

Vorsorglich werden also schon einmal die Ergebnisse der eigenen Intervention einem verwandten Fortschrittswillen der zukünftigen Freunde unterstellt.

Das Experiment einer einvernehmlichen ›produktiven Zerstörung‹ von Duc Lap umfasst nun fünf Bereiche:

Erstens die *Pazifizierung*, die auf dem »clearing« des Terrains, also der Vertreibung des Feindes, gründet. Diese Pazifizierung läuft gemäß den *NRL*-Richtlinien ab (*New Rural Life*), die vorsehen, in jedem *hamlet* die feindliche Infrastruktur zu zerstören, eine *hamlet*-Verteidigungsgruppe aufzustellen, eine *hamlet*-Verteidigungsausstattung herbeizuschaffen, ihn an das Kommunikationsnetz anzuschließen, Bewohner und Bewirtschafter statistisch durchmischt anzusiedeln und eine *hamlet*-Verwaltung zu installieren.

Zweitens die *Ökonomie*, die ausgewählten Handel in die gesicherten *hamlets* bringt, d. h. in unserem Fall z. B. 100 Familien zu je 5000 Piaster (damals knapp \$ 70) für die Nahrungsproduktion einstellt, 50 Familien mit einem Schwein ausstattet (wohlgemerkt 20 männliche und 30 weibliche), 10 Tonnen Dünger herbeischafft, den Reisanbau fördert und einen Handelsplatz einrichtet. Dass es letzteren zuvor gar nicht gab, verschlägt anscheinend wenig gegen die Macht eines *common sense*, der zu jedem Dorf eben das fröhliche Treiben eines Marktplatzes imaginiert.

Drittens die Gesundheit, für die eine öffentliche Sanitätsstation eingerichtet wird, in der zu individueller Hygiene erzogen wird und Impfungen vorgenommen werden.

Viertens die Information, zu der vornehmlich die Verbreitung von Propagandamaterial gehört, also bspw. Plakate zur Denunzierung der Aufständischen der *NLF (National Liberation Front)* und Fotos von deren Gräueltaten gegen die Zivilbevölkerung. Hier findet sich auch der aus Francis Ford-Coppolas *Apocalypse Now* bekannte Beschallungseinsatz aus Hubschraubern, der dem Verfasser nur eine spöttische Randbemerkung wert ist: »This is a novel method [...], but it has [...] failed miserably.«²⁰ Dieser Entwietcongisierungsphase soll dann die »phase of sympathetic understanding«²¹ mit der neuen Regierung folgen. Dazu gehört auch das »Chieu Hoi-« oder »Open Arms-Program«, das man bestenfalls als »Verlorener-Sohn-Kampagne« übersetzen könnte. Es geht darum, die *NLF* in der Wahrnehmung von Überläufern und Guerillas selbst zu diskreditieren, so dass diese wieder zurückkommen – oder besser noch: zu Guerillas gegen ihre eigene Guerilla werden und diese sabotieren.

Fünftens und *letztens die Erziehung*, die sich vor allem in der Einrichtung von Schulen und Abendkursen institutionalisiert. In unserem Fall war die Schule 6 Tage zu 12 Stunden geöffnet und sämtliche Kinder waren eingeschrieben. Dabei werden zugleich kurz- und langfristige Ziele anvisiert: Für Erwachsene gibt es die Abendschule mit politischer Bildung, d. h. hauptsächlich Staatsbürgerkunde und lehrreiche Themenabende zum Antikommunismus. Und zugleich machte man sich den glücklichen Umstand zu Nutze, dass in traditionellen Gesellschaften Kinder noch auf ihre Eltern hören: »a secondary purpose of these meetings is to provide the parents with background for at-home-instruction of their children in anticommunism.«²² Das langfristige Ziel war selbstredend, die Kinder von vorne herein zu »democracy and freedom« zu erziehen.

Diesem kleinen aber realen Aufbauspiel, das ja nicht ohne Grund an heute allgegenwärtige Computerspiele erinnert, wird zuletzt eine Regierung oder Dorfverwaltung aufgesetzt, die aus einem Repräsentanten (dem »Dai-dien«), einem Polizeichef, einem Finanzoffizier und einem Informationsoffizier besteht. Entscheidend ist für die US-Militärs dann, wie lange diese Konstruktion hält und wie weit die »popular attitude towards the government«²³ trägt.

Und dies führt wieder zurück zum großen Spielfeld Vietnam und den Rollenspielen der militärischen Beraterorganisationen, die seinerzeit noch weitgehend auf der papiernen Hardware einer klassischen Büroumgebung liefen. Die *Joint War Games Agency* begann nun (nicht zuletzt unter der Direktive von McNamaras high-tech-Begeisterung) vermehrt auf Computerspiel-Lösungen wie

das taktische Spiel *AGILE-COIN* zu setzen.²⁴ Ziel der Entwicklung von *AGILE* war es aber nun ausgerechnet, jedes einzelne Spielfeld eines gerasterten Vietnam als Dorf oder eben *village* zu modellieren und die erforderlichen Parameter und Algorithmen bereitzustellen, die die Kontrollbedingungen und -möglichkeiten eines solchen Dorfes computergerecht beschrieben. Von dort aus konnte dann ein übergeordnetes Programm – beispielsweise nach den Prinzipien zellulärer Automaten²⁵ – die Beziehungen der Felder untereinander verwalten.

Nach 20 historischen Fallstudien vom eben erläuterten Typ ermittelte man Information, Loyalität und militärische Stärke als Hauptvariablen. Kurzerhand wurden die *war rooms* in vietnamesische Dörfer verwandelt und 15 analoge Testversionen mit Fachberatern des MIT und aus Harvard gespielt. Im ersten Spiel befanden sich sechs solcher ›Dorfbewohner‹ in einem Raum und wurden abwechselnd von den Darstellungen US-amerikanischer Regierungsvertreter und nord-

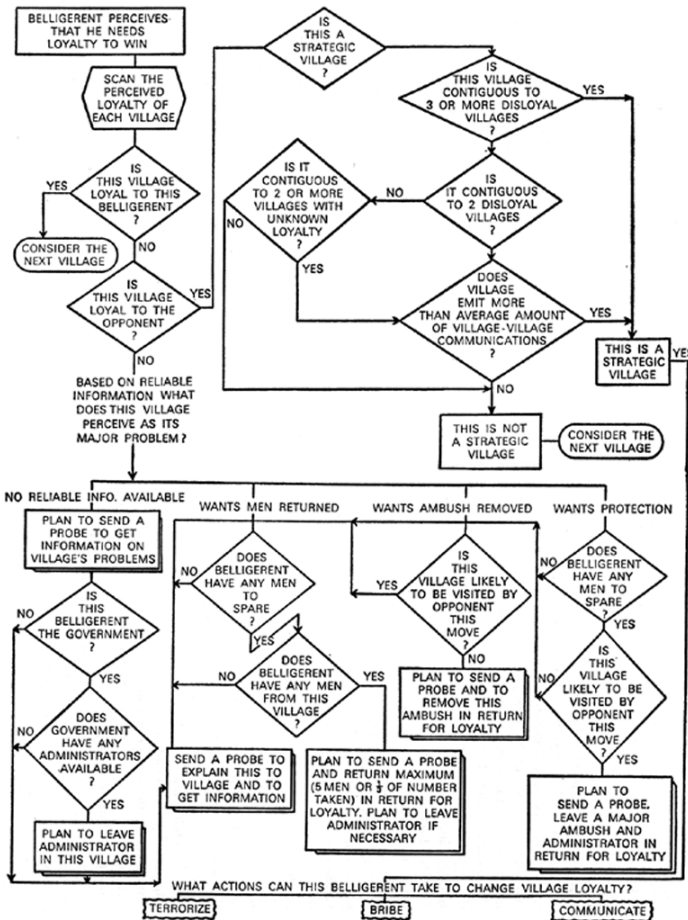


FIGURE 6

Ausschnitt aus dem Flußdiagramm von *AGILE-Coin* zur Simulation eines Dorfes

vietnamesischer Revolutionäre besucht. Beide hatten Spielkarten, die Soldaten, Nahrung und Ernteversprechen repräsentierten, um die Loyalität der Dorfbewohner zu gewinnen. Ziel der ›Vertreter‹ im doppelten Wortsinne war es, vier von sechs Dorfbewohnen über drei Spielzüge loyal zu halten und erfolgreich von ihnen validiert zu werden. Schon das zweite Spiel führte terroristische Akte ein, verteilte die Parteien auf angrenzende Räume und modellierte ein Nachrichtensystem. Und schon das dritte Spiel führte eine Zeitverzögerung ein, das die Bedenkzeit der Bevölkerung abbilden sollte, und installierte eine Dorfverwaltung, deren Vertreter natürlich einem Anschlag zum Opfer fallen oder bestochen werden konnten. Man mag bereits an diesen wenigen Beispielen ermessen, wie viele Parameter nach 15 Spielen ermittelt waren. So konnte man nun beginnen, die Interdependenzen und funktionalen Verzahnungen einer befriedeten Dorfgemeinschaft in ein Flußdiagramm zu überführen und dieses den lohnschreibenden Programmierern überantworten.

V. DIE FRAGE DER EIGENEN FRAGE ALS GESTALT

So pragmatisch all diese Versuche des Social Engineering an der Front auch sein mögen und so viele systematische Anregungen sie für die Spiele in der Heimat vielleicht geben mochte – es bleibt eine opake Stelle, ein entscheidender blinder Fleck, ein *strategic hamlet*, wenn man so will, der im ehemaligen Feind und hoffentlich neuen Freund selbst liegt. Denn warum sollte dieser sich von Schulen, Straßen und Schweinen zur Freundschaft überzeugen lassen, wenn er sich zuvor schon nicht durch eine enorme technische Überlegenheit von der Feindschaft abhalten ließ? Und dies führt zurück ins Zentrum jener Frage, die sich schon in den Rollenspielen abzeichnete: Wie ist er eigentlich ›wirklich‹ oder ›eigentlich‹, ›der‹ Vietcong, wenn er gerade nicht von US-Professoren und Generälen gemimt wird? Und viel drängender noch: Wie bekommt man sein reales ›Wesen‹ zur symbolischen Anwesenheit in den Computer? Wiederum war es die *RAND Corporation*, die sich genau dieser Frage in einem monumentalen Forschungsprojekt annahm, das hier nur grob skizziert werden kann.

Zwischen August 1964 und Dezember 1968 nämlich schickte *RAND* ein kleines Heer von Anthropologen und Soziologen ins Kriegsgebiet, damit diese dort, bewaffnet mit Tonband, Übersetzer und Schreibmaschine, Interviews mit kriegsgefangenen Vietcong durchführten. Insgesamt entstanden dabei imposante 2.400 Interviews von jeweils über 70 Schreibmaschinenseiten Länge. Das sind zusammen etwa 62.000 transkribierte und übersetzte Seiten an Kriegserinne-

rungen, die Walter Kempowskis *Echolot* zur Kurzgeschichte degradieren.²⁶ Sie sind inzwischen in einigen wenigen Bibliotheken als Microfilm-Rollen öffentlich zugänglich, die jedoch nur mit der Warnung ausgegeben werden:

Because the interviews were conducted and reported under wartime conditions, and because the respondents were not randomly selected, the reports are highly susceptible of misinterpretation. The guide to the collection is intended to minimize misinterpretation.²⁷

Die überdurchschnittliche Länge der einzelnen Interviews erklärt sich daraus, dass diese bei dem allgemeinen Verhältnis zu Amerika, zur einheimischen Bevölkerung und den nordvietnamesischen Vorgesetzten und Mitkämpfern anfangen und irgendwo in den konkreten Albträumen der Kriegsgefangenen enden. So träumt ›der Vietcong‹ angeblich selten von Sex, dafür aber häufig von »aggressive social interaction«. Das nennt sich dann offiziell, für die Sponsoren ARPA und ISA, »Motivation and Morale Project«.

Einige Stichproben aus diesem Material erweisen sich als höchst erwartbar. So antwortet beispielsweise ein Guerilla auf die Frage seiner Motivation: »They said beautiful things. They told villagers of the liberation of the South and the unification of the country. What they told us appealed to us.«²⁸ Ein anderer, gefragt nach dem Verhältnis zur einheimischen Bevölkerung: »We are the people's sons. We and the people are one. We and the people are like body and shadow.«²⁹ Ein dritter zur Einschätzung der amerikansichen Truppen:

They are very brave and their marksmanship is good. Their weak points are, they are too much used to modern battlefields, and to apply the same tactics to this battlefield is not advisable. Take this example: When they move towards a certain position, they all move forward at once. Meanwhile the other side uses guerilla tactics – a few fighters hide here, fire a few rounds, and run to another place. When the Americans move in where the shots have come from, they find nothing. Meanwhile the same few fighters fire a few more shots from their new hideouts.³⁰

Ohne Mühe lässt sich also in drei kleinen Zitaten die Carl Schmitt'sche Theorie des Partisanen aus dem Mund desselben vernehmen: politisiert, irregulär, mobil und tellurisch.

Interessanter sind jedoch die Details aus den zahlreichen, auf diesem Material basierenden, Memoranden der *RAND Corporation*. So beschreibt etwa Frank

H. Denton seine Auswertung mit dem Titel *Some Effects of Military Operations on Viet Cong Attitudes* als »experimental application of computer-conducted quantitative analysis of these qualitative material.«³¹ Das größte Problem sei es dabei gewesen, das verbale Ausgangsmaterial in ein numerisches Format zu überführen. Dieses »coding« erfordere, so Denton, ein »careful [um nicht zu sagen: close] reading«, das einzelne Antworten auf mehrere Register verteilt oder in einen Index zusammenzieht. Hauptanliegen seiner speziellen Studie ist es, ein Bild von der Einstellung (*attitude*) des Vietcong gegenüber den US-Operationen zu gewinnen. Man sucht also erst einmal die eigene Gestalt im Spiegel des Feindes. Und man sucht nach Anzeichen, wie sich dieses Bild über eine Zeitachse, über eine geographische oder eine institutionelle Achse verändert. Und (mehr als nur nebenbei) dient dies alles natürlich der Computerentwicklung selbst, denn man testet zugleich »the feasibility and utility of conducting statistical analyses of these qualitative interviews on a computer« und erhofft sich, dass qualitative Hypothesenbildung ersetzt werden kann und »independent checks on predicated relationships« in Zukunft von Maschinen durchgeführt werden können.³² Und davon gleich so viele wie möglich,³³ deren (Un-)Wahrscheinlichkeiten es dann abzuwägen gälte.

Typische (und recht einfache) Formalisierungen haben dabei etwa folgende Gestalt:

Subject mentioned that he disliked the ›hard life‹ of a Viet Cong.

Yes = 1, No = 0, Unknown = blank.

Subject stated that he joined the Viet Cong because of their ›political aims.‹

Yes = 1, No = 0, Unknown = blank.

Oder auch:

Subject's belief that the Viet Cong will win.

Does not believe = 0, Uncertain = 1, Certain = 2.

Consistency and believability of subject's answers:

Low = 0, Moderate = 1, High = 2.

Did the interviewer state that the subject was honest?

Yes = 1, No = 0, Unknown = blank.³⁴

Vor allem am zweiten Frageblock ist abzulesen, wie unabdingbar es ist, während des *coding* zugleich die Kontrolleure zu kontrollieren, damit die Übersetzung von Erzählung in Zahlen einigermaßen standardisiert und verlässlich erfolgt. Wie in diesem Beispiel sind auch viele andere Aussagen mit einer Bewertungsfunktion (*reliability rating*) versehen. Über zahlreiche solcher einfachen Fragen sollte es nämlich möglich sein, einen Index zusammengesetzter Vorstellungen zu erstellen.

len. Der Begriff »Index« ist hier tatsächlich im ökonomischen Sinne, also wie ein Börsen-Index, zu verstehen, der die Kursschwankung mehrerer ausgewählter und verschieden gewichteter Papiere verrechnet. Freundschaft und Feindschaft schreiben sich wie Kurse von Portfolios. Sie steigen und fallen, verlangen nach Stützungen und Senkungen und befördern allerhand Spekulationen in dieser ›new economy‹ des Krieges. Zu solchen zusammengesetzten Vorstellungen zählt beispielsweise die »allegiance« oder Untertanentreue und der entsprechende Kurs des *Allegiance Index*, der über einen *Allegiance Estimator* errechnet wird. Wer diese Treue knacken will, muss bei der emotionalen Verbundenheit des Feindes zu seiner Organisation ansetzen. Man muss im Interview herausbekommen, was er mag und was er nicht mag, ob er stolz und zufrieden ist, ob ihm sein Leben als Vietcong gefällt usw. Diese sogenannten »like/dislike«-Parameter markieren die Chance, Überläufer zu erzeugen und aus Feinden Freunde zu machen – und sei es nur wegen besserer Verpflegung. Tabelle 1 zeigt einige Antworten dieser Art, Tabelle 2 einige typische *likes* und *dislikes*, und Tabelle 3 schlüsselt die Treue nach Kämpfertypen auf.³⁵

Representative Interviewer and Interviewee Statements

Interview Rank on Allegiance Scale	Comment
Interviewer Comment on Interviewee With High Allegiance	
1	He kept his pride in belonging to the front. Regional Force, POW, Acting Company Commander (AG28).
2	Deeply attached to the front and his faith in communism is unshakable. Main Force, Reconnaissance Squad Leader, POW (AG195).
3	Highly indoctrinated, hates U. S. and RVN, intelligent and tough. Female Liaison Agent, POW (AG243).
7	He was cooperative but in most answers he adhered to the front's line. Civilian, Propaganda Specialist, POW (AG23).
10	Hard-core communist ... intelligent ... vented his hatred for Americans. Civilian, Proselyting Cadre, POW (AG206).
Statement by Interviewee With Low Allegiance	
167	Front exploited people by taxes (7–44). Viet Cong live in constant fear of ARVN (7–46). I liked nothing in the Viet Cong (8–47). Regional Force, Rear Services Worker, Rallier (AG82).
166	Viet Cong always hid in bushes while RVN had many things (9–66). All the new recruits (draftees) wanted to return home (10–76). I tried to rally once before. Main Force, Private, Rallier (AG238).
155	Viet Cong threatened that I would be shot if I did not join (4–41). No front aim appealed to me by Viet Cong (7–68). Village Guerilla, Private, POW (AG85).
154	What do you like best in the front? Nothing (9–75). I was used for cannon fodder (9–73). Not enough food (9–73). Main Force, Cook, Rallier (AG251).

Tabelle 1

Correlation of Allegiance Index with Ten Measures of Likes and Dislikes

Item Coded	Correlation with Index
Subject contented with life in VC	+ 0.8
Subject liked VC doctrine and aims	+ 0.7
Subject liked VC political organization	+ 0.7
Subject liked VC actions toward villagers	+ 0.4
Subject believed VC are winning	+ 0.7
Political organization of VC alienated subject	- 0.4
Subject disliked food in VC	- 0.4
Subject disliked hard life in VC	- 0.4
Subject disliked VC political organization	- 0.4

Tabelle 2

Allegiance Index According to Force Category

Interviewee Category	Sample Size	Average Interviewee Allegiance
Main Force	50	0.11
Regional Force	42	0.02
Village guerillas	41	-0.31

Tabelle 3

Ein anderer wichtiger Aspekt ist der sog. *Military Pressure Index*, der beschreibt, vor welchen militärischen Handlungen sich der Feind fürchtet. Man erkennt an Indices wie in Tabelle 4 beispielsweise, dass ein Artillerie-Angriff einen höheren Druck auf den Feind erzeugt als ein Luftangriff oder dass er sich kaum davor fürchtet, von der Verpflegungszufuhr abgeschnitten zu werden, weil er sich auf die Sympathie der Bevölkerung verlässt.

Correlation with Military Pressure Index

	Correlation with Military Pressure Index
Ground operations disrupted food supply	0.28
Air operations disrupted food supply	0.20
Air attack forced move	0.65
Ground attack forced move	0.60
Unit attacked by air in home area	0.63
Unit attacked by ground in home area	0.66
Unit attacked by artillery in home area	0.76
Unit ambushed	0.00
Air attack disrupted living patterns	0.46

Tabelle 4

In diesem Zusammenhang (Tabelle 5) wird beispielsweise auch deutlich, dass die berüchtigten ›Entlaubungs-‹Aktionen kaum Einfluss auf die Feindesmoral haben, sondern (einmal erfahren) die *allegiance* eher steigern.

Percentage of interviewees who heard of defoliation or crop spraying	73
Percentage of interviewees who had seen the effect of defoliation or crop spraying	31
Percentage of occurrences in which the interviewee's response led to the conclusion that defoliation had	
Little influence on either morale or food	86
Some influence on either morale or food	14
Marked influence on either morale or food	0
Allegiance index of interviewees who had seen the effect of defoliation or crop spraying	+0.19
Allegiance index of interviewees who had not seen the effect of defoliation or crop spraying	+0.02

Tabelle 5

Und zuletzt ging es selbstverständlich um den Zusammenhalt in der »primary group«, also jener Zelle von etwa drei Mann, die (allen Studien zufolge) emotional entscheidend für jene Moral und Effektivität ist, die es beim Feind zu unterwandern gilt (Tabelle 6).

Primary-Group Loyalty and Exposure to all Types of RVN Military Operations

Item Coded	Sample Average/Number of Cases	
	Low Exposure	High Exposure
Main Force		
Disliked sociopolitical organization ^a	0.21/14	0.31/13
Liked camaraderie ^a	0.50/8	0.70/8
Liked sociopolitical organization ^a	0.44/9	0.22/9
Defected because of sociopolitical alienation (degree of influence) ^b	0.43/7	0.70/10
Local Force		
Disliked sociopolitical organization ^a	0.38/13	0.50/22
Liked sociopolitical organization ^a	0.33/12	0.00/16
Liked camaraderie ^a	0.57/14	0.38/21
Defected because of sociopolitical alienation (degree of influence) ^b	0.50/8	0.94/16

a The average value gives the fraction responding yes.

b This question is coded Low = 0, Medium = 1, High = 2. Thus, the average does not mean 0.70 responded yes in this case. The change in the average from low to high exposure represents the tendency for a factor to become more or less important as a reason of defection.

Tabelle 6

Solche Untersuchungen sind natürlich nicht ohne Tradition. Schon im Zweiten Weltkrieg wurden Forscherteams bei gefangenen deutschen Wehrmachtssoldaten vorstellig, um Optionen zur Zersetzung der Kampfmoral ausfindig zu machen,³⁶ und auch im Koreakrieg wurde die Gruppenkohäsion des Feindes erforscht.³⁷ Vor allem die monumentale Studie *The American Soldier*,³⁸ innerhalb derer zwischen 1941–1945 etwa 500.000 US-Soldaten befragt und 200 Einzelstudien erstellt wurden, setzte Maßstäbe eines frühen »data mining«, bei dem

ganz ähnliche Fragekomplexe (politische Überzeugung, militärische Autorität, Beziehung zum Vorgesetzten, Zusammenhalt der Primärgruppe, religiöse Bindungen, politische Weltanschauungen) im Hinblick auf die eigene Truppe entscheidend waren. Ulrich Bröckling hat zuletzt herausgearbeitet, wie solche Kriegsforschungen zu »primary groups« und »communities« im Frieden zur Selbstbeschreibung der US-Gesellschaft taugen: »Das Schlachtfeld [wird] zum Labor sozialer Integration« und probt die »Bindung an eine Face-to-face-Gemeinschaft, wie sie auch der Zivilbürger benötigt, um die Atomisierungserfahrung im Großbetrieb oder der Großstadt auszuhalten«³⁹. Die originelle Wendung dieser Studien liegt darin, dass sich Freundschaft und Feindschaft, Trennung und Gemeinschaft, Kohäsion und Auflösung entlang desselben Wissens organisieren. Denn was für die eine Seite im Guten, gilt für die andere im Schlechten: Das Wissen um die Kohäsion der eigenen Truppe eröffnet zugleich die Option der Sprengung der fremden und umgekehrt. Und das gleiche Wissen, das erst einmal dazu dient, den Zusammenhalt des Feindes zu zersetzen, kann anschließend fruchtbar gemacht werden, um ihn als Freund neu zu binden.

Die Methoden dazu entstammen der zivilen Wahl- und Marktforschung, und nicht umsonst war der bereits erwähnte Paul Lazarsfeld als Berater für *The American Soldier* tätig. Und so verweisen die *like/dislike*-Schemata der RAND-Studien in Vietnam unmittelbar auf Lazarsfelds Radio-Untersuchungen der späten 30er Jahre, bei denen sich die Sympathie für Propagandasendungen oder Waschmittelwerbung auf dem Prüfstand befand:⁴⁰

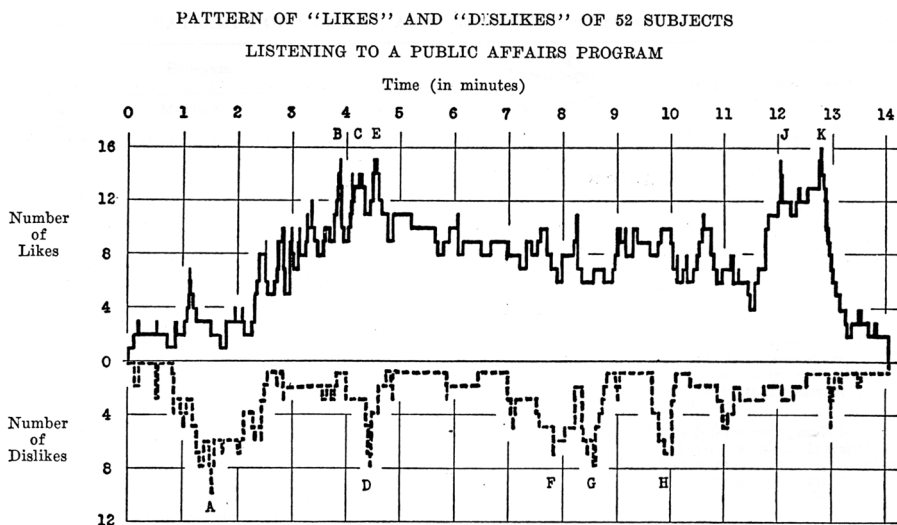
In investigating the radio listeners' reactions to a program, it is often desirable to know their attitude to specific items in that program. Does the variety show listener like the ›gags‹, the skits, the music, or perhaps the voice of one of the actors? And why? To what extent is one radio commercial more disliked than another, and for what specific reasons? Which parts of an educational program that features dramatizations and commentators are most liked (or disliked) by radio audiences, and what are the reasons for such reactions?⁴¹

Statt Amerikanern, die einem Radioprogramm von *commercials*, *gags* und *music* folgen, sind es nun Vietnamesen, die einem Befriedungsprogramm von Straßen, Schweinen und Schulen folgen und ihre Sympathie durch geneigte Annahme zu bekunden haben. Die Überführung von Feind in Freund wird schlichtweg dadurch bewerkstelligt, dass man ihn zum glücklichen Kunden macht und auf seine Wünsche, Vorlieben und Eigenheiten eingeht.

Um deren Unwägbarkeiten in den Griff zu bekommen hatten Paul Lazarsfeld und Frank Stanton in den 30er Jahren eine kleine Apparatur gebaut, die das Dilemma der Hörerforschung lösen sollte. Denn wurden die entsprechenden Fragen im Anschluß an das zu testende Programm gestellt, so veränderte die Erinnerung das Ergebnis, wurden sie aber währenddessen gestellt, so veränderte sich die Wahrnehmung des Programms. Ihr sog. *Program Analyzer* war daher eine »reaction-recording machine«,⁴² die Sympathie- und Unmutsbekundungen unauffällig während des laufenden Programms aufzeichnen sollte. Bis zu elf Versuchspersonen bekamen dazu einen roten Knopf in die linke Hand und einen grünen in die rechte und konnten nun zuhörend ihren *likes* und *dislikes* diskreten Ausdruck geben. Das gemittelte Ergebnis ließ sich dann auf einer Zeitskala nebst einem Inhaltsprotokoll auftragen.

Unter diesen Bedingungen kontrollierter Erfahrung schien es möglich eine »Program Clinic« zu eröffnen,⁴³ um schwächelnde Programme durch experimentelle Validierung auf maximale Wirksamkeit hin zu behandeln. Dies ist der höchstwahrscheinliche Grund für Lazarsfelds Anwesenheit auf den frühen, von McCulloch handverlesen besetzten Kybernetik-Konferenzen, auf die Wiener dann auch prompt reagierte. Denn das beste Programm wäre gewiss eines, das dem unwahrscheinlichen Kurvenverlauf der Hörersympathie so zuverlässig und in Echtzeit folgt wie sonst nur die Flak dem hakenschlagenden Feind. Nur dass bei jedem Treffer eben Freunde entstehen.

Messung von *likes* und *dislikes* während eines Radioprogramms (Mai 1940). Überdurchschnittliches Wohlgefallen erregte eine sonore Erzählerstimme, die patriotische Worte sprach.





Amerika macht Programm

Um aber die Datenmenge zu erhöhen (und damit die Wahrscheinlichkeit zu steigern, den Hörergeschmack zu ›treffen‹) bietet sich die Simulation an: »In such, one part of a total program could be systematically varied with respect to one factor, such as content, manner of presentation or location, while the rest of the program remained constant.«⁴⁴ Solcherlei Luxus der Variation konnte sich jedoch das Befriedungsprogramm in Vietnam, das auf glückliche Konsumenten amerikanischer Interventionspolitik setzte, keinesfalls leisten. Zumindest nicht im Felde, wo weder die Zeit noch der Ort für Experimente ist. Das ›Vor-‹ und ›Durchspielen‹ verschiedener Programmvariationen muss in einen virtuellen Raum verlegt werden, oder genauer: in den symbolischen Raum des Rechners, aus dem heraus es dann in den realen Raum Vietnams exportiert werden kann.

Dies führt geradewegs zurück zur Hauptgeschichte, die ja von der Entwicklung eines Spiels handelt, in dem jedes einzelne Spielfeld eines nationalen Kriegstheaters als Dorf modelliert werden sollte, in das abwechselnd Amerikaner und Vietcong kommen, um Loyalitäten zu gewinnen. Dabei galt es, die Unbestimmtheit einer sich entfaltenden Geschichte aufzugreifen, rechnergestützt nach Wahrscheinlichkeiten zu sortieren und zu optimieren und demgemäß in der ›wirklichen Welt‹ zu intervenieren. Um dabei die Paradoxien amerikanischer Vietcong-Simulanten zu umgehen und die Testserien am ›naturidentischen‹ Feind durchführen zu können, mussten die Auswertungen der Interviews also in den Rechner, der auf ihrer Basis eine sogenannte »Synthetic History«⁴⁵ generierte – eine Geschichte, die die Grenzen zwischen *fact* und *fiction* unterlaufen und das Wirkliche mit dem Möglichen rückkoppeln soll. Die Designer synthetischer Feind- und Freundschaften beschäftigen sich dabei weniger mit den Handlungssequenzen selbst als mit den Settings oder Parametern, die sie beeinflussen, denn für einen

kybernetischen Frieden muss man die entscheidenden Stell- und Regelgrößen kennen. Soll man mehr in Schulen investieren oder mehr in Straßen, mehr in Flugblätter oder mehr in Schweine, mehr in Drohungen oder mehr in Bestechungen? Die ›Intelligence‹ solcher Modellierungen wiederum befestigt im makroskopischen Bereich so etwas wie intelligible Nationalcharaktere, die diese Parameter rationalisieren und die wiederum in die Synthesen möglicher Ereignissequenzen durch die Prognostik einfließen. Wie lässt sich – so lautet also die einfache Frage der militärischen Spieldesigner und besorgten Entscheidungsträger – aufgrund von Befragungen und ›coding‹ *rechnen*, wie der Andere *denkt* und in der Zukunft hypothetischer Situationen *entscheiden* wird?

Die eigene Entscheidungsfindung angemessen auf die (Un)Wahrscheinlichkeiten des Vietnamkriegs einzustellen um *contingency management* zu betreiben, läuft schlussendlich auch darauf hinaus, den ›Geist‹ des Vietcong mathematisch zu modellieren. Und um Geister als und in Programme(n) laufen zu lassen, muss man zuvor eben bis in die Alpträume der Lebenden hinabsteigen. Weil Geister aber aus der Lebenswelt ausgeschieden sind, sind sie ›objektiv‹, und weil sie unsterblich sind, kann man endlos mit ihnen spielen. Hunderte und tausende Male durchlaufen sie bereitwillig die Flussdiagramme statistischer Dörfer um alle gleichmöglichen, besten oder schlechtesten Dorfgeschichten zu ermessen. Seit dem Vietnamkrieg sollte das virtuelle Kriegstheater zunehmend von synthetischen Nationalcharakteren bespielt werden, die sich immer treu blieben, die nie dazulernten und die schon deshalb niemals müde wurden, auf hypothetische Entscheidungen als ›In-dividuen‹ zu reagieren und mögliche Situationen durchzuspielen. Im Herzen eigener Verwaltungsmacht, in den Großrechnern der Games Agencies der US-Militärs und des Pentagon, wesen seitdem die Geister unscharf gewordener Freund/Feind-Verhältnisse, deren Fremdheit zu einer Frage der mathematischen oder algorithmischen Komplexität geworden ist, die temporalisiert und skandiert wird und im Verhältnis von Wahrscheinlichkeit und Regelung produktiv werden soll.

Und was für Vietnam gilt, sollte auch für die übrigen Agenten der Weltpolitik gelten. So entstanden beispielsweise in den 80er Jahren (und wiederum bei *RAND*) synthetische Sowjets deren Charakterparameter etwa wie folgt aussehen:

Descriptors	Values
Expansionist ambitions.	Adventuristic, opportunistic, conservative.
Willingness to take risk.	Low, moderate, high.
Assessment of adversary intentions.	Optimistic, neutral, alarmist.
Insistence on preserving imperial controls.	Moderate, adamant.
Patience and optimism about historical determinism.	Low, moderate, high.
Flexibility of objectives once committed.	Low, moderate, high.

Willingness to accept major losses to achieve objectives.
Look-ahead tendencies.

Low, moderate, high.
Simplistic one-move modeling, optimistic
and narrow gaming, conservative and
broad gaming.

Tabelle 7

Dabei waren sogar Submodelle implementierbar, die untereinander konkurrieren konnten, wie etwa: » Iwan 1 ist einigermaßen verwegen, risikofreudig und hat für die Vereinigten Staaten nur Verachtung übrig. Iwan 2 ist generell eher vorsichtig, konservativ und beobachtet die Reaktionen und Kräfte der USA mit Sorge.«⁴⁶ Damit ließ sich nicht nur ein passabler virtueller Kreml, sondern auch ein korrespondierendes virtuelles Pentagon modellieren. Komplexierend kamen später gegenseitige Annahmen hinzu: Blue hat Annahmen bezüglich Red, Red bezüglich Blue und beide haben (vielleicht verschiedene) Annahmen über Dritte, die natürlich auch falsch sein können. In einer weiteren Version konnten diese Annahmen sogar während eines laufenden Szenarios von Red und Blue selbst verändert werden. Zuletzt wurden vor allem die Szenario-Agenten erweitert und verfeinert, da Drittländer sich bekanntlich mit Supermächten alliieren und es deshalb im Ernstfall brisant ist, ob sie schneller oder langsamer reagieren, wie also z. B. das parlamentarische System eines Landes funktioniert oder wie zuverlässig es als Bündnispartner ist:

Jedes Land bekommt eine Temperament-Einschätzung – zuverlässig, widerwillig, anfangs zuverlässig, anfangs widerwillig, neutral – und wird als ›Führer‹ oder ›Mitläufer‹, d. h. als ›opportunistisch‹ oder ›entschlossen‹ eingestuft, womit eine ganz spezifische Bedeutung verbunden ist: ›Wenn Nuklearmacht, [dann] Ausübung unabhängiger nuklearer Abschreckung. Wenn ernsthaft bedroht, [dann] Anfrage verbündeten Nuklearangriffs auf Territorium gegnerischer Supermacht. Wenn verlassen von verbündeter Supermacht, [dann] Einstufung als Nichtkombattant. Wenn unterstützt von verbündeter Supermacht, [dann] Einstufung als verlässlich.«⁴⁷

Im *global village* rechnen sich irgendwann alle Länder wie vietnamesische Dörfer. »War is a terrible thing«, kommentierte der RAND-Stratege Herman Kahn einmal, »but so is peace.«⁴⁸

VI. SCHLUSS

Man mag die hier kolportierte Geschichte vielleicht in den Rahmen der Carl Schmitt'schen Diagnose einer Auflösung klassischer Unterscheidungen stellen, die den Politikbegriff selbst in eine Krise geführt hat.⁴⁹ Im ›Brechen aller Begriffsachsen‹ erkennt Schmitt den Effekt immer neuer ›tumultöser Situationen‹ im 20. Jahrhundert, und schon seit der ›politischen Romantik‹ zeichnet sich eine Herrschaft des ›Occasionellen‹, eines situativen Handelns und eine Entfesselung von Kontingenz ab, in der das Gesellschaftliche (d. h. das Nicht-Politische schlechthin) den politischen Körper (d. h. den Staat) bedrängt. Schon die schieren Ausmaße der RAND-Interviews in Vietnam verweisen auf eine solche Entgrenzung. Die extensive Registratur des Gegenüber, jener Wille zum Wissen, der kein Gebiet mehr auslassen darf, markiert einen Punkt, an dem es keine Grenzen und keine Haltepunkte des Interesses am Feind mehr gibt. In den Fragen nach Sex und Albträumen, nach Ernährung und Glück, nach Meinungen und Wünschen, nach unscharfen *likes* und *dislikes*, entsteht ein wucherndes Datenmaterial, das auf eine Politik der Unbegrenzbarkeit des Politischen selbst verweist. Dieser Schwund politischer Differenzierung wird bei Schmitt mit dem verzweifelten Aufweis der Unterscheidbarkeit des Politischen beantwortet, d. h. nicht zuletzt mit der theoretischen Apologie souveräner Instanzen und jener intensiven Unterscheidungen, die das Politische im Gegensatz von Freund und Feind und in der Möglichkeit des Ausnahmezustands zurückgewinnen sollen. Umgekehrt haben aber gerade diese Zurückstellung klassischer Politik und eines an Souveränitätsmodellen orientierten Machtbegriffs zu einer Reformierung politischer Macht und ihrer Funktionsweisen geführt, die im Ununterscheidbaren operieren und sich als »Mikrophysik der Macht« formieren.⁵⁰ Unterhalb klar definierter Entscheidungswege installieren sich indirekte Formen des Regierens, die sich weniger auf Personen, Institutionen und rechtliche Einheiten, als auf ›Milieus‹ und ›Kräftefelder‹ beziehen.⁵¹ Politische Macht wurde damit als diffuses Operationsfeld adressiert, das neue Steuerungsformen herausfordert.⁵²

Man muss daher vermutlich den gesamten hier skizzierten Vorgang, von der Erhebungsstrategie bis zum fertigen Computerprogramm als politischen Diskurs verstehen, in dem – wenn man auf das Verhältnis von Feindschaft und Selbstbestimmung bei Carl Schmitt zurückkommt – der Feind als innerer Feind erscheint. Die Parameter der Simulationen bestimmen ihn als einen, der aus der Mitte der Gesellschaft kommt. Die Feindbeschreibung, die die *RAND Corporation* bei ARPA und Verteidigungsministerium abliefern, ist eine Selbstbeschreibung von Gesellschaft, und das Element der Feindschaft erscheint gewissermaßen mitten in ihr.

Im Interview mit dem Vietcong (und erst recht in den späteren Selbstbefragungen) wird der Feind als innerer Feind erkannt. Und das beschränkt die Handlungsmöglichkeiten doch erheblich: Denn entweder beendet man den Kampf einfach und zieht sich völlig zurück – oder man exportiert gleich die US-Gesellschaft dorthin, wo der Feind war. Nichts anderes bedeutet wohl der seltsame Versuch einer Rechenart, den Export einer ganzen Gesellschaft an Parametern wie gebauten Brücken und eingerichteten Marktplätzen, einsatzbereiten Lehrern und verschenkten Schweinen, verlockten Überläufern und heimischen Sympathiepunkten zu bemessen. Das heißt aber nichts anderes, als selbst einen irregulären Krieg zu führen und damit eine permanente Verwechselbarkeit mit dem Feind zu akzeptieren.

- 1 John von Neumann: Zur Theorie der Gesellschaftsspiele, in: *Mathematische Annalen* 100 (1928), S. 295–320.
- 2 Ders./Oskar Morgenstern: *Theory of Games and Economic Behavior*, Princeton 1944, S. 79 (Übers. C. P.).
- 3 Neumann/Morgenstern: *Theory of Games* (Anm. 2), S. 84 (Übers. C. P.).
- 4 Neumann/Morgenstern: *Theory of Games* (Anm. 2), S. 83 (Übers. C. P.).
- 5 Andrew Yale Glikman: CYB+ORG=(Cold) War Machine, <http://trace.ntu.ac.uk/frame2/articles/borg/start.html>
- 6 Steve J. Heims: John von Neumann and Norbert Wiener. From Mathematics to the Technologies of Life and Death, Cambridge, Mass. 21984, S. 320.
- 7 Zit. nach Fred Kaplan: *The Wizards of Armageddon*, Stanford 1991, S. 91 (Übers. C. P.); vgl. Gregg Herken: *Counsels of War*, New York 1985, Kapitel 18/19.
- 8 Claus Pias: *ComputerSpielWelten*, München 2002, S. 225 ff.
- 9 Jacob L. Moreno: *Gruppentherapie und Psychodrama*, Stuttgart 1959.
- 10 Andrew Wilson: *The Bomb and the Computer. Wargaming from Ancient Chinese Mapboard to Atomic Computer*, New York 1968, S. 124.
- 11 Harry G. Summers: *On Strategy. A Critical Analysis of the Vietnam War*, Carlisle Barracks (Army War College) 1981; Bernard Fall: *The Two Vietnams. A Political and Military Analysis*, New York 1967; Alfred Blumstein: *Strategic Models of Counterinsurgency*, in: *Proceedings of the 13th MORS Conference*, Washington 1964, S. 164–168.
- 12 Gabriel Bonnett: *Les Guerres Insurrectionnelles et Revolutionnaires*, Paris 1958.
- 13 Julian Bigelow/Arturo Rosenblueth/Norbert Wiener: *Behavior, Purpose and Teleology*, in: *Philosophy of Science* 10 (1943), S. 18–24.
- 14 Vgl. dazu Wolfgang Hagen: *Gegenwartvergessenheit*. Lazarsfeld, Adorno, Innis, Luhmann, Berlin 2004.
- 15 Warren S. McCulloch: *An Account of the First Three Conferences on Teleological Mechanisms*, Typoskript aus dem Privatbesitz Heinz von Foersterns, Oktober 1947, S. 6 f. Norbert Wiener sollte die Möglichkeit einer Sozialkybernetik rasch ernstlich bestreiten.
- 16 Robert Michael Pearce: *Evolution of a Vietnamese Village. Part 1: The Present, after Eight Months of Pacification*, Santa Monica 1965 (RAND RM-452-1-ARPA).
- 17 Pearce: *Evolution of a Vietnamese Village* (Anm. 16), S. ix.
- 18 Pearce: *Evolution of a Vietnamese Village* (Anm. 16), S. 19.
- 19 Pearce: *Evolution of a Vietnamese Village* (Anm. 16), S. 17.
- 20 Pearce: *Evolution of a Vietnamese Village* (Anm. 16), S. 48.
- 21 Pearce: *Evolution of a Vietnamese Village* (Anm. 16), S. 22.
- 22 Pearce: *Evolution of a Vietnamese Village* (Anm. 16), S. 45.
- 23 Pearce: *Evolution of a Vietnamese Village* (Anm. 16), S. 62.
- 24 Garry D. Brewer/Martin Shubik: *The War Game. A Critique of Military Problem Solving*, Cambridge, Mass. 1979.

- 25 Vgl. John von Neumann: *Theory of Self-Reproducing Automata*, hg. v. Arthur W. Burks, Urbana/London 1966. In John Horton Conways populärer Fassung ging es ja ausgerechnet darum, wieviel gleichartige Nachbarschaft eine Zelle braucht, um zu überleben.
- 26 Vgl. dazu Konrad Kellen: *A view of the Vietcong: Elements of Cohesion in the Enemy Camp in 1966–1967*, Santa Monica 1969 (RAND RM–5462–1–ISA/ARPA); W. P. Davison/J. J. Zasloff: *A Profile of Viet Cong Cadres*, Santa Monica 1966 (RAND RM 4983–ISA/ARPA); Frank H. Denton: *Some Effects of Military Operations on Viet Cong Attitudes*, Santa Monica 1966 (RAND RM 49 66–ISA/ARPA); Pearce: *Evolution of a Vietnamese Village* (Anm. 16); *Counter-Insurgency Game Design Feasibility and Evaluation Study*, Abt Associates, Inc., 1965.
- 27 Walter Phillips Davison: *User's Guide to the Rand Interviews in Vietnam*, Santa Monica (RAND R–1024–ARPA).
- 28 Kellen: *A View of the Vietcong* (Anm. 26), S. 8.
- 29 Kellen: *A View of the Vietcong* (Anm. 26), S. 9.
- 30 Kellen: *A View of the Vietcong* (Anm. 26), S. 22.
- 31 Denton: *Some Effects of Military Operations* (Anm. 26), S. ix. Der Verfasser zitiert 42 weitere Studien.
- 32 Denton: *Some Effects of Military Operations* (Anm. 26), S. 1.
- 33 »the computer was used to [...] test [...] many possible relationships« (Denton: *Some Effects of Military Operations* (Anm. 26), S. 2).
- 34 Denton: *Some Effects of Military Operations* (Anm. 26), S. 3 f.
- 35 Alle folgenden Tabellen aus Denton: *Some Effects of Military Operations* (Anm. 26).
- 36 Vgl. Edward A. Shils/Morris Janowitz: *Cohesion and Disintegration in the Wehrmacht in World War II*, in: *Public Opinion Quarterly* 22 (1948), S. 280 ff.; M. I. Gurfein/Morris Janowitz: *Trends in Wehrmacht Morale*, in: *Public Opinion Quarterly* 20 (1946), S. 78 ff.
- 37 Vgl. Roger W. Little: *Collective Solidarity and Combat Role Performance*, Michigan State University (PhD) 1955.
- 38 Samuel A. Stouffer u. a.: *The American Soldier. Studies in Social Psychology in World War II*. 4 Bde., Princeton 1949/50.
- 39 Ulrich Bröckling: *Schlachtfeldforschung. Die Soziologie im Krieg*, in: Steffen Martus/Marina Münkler/Werner Röcke (Hg.): *Schlachtfelder. Codierung von Gewalt im medialen Wandel*, Berlin 2003, S. 205 f.
- 40 Die Hinweise sind eindeutig: Lazarsfeld selbst war Autor bei *RAND* und hatte dort die Bände *The Use of Mathematical Models in the Measurement of Attitudes* (Santa Monica 1951) und *Mathematical Thinking in the Social Sciences* (Santa Monica 1954, ²1969) herausgegeben. Frank Stanton, Lazarsfelds alter Mitstreiter beim »Program Analyzer«-Projekt und seit 1946 Präsident von *CBS*, war 1961–1967 im Vorstand der *RAND Corporation*.
- 41 Jack N. Peterman: *The »Program Analyzer«*. A New Technique in Studying Liked and Disliked Items in Radio Programs, in: *Journal of Applied Psychology*, 24/6 (1940), S. 728–741 (hier: S. 728).
- 42 Peterman: *The »Program Analyzer«* (Anm. 41), S. 728.
- 43 Tore Hollonquist/Edward A. Suchman: *Listening to the Listener. Experiences with the Lazarsfeld-Stanton Program Analyzer*, in: Paul F. Lazarsfeld/Frank N. Stanton (Hg.): *Radio Research 1942–1943*, New York 1979, S. 265–334 (hier: S. 274); vgl. Dominik Schrage: *Funktionale Selbstkenntnis und mediale Weltkenntnis. Psychotechnik und Radiophonie als Subjektivierungstechniken*, in: Astrid Epp/Nils C. Taubert/Andrea Westermann (Hg.): *Technik und Identität, Tagung Bielefeld, 7.–8. Juni 2001*, Bielefeld 2002, S. 33–51.
- 44 Peterman: *The »Program Analyzer«* (Anm. 41), S. 741.
- 45 Claus Pias: *Synthetic History*, in: Lorenz Engel/Bernhard Siegert/Joseph Vogl (Hg.): *Archiv für Mediengeschichte. Bd. 1: Mediale Historiographien*, Weimar 2001, S. 171–184.
- 46 Thomas B. Allen, *War Games*, New York 1987, S. 336 (Übers. C. P.).
- 47 Allen, *War Games* (Anm. 46) S. 338 (Übers. C. P.).
- 48 Hermann Kahn: *On Thermonuclear War. Three Lectures and Several Suggestions*, Princeton 1961, S. 228.
- 49 Vgl. Carl Schmitt: *Politische Romantik*, Berlin ⁶1998.
- 50 Michel Foucault: *Mikrophysik der Macht*, Berlin 1976.
- 51 Vgl. Michel Foucault: *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975–1976)*, Frankfurt/M. 1999.
- 52 Vgl. Jacques Donzelot: *Zur Genealogie der Regulation. Anschlüsse an Michel Foucault*, Mainz 1994.

Leander Scholz

BRD/RAF: DIE INTIMITÄT DES FEINDES

1.

Gewissermaßen als Motto der ersten ausführlichen Selbsterklärung der *Roten Armee Fraktion* mit dem Titel *Das Konzept Stadtguerilla* (1971) dient die Aufforderung, klar zwischen Freund und Feind zu unterscheiden. Gleich zu Beginn des Textes heißt es mit einem Zitat von Mao Tse Tung: »*Zwischen uns und dem Feind einen klaren Trennungsstrich ziehen!*«¹ Die im Laufe des Textes immer wieder angemahnte Dringlichkeit, erstens, die Unterscheidung zwischen Freund und Feind zu treffen, und zweitens, sie so deutlich wie möglich zu treffen, weist auf den Abgrund einer Gefahr hin, der sich die Erklärung vehement entgegenzustellen versucht. Diese Gefahr besteht nicht nur darin, wie man meinen könnte, dass der Feind nicht hinreichend sichtbar und klar umrissen ist und deshalb deutlicher als bislang markiert werden muss, so dass sich die Freunde entlang dieser Unterscheidung vom Feind nun besser als Freunde erkennen können. Vielmehr betrifft sie die wesentlich grundsätzlichere Möglichkeit, selbst ununterschieden vom Feind zu sein. Die Sichtbarkeit der Unterscheidung, die so dringend zu treffen ist, soll nicht nur die zukünftige Möglichkeit für andere sichern, diese Unterscheidung in der gleichen Weise zu treffen, sie soll darüber hinaus eine Komplizenschaft verhindern, die offensichtlich permanent hinter der Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit, zwischen Freund und Feind zu unterscheiden, lauert: nämlich (noch einmal ein Zitat von Mao), »daß wir mit dem Feind unter einer Decke stecken.«²

Wer Freund und wer Feind ist, steht also keineswegs im Vorhinein fest und ist darüber hinaus, dieses Problem noch verschärfend, in einer Weise unklar, dass derjenige, der sich auf die Seite des Freundes begibt, trotzdem jederzeit auch auf der Seite des Feindes stehen könnte, und zwar gerade in dem Moment, in dem man sich auf der richtigen Seite wähnt. Der daraus resultierende Verdacht richtet sich dementsprechend nicht nur gegen Freunde, die als falsche Freunde entlarvt werden könnten, gegen Verräter also, die zu einem bestimmten Moment die Seite gewechselt haben – er richtet sich vor allem als Selbstverdacht gegen die permanent zu treffende Unterscheidung vom Feind selbst. Es geht deshalb nicht nur darum, eine Zuordnung vorzunehmen, sich also auf eine bestimmte Seite der Unterscheidung zu stellen, sondern zunächst einmal die Bedingung dieser Unterscheidung herzustellen und damit zu zeigen, dass politische Feindschaft überhaupt möglich ist.³

Denn die Schwierigkeit des scheinbar selbstverständlichen Imperativs, einen »klaren Trennungsstrich zu ziehen«, besteht darin, dass eine bislang sichtbar gewesene Gestalt des Feindes, nämlich der »Klassenfeind«,⁴ unsichtbar und diffus geworden ist und deshalb erst wieder in die Sichtbarkeit gebracht werden muss. Genau aus diesem Grund kann der zu ziehende Trennungsstrich nicht einfach bedeuten, die Linie zwischen Freund und Feind zu markieren und allein mittels dieser Markierung den Feind schon sichtbar zu machen. Vielmehr muss sich der Feind von selbst zeigen, eine Gestalt annehmen, die er ohne diesen Trennungsstrich nicht annehmen würde. Der Trennungsstrich selber muss zugleich die Methode darstellen, mit der ein bislang unsichtbarer Feind überhaupt erst gezwungen wird, diese Gestalt anzunehmen. Denn der vorläufige Name dieses Feindes lautet schlicht das »System«. Aber was das System tatsächlich ist, lässt sich erst sagen, wenn die abstrakte Existenz dieses Systems durch eine konkrete Gestalt substituiert worden ist. Insofern lässt sich die Frage nach der Feindschaft, wie es im weiteren Text ausformuliert wird, nur »praktisch« beantworten.

2.

Die Erklärung *Das Konzept Stadtguerilla* richtet sich allerdings nicht an den Feind, sondern im Gegenteil an mögliche Freunde, an solche, die in ihrem »Urteil« über die *Rote Armee Fraktion* noch nicht »fertig« sind; sie richtet sich an »Genossen«, die in Zukunft zu Freunden oder zu Verrätern zu zählen sein werden. Für diejenigen, die das »wir« der *Roten Armee Fraktion* schon jetzt in den »schwärzesten Farben malen« (noch einmal Mao)⁵ und also mit ihrem »Urteil« schon »fertig« sind, hat die Erklärung nur einen einzigen lapidaren Satz übrig: »Auf einem so miesen Niveau möchten wir uns mit niemandem unterhalten.«⁶

Für die anderen geht es darum, die »eigene Praxis« durch eine Praxis in Frage stellen zu lassen, die sich aus dem Ziehen eines »klaren Trennungsstrichs« zwischen Freund und Feind ergeben hat. »Unsere Praxis ist kein Jahr alt«, heißt es jedoch gleich einschränkend: »Die Zeit ist zu kurz, um schon von Ergebnissen reden zu können.«⁷ Der Grund allerdings, trotzdem schon von den Erfahrungen dieser Praxis zu sprechen, besteht in der Notwendigkeit, den möglichen Freunden das »wir« zu erklären, das den Trennungsstrich gezogen hat: »Die große Öffentlichkeit, die uns die Herren Genscher, Zimmermann & Co verschafft haben, läßt es uns aber propagandistisch opportun erscheinen, schon jetzt einiges zu bedenken zu geben.«⁸

Es handelt sich deshalb bei der Erklärung nicht nur um einen Brief an mög-

liche Freunde, sondern auch darum, die Erfahrung festzuhalten, die dieses »wir« diesseits des Trennungsstrichs ausmacht. Die Erklärung ist nicht nur eine Erklärung für andere, sondern ebenso eine Selbsterklärung zur Konstitution der Freundesseite, die sich im gleichen Maße erst durch das Ziehen der Linie ergeben hat. Denn wenn der Feind zunächst unklar ist und nur durch den Trennungsstrich gezwungen werden kann, sich zu zeigen und zu konkretisieren, dann gilt das auch für die Freundesseite. Die Freunde wollen also an mögliche Freunde berichten, wie sie zu Freunden geworden sind.

Zum großen Teil versucht der Text deshalb zunächst eine Gegendarstellung: »Es ist richtig«, »Wir behaupten«, »Wir sagen nicht«, »Es ist falsch«.⁹ Und vor allem: »Wir sind keine Blanquisten und keine Anarchisten, obwohl wir Blanqui für einen großen Revolutionär halten und den persönlichen Heroismus vieler Anarchisten für ganz und gar nicht verächtlich.«¹⁰ Und das heißt hauptsächlich: »Wir« sind dem Modell der politischen Solidarität verpflichtet. Aber wenn der Feind in einer Weise unklar ist, dass er erst aus dem System heraus in eine konkrete Gestalt gezwungen werden muss, dann gilt das genauso für die Solidarität der Freunde. Wie sollen sich die Freunde als Freunde erkennen, wenn ihnen eine gemeinsame Unterscheidung vom Feind unmöglich ist? Die Unterscheidung zwischen Freund und Feind, die eben nicht klar getroffen werden kann, lässt sich vorerst nur in der Weise ihrer Unmöglichkeit thematisieren, nämlich in der Figur des Verräters.

Lediglich auf den ersten Blick liest sich die Erklärung daher wie ein Brief an mögliche Freunde, tatsächlich artikuliert sich die unterschwellige Einsicht, dass die Unterscheidung in einem Maße unmöglich werden könnte, dass damit das gesamte Feld des Politischen auf dem Spiel steht. Denn der Verräter ist nicht nur derjenige, der die Seiten gewechselt hat, sondern die systematische Heimsuchung der Unterscheidung selbst. Es ist möglich, dass die Unterscheidung in einer Weise von der Figur des Verräters dominiert wird, dass sie vollständig kollabiert. Jeder Verrat unterminiert die Zukunft der Unterscheidung selbst, bis hin zu einer völligen Gestaltlosigkeit des Politischen.¹¹ Diesem Prozess Einhalt zu gebieten, ist das dringende Anliegen des Textes. Wer nicht am Erhalt der Unterscheidung mitwirkt, ist selbst davon bedroht, von der gestaltlosen Ununterscheidbarkeit des Verräters geschluckt zu werden.

Da wäre zunächst der »Reformismus der Sozialdemokratischen Partei«: »Der sozial-liberalen Koalition ist es gelungen, die ›Unzufriedenheit‹, die sich durch Studentenbewegung und Außerparlamentarische Bewegung bemerkbar gemacht hatte, weitgehend zu absorbieren.«¹² Oder der Kampf der Gewerkschaften gegen die »Intensivierung der Ausbeutung«, der sich dann als »ökonomischer Dreck«

entpuppt, wenn er bei diesen »Übergangsforderungen« stehen bleibt.¹³ Oder die »studentischkleinbürgerliche Organisationsform«, die, ihrem Milieu und ihrer Spontaneität verhaftet, nicht imstande war, den Kampf angemessen fortzusetzen bzw. zu entfalten.¹⁴ Oder die DKP und andere »wotradikale«, »sogenannte proletarische Organisationsformen« oder Bürgerrechtler und so weiter.¹⁵ Sie alle ermutigen das »Proletariat zu Kämpfen, die angesichts des Potentials an Gewalt in diesem Staat nur verloren werden können – auf barbarische Weise.«¹⁶

In den Kreis der möglichen Freunde, der immer enger um das »wir« gezogen wird, ist der gestaltlose Feind schon tief eingedrungen. All diese Gestalten einer möglichen Freundschaft sind auf dem Weg in den Verrat und damit in die eigene Gestaltlosigkeit, insofern sie den Prozess der zunehmenden Ununterscheidbarkeit von Freund und Feind beschleunigen und nicht umkehren: »Wir sagen nicht,« heißt es weiter,

»daß die Organisation illegaler bewaffneter Widerstandgruppen legale proletarische Organisationen ersetzen könnte und Einzelaktionen Klassenkämpfe, und nicht, daß der bewaffnete Kampf die politische Arbeit im Betrieb und im Stadtteil ersetzen könnte. Wir behaupten nur, daß das eine die Voraussetzung für den Erfolg und den Fortschritt des anderen ist.«¹⁷

Die nicht im Vorhinein zu treffende Unterscheidung von Freund und Feind reproduziert sich erst einmal auf der Seite der möglichen Freunde, indem diese jederzeit als Verräter erscheinen können. Deren Entscheidung, ob sie an einer vorausliegenden Unterscheidung partizipieren, steht noch aus. Somit wird die Unmöglichkeit, den Trennungsstrich im Vorhinein zu ziehen, als eine Unterscheidung sichtbar, die verschwunden ist. Sie gerät damit aber zugleich als eine Unterscheidung in den Blick, die unter bestimmten Voraussetzungen rekonstruiert werden kann. Der Prozess der Gestaltlosigkeit, der absorbiert und integriert, der das Feld des Politischen gerade nicht in der Form der Unterscheidung von Freund und Feind erscheinen lässt, sondern im Gegenteil: in einer Formlosigkeit, die bloß noch die Figur eines permanenten Verrats erkennen lässt, dieser Prozess stellt sich somit im gleichen Moment auch als umkehrbar dar, als das Moment einer »Intervention«. Wo es Verräter gibt, muss es auch Freunde und Feinde geben oder zumindest gegeben haben.

Erst wenn das System »allgegenwärtig« wäre, würde es unmöglich sein, die Unterscheidung von Freund und Feind zu rekonstruieren. Die Bedingung der Unterscheidung wiederherzustellen, also zu beweisen, dass Feindschaft möglich

ist, hängt deshalb davon ab, ob es gelingt, »den Mythos von der Allgegenwart des Systems und seiner Unverletzlichkeit zu zerstören.«¹⁸ Die Antwort darauf gibt das *Konzept Stadtguerilla*, in dem vorgeschlagen wird, den Trennungsstrich so zu ziehen, dass es in Zukunft unmöglich ist, »mit dem Feind unter einer Decke zu stecken«. Damit ist ebenfalls die Antwort gegeben, wie sich zugleich die Freundesseite rekonstruieren lässt.

3.

»Die Klassenkämpfe entfalten / Das Proletariat organisieren / Mit dem bewaffneten Widerstand beginnen / Die Rote Armee aufbauen«¹⁹ – mit dieser Parole endet das Gründungsdokument der *Roten Armee Fraktion* vom 5. Juni 1970. Alle in dieser Reihe von Anweisungen vorkommenden Subjekte sind von der Gegenwart negiert oder zumindest unkenntlich gemacht. Kenntlich sind sie nur als Subjekte der Vergangenheit: die *Klassenkämpfe*, das *Proletariat*, die *Rote Armee*. Zwischen »entfalten«, »organisieren« und »aufbauen« steht deshalb »beginnen«, und zwar mit der Substitution dieser Subjekte, aber nicht durch neue, gegenwärtige Subjekte im Sinne einer fortgesetzten oder wiederbelebten Tradition, sondern durch Platzhalter für das zukünftige Auftauchen neuer Subjekte. Nicht das »wir« tritt an die Stelle eines dieser Subjekte, etwa als »revolutionäres Subjekt« selbst (das waren nicht einmal die Studentenproteste, wie die Erklärung feststellt), sondern das »wir« hält als Stellvertreter einen Platz frei, der zukünftig noch eingenommen werden soll; es gibt dem Verschwinden dieses Platzes gewissermaßen einen Aufschub. Die Namensgebung *Rote Armee Fraktion* ist deshalb nicht nur ein historischer oder symbolischer Anklang, sondern bringt genau dies zum Ausdruck. Die vergangene *Rote Armee* und die zukünftige *Rote Armee* sind durch die *Rote Armee Fraktion* wie durch einen vorübergehend gewesenen *missing link* verbunden, der selbst nur die Erinnerung an die Möglichkeit der Substitution darstellt, ohne sie erbringen zu können. Die *Fraktion*, könnte man sagen, hält also zunächst nur die Ununterschiedenheit der Unterscheidung von Freund und Feind fest, ohne selbst die Antwort darauf zu sein.

Die Frage der Namen reicht aber noch weiter. Denn wenn weder das »wir« schon die Rekonstruktion der Freundesseite darstellt, die deutlich von der Feindesseite unterschieden ist, noch die Feinde als solche kenntlich sind, dann verbirgt sich nicht nur der Feind im System, sondern es sind dort ebenso diejenigen Freunde verborgen, in deren Namen die Zukunft der Unterscheidung vorübergehend vertreten werden soll. So wie die Figur eines permanenten Verrats die Un-

terscheidung als verschwundene aufscheinen lässt, ist es umgekehrt die Figur des unkenntlichen Opfers, die in der gleichen Weise die Unterscheidung zwar als eine überlagerte aber trotzdem in ihrer Möglichkeit präzise darstellt. *Verräter* und *Opfer* sind beides lediglich Symptome der gegenwärtigen Ununterschiedenheit.

Es ist keine Nebensächlichkeit, dass die Erklärung *Dem Volk dienen. Stadtguerilla und Klassenkampf* vom April 1972 mit dem scheinbar neutralsten Opfer der modernen Gesellschaft einsetzt, mit dem Verkehrsoffer nämlich. »20 000 Menschen sterben jedes Jahr«, heißt es dort, »weil die Aktionäre der Automobilindustrie nur für ihre Profite produzieren lassen und dabei keine Rücksicht auf die technische Sicherheit der Autos und den Straßenbau nehmen.«²⁰ Was, so lässt sich fragen, haben Verkehrstote mit dem politischen Kampf zu tun? Weiter werden diejenigen aufgezählt, die am Arbeitsplatz sterben, »weil es den Produktionsmittelbesitzern nur auf ihre Profite ankommt«, dann diejenigen, die Selbstmord begehen, »weil sie nicht im Dienste des Kapitals hinsterven wollen«, und zuletzt »1000 Kinder«, die jedes Jahr ermordet werden, »weil die zu kleinen Wohnungen nur dazu da sind, daß die Haus- und Grundbesitzer eine hohe Rendite einstreichen können.«²¹ Offenbar können diese sehr unterschiedlichen Opfer zum Symptom dafür werden, dass die Unterscheidung zwar verschwunden, aber nicht spurlos verschwunden ist. So neutral die aufgezählten Opfer auf den ersten Blick auch erscheinen mögen, so lange sie Opfer *des* Systems sind, könnten sie auch unterlegene Freunde eines unkenntlichen Feindes sein. Die gegenwärtige Unmöglichkeit der Unterscheidung führt also in einem ersten Schritt der Rekonstruktion auf beiden Seiten der Unterscheidung zu einer unbegrenzten Ausweitung von Freund und Feind.

Es lässt sich nicht sagen, welches Opfer tatsächlich ein Opfer *des* Feindes ist, wenn der Feind das gestaltlose System und prinzipiell überall anzutreffen ist (selbst noch in demjenigen, der bereit ist, den Trennungsstrich zu ziehen). Also kann im Grunde jeder Tod, auch der scheinbar natürlichste im »Dienst der Ausbeuter«,²² in einer Relation zum Feind stehen und möglicherweise eine andere Bedeutung haben als der Tod, der jedem beschieden ist, wie es im Motto der Erklärung wiederum mit einem Zitat von Mao Tse Tung angedeutet wird.²³ Nicht nur die Feinde sind abstrakt geworden (sie lassen sich zwar noch in Form von Interessen aufzählen, aber nicht mehr einer *Klasse* zurechnen), auch den Opfern ist der Name abhanden gekommen; sie sind zu statistischen Opfern geworden, so dass sie dementsprechend selbst in der Erklärung der *Roten Armee Fraktion* als Zahlenreihen dargestellt werden.

Die statistische Dimension dieser Opfer lässt es nicht mehr zu, sie eindeutig dem politischen Kampf von Freund und Feind zuzurechnen; ihr Tod ist keine

Ausnahme, sondern gehört der Regelmäßigkeit des Systems an. Gerade das Statistische lässt diese Opfer nicht mehr als solche erscheinen, die im Hegelschen Sinne der Dialektik von Herrschaft und Knechtschaft den Tod wagten, um (noch einmal Mao) einen »gewichtigen« Tod und damit für die »Interessen des Volkes« zu sterben.²⁴ Wenn nun aber gerade das Volk bloß noch in der statistischen Form von kalkulierbaren Risiken, Wahrscheinlichkeiten und Eventualitäten erscheint, dann ist auch der darin mitkalkulierte Tod kein »herausragendes Geschehen« mehr, um mit Joseph Vogl zu sprechen, »in dem Handelnde und Leidende, Täter und Opfer in dramatischer Verwicklung aufeinanderstoßen«, sondern ein »Übel«, das »permanent gegenwärtig und doch bloß potentiell« ist.²⁵ In das Ereignis des Opfers schiebt sich der Zufall auf eine Weise hinein, dass es unmöglich ist, im Namen des Opfer anders zu sprechen, als die Zahl im Sinne einer schlechten Normalverteilung anzugeben. Genauso gut wie zur Ermächtigung des bewaffneten Kampfes hätte die Zahl der »1000 Kinder«, die jedes Jahr ermordet werden, »weil die zu kleinen Wohnungen nur dazu da sind, daß die Haus- und Grundbesitzer eine hohe Rendite einstreichen können«,²⁶ als Symptom für die Forderung dienen können, größere Wohnungen zu bauen.

Dass ausgerechnet die Erklärung *Dem Volk dienen. Stadtguerilla und Klassenkampf* mit der statistischen Aufzählung von Opfern des Systems beginnt, verweist auf genau dieses Problem. Dem statistischen Volk kann nicht gedient werden. Das Volk, dem gedient werden soll, gibt es jenseits der Unterscheidung von Freund und Feind nicht. Deswegen folgen den statistischen Opfern im Text auch gleich die Namen – genauer die Vornamen – der ersten Opfer auf Seiten der *Roten Armee Fraktion*, »Petra, Georg und Thomas« (Petra Schelm, Georg Rauch, Thomas Weisbecker), die im »Kampf gegen das Sterben im Dienst der Ausbeuter« selbst zu Opfern wurden. »Sie wurden ermordet,« heißt es weiter in der Erklärung, »damit das Kapital ungestört weitermorden kann und damit die Leute weiterhin denken müssen, daß man nichts dagegen machen kann.«²⁷

Diejenigen Opfer, die einen Namen tragen und klar auf einer Seite standen, rücken also nicht unmittelbar an die Stelle der statistischen Opfer, indem die Kämpfenden zu konkreten Opfern für die abstrakten Opfer werden, sondern sie holen gleichsam allegorisch das Drama zurück, das sich der statistischen Opferzahl nicht mehr ablesen lässt. Man könnte sagen, das »wir« spielt die gesamte Szene des Systems unter den Vorzeichen von Freund und Feind durch, auf einer Bühne allerdings, auf der sich nur diejenigen befinden, die den Trennungsstrich gezogen haben, und vor einem Publikum, das selbst von diesem Trennungsstrich unberührt bleibt. Die Unterscheidung wird somit in Szene gesetzt, ohne selbst tatsächlich als Unterscheidung wirksam zu werden. Das System wird zu keinem

Moment einen politischen Feind erkennen und versagt den inhaftierten Terroristen dementsprechend den Status von politischen Gefangenen. Das Drama – und damit die Inszenierung der Unterscheidung – spielt sich einzig auf der Seite des »wir« ab, auf der sich die Figuren des dramatischen Opfers und des dramatischen Verrats finden (am deutlichsten in der Auseinandersetzung mit Ulrike Meinhof).²⁸ Die Opfer auf der Seite des Systems hingegen, ob als Verkehrsoffer oder als Opfer der terroristischen Anschläge, bleiben immer Opfer des Systems, und zwar in dem Sinne, dass sie Friktionen im System zum Opfer gefallen sind und sich nicht als Folge einer vorgängigen Feindschaft darstellen lassen. Es sind daher im und für das System stets zufällige und ausschließlich durch diesen Zufall und nur im Rahmen dieses Zufalls dramatische Opfer. In dieser allegorischen Rückholung und Reinszenierung der Unterscheidung von Freund und Feind auf die Bühne des »wir« reproduziert sich die Unterscheidung immer enger innerhalb derer, die den Trennungsstrich gezogen haben, bis schließlich zur Selbstvernichtung des »wir« mit den Selbstmorden vom 17./18. Oktober 1977, die der Logik der Unmöglichkeit, die Unterscheidung klar zu treffen, gleichsam konsequent bis zum Urheber der Unterscheidung folgt. Holger Meins hat das in einem Brief während des Hungerstreiks von 1974 deutlich zum Ausdruck gebracht: »Entweder Schwein oder Mensch / Entweder Überleben um jeden Preis / oder Kampf bis zum Tod / Entweder Problem oder Lösung / Dazwischen gibt es nichts.«²⁹

4.

In einem Interview von 1975 hat Horst Herold, der damalige Präsident des Bundeskriminalamtes, auf die Frage, ob er einem »Computerfetischismus« erlegen sei, mit einem in seinen Aufsätzen häufiger zu findenden Satz geantwortet: »Wer das Kapitalverbrechen bekämpfen will, muß Kraftfahrzeugfahndung betreiben.«³⁰ Zu den »Kapitalverbrechen« zählt selbstverständlich auch der Terrorismus der *Roten Armee Fraktion*. Bemerkenswert an diesem Satz ist nicht der in diesem Zusammenhang beschriebene Einsatz neuer Computertechniken, sondern die Adressierung des Verbrechens anhand des Verkehrsflusses (sowohl im Wortsinn als auch im übertragenen Sinn) und die damit einhergehende Verschiebung der Aufmerksamkeit vom Subjekt des Verbrechens auf die Bedingungen des Verbrechens. Diese Art der Adressierung erfolgt nicht nur aus Effizienzgründen, sondern steht in einem größeren Zusammenhang der Verobjektivierung des »Straftatenkomplexes« sowohl auf der Seite der Fahndung als auch auf der Seite der Analyse mittels einer Verwissenschaftlichung der Polizeiarbeit.³¹

»Die Verobjektivierung,« so Herold, »also die Entsubjektivierung des Ermittlungsverfahrens, ist ein wichtiges rechtsstaatliches Ziel.«³² Voraussetzung für dieses »rechtsstaatliche Ziel« ist der computergestützte Einsatz bei der statistischen Erfassung der Gesellschaft auf eine Weise, die einem heuristischen Bruch in der Polizeiarbeit gleichkommt. Denn von nun an geht es nicht mehr nur um die »Erkenntnis des Bestehenden« und dementsprechend um die »Fahndung«, sondern um die »Antizipation schlechthin«, das heißt, um den Einsatz der Polizei als »gesellschaftliches Diagnoseinstrument«, eine in die Zukunft hinein verlängerte Fahndung, die Herold etwas euphemistisch »Forschen« nennt: »Mit dieser Leistungsfähigkeit (der Allgemeinen Datenverarbeitung) überschreitet die Statistik ihre eigene Grenze und dringt in die Kernbereiche aller anderen Wissenschaften vor, die sich mit der Gesellschaft und dem Menschen befassen.«³³

Unter »Prävention« oder »Diagnose« versteht Herold deshalb nicht mehr nur die »Warnung« oder »Vorsorge« vor eventuellen Straftaten, sondern einen selbststeuernden Regelkreis zwischen aktueller Datenerfassung und prognostischer Beurteilung, der »Gesetz und Recht, Politik und Staat der permanenten Umformung« unterwerfen soll.³⁴ Die Polizei fungiert damit nicht mehr als ein parierender »Vollstrecker«, sondern als ein selbständiges Steuerungselement, das gleichsam »reflexartig« Befehle auslösen kann, um der erfassten »Kriminalitätsdichte« automatisch die entsprechende »Polizeidichte« gegenüber zu stellen.³⁵ Herolds Hoffnungen, mittels der Möglichkeiten einer elektronisch implementierten Kybernetik die Aufgaben der Polizei von der »Repression« zur »Prävention« zu redefinieren, gehen dabei sogar so weit, dass eine erfolgreiche Prävention letztlich die »Formulierung von Gesetzesnormen zur Aufhebung oder Änderung der gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen Kriminalität entsteht«,³⁶ zum Ziel haben muss. Zwar räumt Herold an anderer Stelle ein, dass es einen »Bodensatz« an Kriminalität gebe, der »unausrottbar« sei,³⁷ aber prinzipiell soll die systemtheoretische Ausrichtung der polizeilichen Erfassung langfristig eine gesamtgesellschaftliche Selbststeuerung ermöglichen, die erstens auf der Seite der gesellschaftlichen Institutionen alle Störungen im Sinne einer Optimierung behebt und damit gleichsam zwangsläufig zweitens die Bedingung der Störungen dieser gesellschaftlichen Institutionen – zum Beispiel durch das Verbrechen – selbst aufhebt.

Damit eine solche Selbststeuerung überhaupt – und zunächst wenigstens theoretisch – funktionieren kann, ist es entscheidend, dass es in der »Gesamtplanung« nicht zur »Bildung inhomogener Teilbereiche und isolierter Arbeitsinseln« kommt, »die sich später in den Gesamtorganismus nicht mehr einfügen lassen oder diesen sogar stören.«³⁸ Das gilt selbstverständlich nicht nur für den Polizeiparapparat, also für die Möglichkeit einer *inneren* Störung, sondern ebenfalls für die

Gesellschaft insgesamt, für den »Gesamtorganismus«, in dem schließlich die Bedingungen einer *äußeren* Störung mittels »polizeilicher Diagnose« beseitigt werden sollen. Vor allem in den 80er Jahren und im Zusammenhang mit dem »Volkszählungsurteil« vom 15.12.1983 und der sogenannten »positiven« oder »negativen« polizeilichen »Rasterfahndung« wurde diese informationstechnische Homogenisierung unter den Stichwörtern »Polizeistaat« oder »Überwachungsstaat« diskutiert, woraus sich analog zur Lehre von der Gewaltenteilung der Gedanke einer Teilung der Informationsgewalt und die juristische Formulierung des Datenschutzes entwickelt hat.³⁹

Aber unabhängig davon, wie stark die neue Erfassung des »gesamten Straftatenkomplexes« auch normativ vom Gesetzgeber eingeschränkt wird, bleibt die von Herold erkannte und grundsätzliche Umkehrung des Fahndungsprinzips bestehen. Denn wenn das Verbrechen der polizeilichen Fahndung nicht mehr bloß als Verbrechen unterliegt, sondern dessen Bedingungen von der polizeilichen Fahndung im Sinne eines »Forschens« adäquat erfasst werden sollen, bedeutet das nicht nur hinsichtlich der »Antizipation« eine Ausweitung in die Zukunft der Verbrechensbekämpfung, sondern auch hinsichtlich der zu erfassenden Tatbestände, die zum »Straftatenkomplex« gehören bzw. gehören können. Was nämlich Teil der Erfassung sein soll und was nicht, kann im Vorhinein nicht ausgemacht werden. Vor allem im Rahmen der »Rasterfahndung« erscheinen deswegen als prinzipielles Medium der Fahndung immer alle statistisch Erfassten – und zwar unabhängig von der jeweiligen polizeilichen Ermächtigung, auf außerpolizeiliche Daten zuzugreifen.⁴⁰

Umgekehrt rückt die Nicht-Erfassung als die eigentliche Störung ins Zentrum der polizeilichen Aufmerksamkeit. Der Verbrecher, der gewissermaßen von außen das System stört, erscheint nun immer zugleich als eine Störung *des* Systems, als ein Mangel der Erfassung bzw. der Prävention. Die Störung wird nicht mehr unmittelbar durch den Verbrecher verkörpert, sondern der Verbrecher ist lediglich das Symptom für eine unzureichende Erfassung bzw. Selbststeuerung des Systems. *Innere* und *äußere* Störung, so könnte man sagen, gehen zumindest aus Sicht des Systems ineinander über.⁴¹ Der Verbrecher kann genauso zum Anzeichen für Inhomogenität werden wie ein ineffizienter Verwaltungsapparat. Das heißt, dass sich nicht nur die Fahndungsmethoden und die Polizeiarbeit durch die kybernetische Implementierung von Grund auf ändern, sondern die Art und Weise, wie das Verbrechen in den Blick kommt – insbesondere das »Kapitalverbrechen«, zu dem der Terrorismus der *Roten Armee Fraktion* zählt.

5.

Der heuristische Bruch der »Entsubjektivierung« vollzieht sich nicht nur auf der Ebene der Polizeiarbeit und der Justiz, etwa durch den von Herold propagierten »Sachbeweis« als zuverlässigere Form der Zeugenschaft,⁴² sondern ebenso auf der Ebene der Analyse und der Verortung des Verbrechens im »Gesamtorganismus«. Wenn Herold vom »mobilen Verbrechen« als dem »gefährlichsten Teil des Verbrechens« spricht,⁴³ dann ist damit nicht nur gemeint, dass die »Verbrecher« mittels Kraftfahrzeugen »mobil« sind und deswegen der »Verkehrsfluss« kontrolliert werden muss. Das Verbrechen ist auch in einem übertragenen Sinn ortlos geworden; es versteckt sich in den statisch erfassten Massendaten und lässt sich nicht mehr einfach den sogenannten »gefährdeten Orten« oder etwaigen »Unterschichten« zuordnen oder gar mittels einer »Typenlehre« lokalisieren. Erst die Kontrolle und damit die Diagnose des »Verkehrsflusses« – auch im übertragenen Sinn als Kommunikationsfluss – lässt den Zusammenhang des Verbrechens mit den Bedingungen, die das Verbrechen produzieren, sichtbar werden. Das Verbrechen in diesem Sinne gibt es überhaupt erst als herausgefiltertes, denn es ist nicht nur in seinen Bedingungen stets Produkt des Systems, sondern auch in seiner Konturierung.

Das Verbrechen wird damit insofern vom personalen Subjekt des Verbrechens entkoppelt, als zwar Tatmotive bei der Fahndung selbstverständlich weiterhin eine zentrale Rolle spielen, aber der Täter nicht mehr als einer bestimmten Tätergruppe zugehörig erscheint, die mehr oder weniger stabil bleibt, sondern spezifischen gesellschaftlichen Bedingungen entspricht, die gerade mittels der diagnostischen Arbeit der Polizei einer »permanenten Umformung« unterworfen werden sollen. Als Störung erweist sich das Verbrechen deshalb in zweierlei Hinsicht: In dem Moment nämlich, in dem es für die Umformung *produktiv* wird, erscheint das Verbrechen zwar als *dieses* Verbrechen aufgehoben, aber nicht jedoch in seiner Produktivität der Umformung. Als produktive Störung bleibt es ein geradezu integrativer Bestandteil des »Gesamtorganismus«. Gerade im Zusammenhang mit dem Terrorismus der *Roten Armee Fraktion* hat Herold besonders deutlich die Position vertreten, dass das »Kapitalverbrechen« des Terrorismus ein Problem des Systems anzeigt, das sich in Zukunft noch verschärfen wird,⁴⁴ wenn sich das System nicht der Veränderung fähig erweist. »Auch zu seiner Hochzeit«, so Herold,

habe ich öffentlich den Terrorismus als eine objektive Erscheinung bezeichnet, die auch dann aufgetreten wäre, wenn es Baader und Meinhof nicht gegeben hätte. Terrorismusbekämpfung ist in erster Linie eine poli-

tische Aufgabe, die gesellschaftliche Ursachen aufzuheben oder zu verändern, die Terrorismus möglich machen.⁴⁵

Überspitzt und entgegen Herolds Absicht könnte man beinahe schlussfolgern, der Terrorismus hätte ansonsten erfunden werden müssen, um die Sphäre des Politischen dem Druck der »Umformung« auszusetzen. Denn die mit der kybernetischen Selbststeuerung verbundenen Hoffnungen sind andererseits von einem tiefen Misstrauen gegenüber den prinzipiellen Möglichkeiten und Spielräumen von politischen Entscheidungsträgern in einer Massendemokratie gekennzeichnet. Dementsprechend soll die Automatisierung der Entscheidungsfindung ebenso das Problem der Autorität *im* System lösen, ein grundsätzliches Problem arbeitsteiliger oder ausdifferenzierter Gesellschaften, das schon der Staatsrechtler Ernst Forsthoff anhand des modernen »Sozialstaats« diagnostizierte. Der »Sozialstaat«, so Forsthoff, verdankt sich in seiner Entwicklung nicht mehr einem »Programm« oder einem »ideellen Entwurf«, sondern dem »Druck der Verhältnisse«.⁴⁶

Unter den Bedingungen eines antizipierenden und selbstregulativen Systems, das kein Außen in Form einer Klasse und keinen politischen Feind mehr kennt, erscheint der Terrorismus dann genau als dasjenige, was sich dennoch der Antizipation entzieht. Denn was in der bürgerlichen Gesellschaft die ausgegrenzte und zugleich diese Gesellschaft umformende *proletarische Klasse* war und was Forsthoff unter dem »Druck der Verhältnisse« zusammenfasst, kann sich im Rahmen eines auf umfassende Subsumtion abzielenden Systems nur noch in Form eines »Aktes der Singularität« als die Heimsuchung dieser Subsumtion selbst darstellen. »Auf ein System,« so Jean Baudrillard,

dessen Übermaß an Macht selbst eine unlösbare Herausforderung darstellt, antworten die Terroristen mit einem definitiven Akt, der ebenfalls unmöglich mehr Gegenstand eines Tauschs sein kann. Der Terrorismus ist jener Akt, der innerhalb eines generalisierten Tauschsystems eine irreduzible Singularität wiederherstellt.⁴⁷

Deshalb kann dieser Terrorismus nicht mehr im Namen einer beschreibbaren *Klasse* stattfinden und erscheint zugleich – wie der Terrorismus der *Roten Armee Fraktion* – als ein Terrorismus im Namen aller und auf alle gerichtet. Die von Heinrich Böll geprägte und populär gewordene Formel für den Terrorismus der *Roten Armee Fraktion* als Krieg von »Sechs gegen 60 Millionen« spiegelt diese ortlos gewordene Form der politischen Feindschaft besonders prägnant wider.⁴⁸

- 1 Rote Armee Fraktion: Das Konzept Stadtguerilla, in: Rote Armee Fraktion. Texte und Materialien zur Geschichte der RAF, Berlin 1997, S. 27–48 (hier: S. 27).
- 2 Rote Armee Fraktion: Das Konzept Stadtguerilla (Anm. 1), S. 27.
- 3 Vgl. Carl Schmitt: Theorie des Partisanen. Zwischenbemerkungen zum Begriff des Politischen, Berlin 1963, S. 93: »Der Kern des Politischen ist nicht Feindschaft schlechthin, sondern die Unterscheidung von Freund und Feind und setzt beides, Freund *und* Feind voraus.«
- 4 Vgl. dazu Joachim Bruhn: Der Untergang der Roten Armee Fraktion, in: Emile Marensin: Stadtguerilla und soziale Revolution. Über den bewaffneten Kampf und die Rote Armee Fraktion, Freiburg 1998, S. 7–30.
- 5 Rote Armee Fraktion: Das Konzept Stadtguerilla (Anm. 1), S. 27.
- 6 Rote Armee Fraktion: Das Konzept Stadtguerilla (Anm. 1), S. 27.
- 7 Rote Armee Fraktion: Das Konzept Stadtguerilla (Anm. 1), S. 31.
- 8 Rote Armee Fraktion: Das Konzept Stadtguerilla (Anm. 1), S. 31.
- 9 Rote Armee Fraktion: Das Konzept Stadtguerilla (Anm. 1), S. 30 f.
- 10 Rote Armee Fraktion: Das Konzept Stadtguerilla (Anm. 1), S. 30.
- 11 Es ist vielfach darauf hingewiesen worden, dass sich gerade die *Rote Armee Fraktion* mit der Unterscheidung von Freund und Feind in die Tradition einer »Zwangslogik des Entweder-Oder« von Carl Schmitt gestellt hat, was unter anderem für Jürgen Habermas ein Argument war, um von einem »linken Faschismus« zu sprechen. Vgl. dazu Wolfgang Kraushaar: Phantomschmerz RAF, in: ders.: 1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur, Hamburg 2000, S. 163–171 (hier: S. 166 f.). Dazu, dass es sich schon bei der von Schmitt formulierten Differenz von Freund und Feind nicht um eine einfach durchzuführende Logik des Entweder-Oder handelt, vgl. Friedrich Balke: Restating Sovereignty (in diesem Band).
- 12 Rote Armee Fraktion: Das Konzept Stadtguerilla (Anm. 1), S. 32.
- 13 Rote Armee Fraktion: Das Konzept Stadtguerilla (Anm. 1), S. 39.
- 14 Rote Armee Fraktion: Das Konzept Stadtguerilla (Anm. 1), S. 36.
- 15 Rote Armee Fraktion: Das Konzept Stadtguerilla (Anm. 1), S. 39.
- 16 Rote Armee Fraktion: Das Konzept Stadtguerilla (Anm. 1), S. 39.
- 17 Rote Armee Fraktion: Das Konzept Stadtguerilla (Anm. 1), S. 32.
- 18 Rote Armee Fraktion: Das Konzept Stadtguerilla (Anm. 1), S. 42.
- 19 Rote Armee Fraktion: Die Rote Armee aufbauen. Erklärung zur Befreiung Andreas Baaders vom 5. Juni 1970, in: Rote Armee Fraktion. Texte und Materialien zur Geschichte der RAF, Berlin 1997, S. 24–26 (hier: S. 26).
- 20 Rote Armee Fraktion: Dem Volk dienen. Stadtguerilla und Klassenkampf, in: Rote Armee Fraktion. Texte und Materialien zur Geschichte der RAF, Berlin 1997, S. 112–144 (hier: S. 112).
- 21 Rote Armee Fraktion: Dem Volk dienen (Anm. 20), S. 112.
- 22 Rote Armee Fraktion: Dem Volk dienen (Anm. 20), S. 112.
- 23 Rote Armee Fraktion: Dem Volk dienen (Anm. 20), S. 112: »Der Tod ist jedem beschieden, aber nicht jeder Tod hat die gleiche Bedeutung. In alten Zeiten gab es in China einen Schriftsteller namens Sima Tjiän. Dieser sagte einmal: ›Es stirbt allerdings ein jeder; aber der Tod des einen ist gewichtiger als der Tai-Berg, der Tod des anderen hat weniger Gewicht als Schwanenflaum.‹ Stirbt man für die Interessen des Volkes, so ist der Tod gewichtiger als der Tai-Berg; steht man im Sold der Faschisten und stirbt für die Ausbeuter und Unterdrücker des Volkes, so hat der Tod weniger Gewicht als Schwanenflaum.«
- 24 Rote Armee Fraktion: Dem Volk dienen (Anm. 20), S. 112.
- 25 Joseph Vogl: Beliebige Feindschaft. Zur Epoche des Amok, in: Medardus Brehl/Kirstin Platt (Hg.): Feindschaft, München 2003, S. 211–225 (hier: S. 223). Zur Epistemologie der »Versicherungsgesellschaft« vgl. François Ewald: Der Vorsorgestaat, Frankfurt/M. 1993, S. 15–57.
- 26 Rote Armee Fraktion: Dem Volk dienen (Anm. 20), S. 112.
- 27 Rote Armee Fraktion: Dem Volk dienen (Anm. 20), S. 112 f.
- 28 Vgl. Stefan Aust: Der Baader-Meinhof-Komplex, Hamburg 1997, S. 382–390.
- 29 Zitiert nach Aust: Der Baader-Meinhof-Komplex (Anm. 28), S. 302.
- 30 Horst Herold: T wie Terror. Interview mit Claus-Hinrich Casdorff und Rudolf Rohlinger, in: Werner Höfer (Hg.): Knast oder Galgen? Gewaltverbrechen und Strafvollzug zwischen Urteilsfindung und Volksempfinden, Percha 1975, S. 194–200 (hier: S. 195).
- 31 Vgl. dazu Horst Herold: Künftige Einsatzformen der EDV und ihre Auswirkungen im Bereich der Po-

- izei, in: Kriminalistik. Zeitschrift für die gesamte kriminalistische Wissenschaft und Praxis 28/9 (1974), S. 385–392.
- 32 Horst Herold im Interview: Die Polizei als gesellschaftliches Diagnoseinstrument [1983], in: Roland Appel/Dieter Hummel/Wolfgang Hippe (Hg.): Die Neue Sicherheit. Vom Notstand zur Sozialen Kontrolle, Köln 1988, S. 65–92 (hier: S. 68).
- 33 Herold: Künftige Einsatzformen der EDV (Anm. 31), S. 392.
- 34 Horst Herold: Polizeiliche Informationsverarbeitung als Basis der Prävention, in: Prävention und Strafrecht (= Tagungsberichte der Deutschen Kriminologischen Gesellschaft vom 4. Dezember 1976), Hamburg/Heidelberg 1977, S. 23–35 (hier: S. 24).
- 35 Zur Rezeption von Norbert Wieners *Cybernetics – or Control and Communication in the Animal and the Machine* (1948) vgl. Horst Herold: Kybernetik und Polizei-Organisation, in: Die Polizei. Zentralorgan für das Sicherheits- und Ordnungswesen, Polizei-Wissenschaft, -Recht, -Praxis, 61/2 (1970), S. 33–37. Vgl. auch Dieter Schenk: Der Chef. Horst Herold und das BKA, Hamburg 1998, S. 49–55.
- 36 Herold: Die Polizei als gesellschaftliches Diagnoseinstrument (Anm. 32), S. 75.
- 37 Horst Herold: Polizeiliche Datenverarbeitung und Menschenrechte, in: Recht und Politik, Vierteljahresshefte für Rechts- und Verwaltungspolitik 16/1 (1980), S. 79–86 (hier: S. 80).
- 38 Horst Herold: Organisatorische Grundzüge der elektronischen Datenverarbeitung im Bereich der Polizei, in: Taschenbuch für Kriminalisten. Bd. 18, Hilden 1968, S. 240–257 (hier: S. 241).
- 39 Vgl. dazu Horst Herold: Konstruktive Sicherheit – eine Gegenthese, in: Der Traum der Vernunft. Vom Elend der Aufklärung. Eine Veranstaltung der Akademie der Künste, Berlin. Zweite Folge, Darmstadt/Neuwied 1986, S. 248–260; ders.: »Rasterfahndung« – eine computergestützte Fahndungsform der Polizei. Begriffe, Formen, Abläufe, in: Recht und Politik, Vierteljahresshefte für Rechts- und Verwaltungspolitik 21/1 (1985), S. 84–96. Siehe auch ausführlich bei Jürgen Simon/Jürgen Traeger: Rasterfahndung. Entwicklung, Inhalt und Grenzen einer kriminalpolizeilichen Fahndungsmethode, Baden-Baden 1981, S. 16–31.
- 40 Vgl. dazu Leander Scholz: Rasterfahndung oder Wie wird Wachs gemacht, in: Alexander Böhnke/Jens Schröter (Hg.): Analog/Digital – Opposition oder Kontinuum? Beiträge zu Theorie und Geschichte einer Unterscheidung, Bielefeld 2004 [im Druck].
- 41 Herold hat deshalb die »Internationalität« des Terrorismus als ein zentrales Merkmal seiner »Eigengesetzlichkeit« herausgestellt. Vgl. Horst Herold: Perspektiven der internationalen Fahndung nach Terroristen. Möglichkeiten und Grenzen, in: Kriminalistik. Zeitschrift für die gesamte kriminalistische Wissenschaft und Praxis, 34 (1980), S. 165–171 (hier: S. 165).
- 42 Vgl. Horst Herold: Neue Wege in der Kriminaltechnik eröffnen – ein gesellschaftlicher Auftrag der naturwissenschaftlichen Kriminalistik, in: Hans Göppinger/Paul H. Bresser (Hg.): Tötungsdelikte: Bericht über die XX. Tagung der Gesellschaft für die gesamte Kriminologie vom 4.–6. Oktober 1979 in Köln, Stuttgart 1980, S. 183–196.
- 43 Herold: T wie Terror. (Anm. 30), S. 195.
- 44 Vgl. dazu Dorothea Hauser: Baader und Herold. Beschreibung eines Kampfes, Frankfurt/M. 1998, S. 19–24.
- 45 Herold: Die Polizei als gesellschaftliches Diagnoseinstrument (Anm. 32), S. 80.
- 46 Ernst Forsthoff: Das politische Problem der Autorität, in: ders.: Rechtsstaat im Wandel. Verfassungsrechtliche Abhandlungen 1950–1964, Stuttgart 1964, S. 99–110 (hier: S. 103).
- 47 Jean Baudrillard: Der Geist des Terrorismus. Herausforderungen des Systems durch die symbolische Gabe des Todes, in: ders.: Der Geist des Terrorismus, Wien 2002, S. 11–35 (hier: S. 15).
- 48 Vgl. Aust: Der Baader-Meinhof-Komplex (Anm. 28), S. 224–227.

Axel Roch

STOCHASTIC INTERFACES.

TOWARDS A THEORY OF CULTURAL PREDICTION IN TIME-BASED INTERACTION

Typical magical applications include farsensing, shapeshifting, teleportation, prediction, and mind-reading. Not surprisingly, technology too has some of these characteristics. We use specialized software and hardware (that is something sometimes mediated by a helpful agent or not-so-helpful demon), to communicate ideas, transport objects, and predict future events.

Kim Binsted, CSL Sony

Since the electronisation of media and culture there has been a challenge in designing time-based or performative human/machine-interfaces. Advanced and intelligent interface technology in media culture can get ›magical‹; at least cultural theorists like Erik Davis and/or computer scientists like Kim Binsted recognise and have begun to investigate. One of these ›magical‹ aspects of technology is the prediction of future events. This was, of course, also the aim of early cybernetics, the science of computing, control, and communication before the emergence of new media culture.

Norbert Wiener, often called founder of cybernetics, used in World War Two mathematical methods to extrapolate trajectories of movements created by human beings. In his *The Extrapolation, Interpolation and Smoothing of Stationary Time Series with Engineering Application-Report* to the National Defense and Research Committee (NDRC), written in 1942, Norbert Wiener used existing models based on statistics to predict the future position of objects in motion. The prediction of future behaviour was essential to World War Two defence strategies because with an airplane flying high and fast any shell fired against its actual position would have missed it. »Even before the war, it had become clear that the speed of the airplane had rendered obsolete all classical methods of the direction of fire, and that it was necessary to build into the control apparatus all the computations necessary.«¹ New methods of estimating the future for zigzagging airplanes were needed. Norbert Wiener and his colleague Julian Bigelow built machines and explored mathematics to achieve this goal.

The people in charge of giving Norbert Wiener the contract to investigate predictive apparatus perceived Wieners experimental system as a miracle: »It simply must be agreed that, taking into account the character of the input

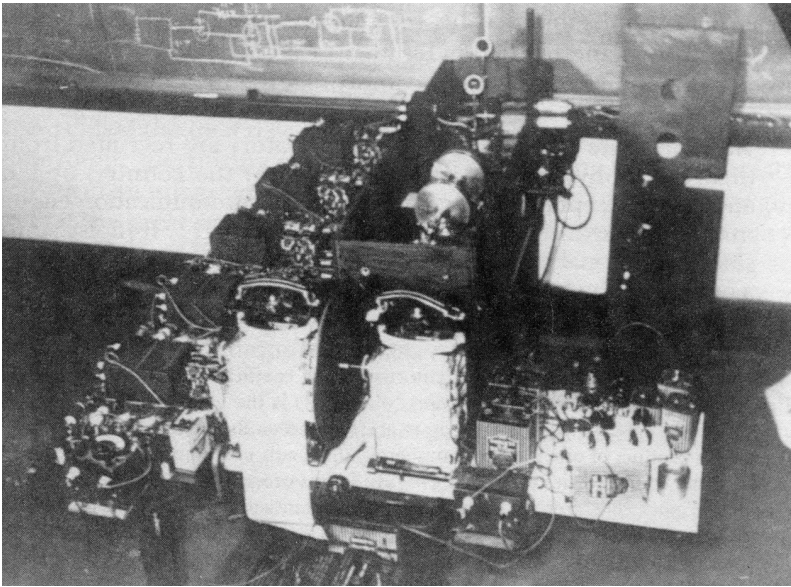


Abbildung 1: Apparatus for the prediction of user input. Wiener/Bigelow 1942.

data, their [Wiener and Bigelows] statistical predictor accomplishes miracles. Whether this is a useful miracle or a useless miracle, W[arren] W[eaver] is not yet convinced.»² Shooting according to the new needs in artillery had to be virtualised, only aiming and firing to the virtual or ›cyber‹-position of the airplane could lead subsequently to a hit. The «AA [Anti-Aircraft] predictor», as Wiener called his machine, became an articulated «prototype for a new understanding of the human-machine relation.»³ The overall integration of the system, the closure of the feedback, was achieved by minimizing the root mean square error in the harmonic analysis of the observer's input. The «man-airplane-radar-predictor-artillery»⁴ feedback loop became one integrated system, later in science called first order cybernetics. The closure of the system is equivalent to the task of shooting down an airplane or human as pilot.

The basis of the estimation of the future are short-term traces of the past. The data is collected through tracking. The innovation of cybernetics is to treat tracked data as time-series and perform a real-time analysis based on the tracking input. »Control is short-term [...] whereas discipline was long-term.«⁵ Wiener himself did not forget to conclude at the same time: »Information is more a matter of process than of storage.«⁶

Instead of looking up firing data in ballistic tables, the procedure and computing involved had to happen in the very now. Fire-control directors have been called ›on-line computers‹ in contrast to ballistical machines that performed their

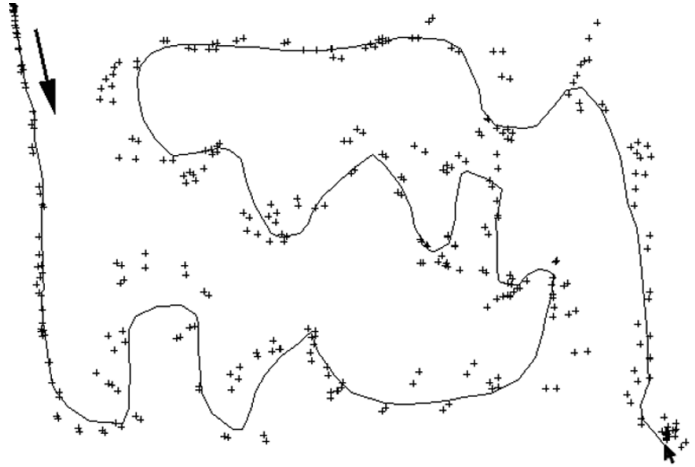


Abbildung 2: Linear prediction of irregular movements after Wiener's algorithm.

operations »off-line«. The static numerical table as database was substituted through dynamic tracking and real-time computation.⁷

A major difference to users and cyborgs today is that in Wiener's case humans were pilots and the machines were airplanes. But the combination of pilots and machines is an archetype of the electronic user. Due to the cyberisation of media culture it is not surprising that electronic media today tries to track, analyze, and foresee the user in the process of interaction. This dispositif of new media, persecution, tracking the history of human input and predicting its future, in real-time, matching patterns of interactions onto each other, re-appears half a century after the emergence of cybernetics: in software, as mixed techniques of surveillance and control of time. Persecution is one of the »soziotechnological principles of control mechanisms«⁸ that are in need for investigation to overcome the domination and control through time.⁹

PERSECUTION IN SOFTWARE

The software industry tries to keep up with the desire and imagination of the user by analyzing the data of interaction processes. Microsoft, for example, announced the aim of tracking the user in their applications and in the world wide web in the licensee agreement of Windows 95. Therein, the user of the Microsoft Network allows Microsoft to track, analyze, and estimate data of interaction. »Habitual behaviour and patterns of usage« of all participants are gathered and represented neither as a demoscopical regime, nor as demography of users, but as a future esti-

mation of current usage. Intentionality of action might be measured through an information signature without the need to be personalised. Up to now, Microsoft reveals its strategy of persecution with a slogan that has become very popular: *Where do you want to go today ?* This slogan, which is a question, not an answer, implies that computer media tend to do real-time analysis of usage »on-line«. In an advertisement published in various magazines Microsoft explains the meaning of their slogan to its customers. The self-description of Microsoft in public through advertisement deserves close reading. Microsoft announces:

Why is our company tagline a question ?

In part, it is meant to be an invitation to you.

In part, it's a question because we really need to know. We don't have all the answers. We make software and *we watch you use it*. And we've noticed you tend to do some pretty amazing things, some things we never would've imagined. We do a lot of our best work trying *to keep up with your imagination*.

So, for us, this isn't just a slogan: it's an honest question, and *how you answer* makes all the difference. So we'll ask it again: Where do you want to go today?

The statement »We make software and we watch you use it« clearly shows that any user is tracked while working and/or experimenting with software. Electronic industry does not even restrict itself to anticipate the needs of consumers and to trade products which is, of course, their only interest. They go one step further through analysing the usage and hunt down something usually associated with the field of creative art and media culture: imagination.

If industry tries to calculate and predict human user interaction to gain money and optimize the throughput of communication channels, if industry tries to even track and determine cultural imagination, art and media studies have to face the very same question in creative and performative fields that use software in real-time, but the answer is very different. It is to disturb and decorrelate the messages of communication. Interfaces are able to put noise into the process of interaction, so that the computer does not predict the user, but opens new non-analytical paths in the trajectory of interaction.

One could assume that Wiener's theory is already complex and covers a wide spectrum of movements, because his statistical prediction works with a very

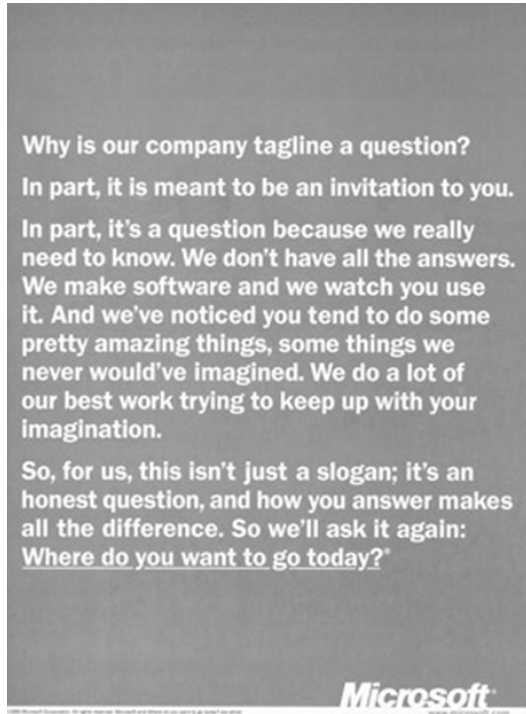


Abbildung 3: Add by Microsoft explaining their strategies of persecution.

irregular trajectory and is even designed for these extreme conditions. With random paths in the course of interaction, Wiener calls it the 'drunken sailor problem', his methods clearly have advantages. In case the user approaches the behaviour of Brownian Motion Wiener's statistical solution to time-axis manipulation pays off. Often the input of electronic media is not only a jerky, zigzagging, analog signal, it is a pattern of digital symbols as well, and most likely a mixture of discrete and continuous patterns of interaction. Therefore, other and more recent methods than Wiener's statistical theory come into place. In recent investigations of information theory the question of coding has been linked with prediction. Of course, any elimination of redundancy in a signal, the task of coding, implies the anticipation of the decoding of a signal on the time-axis. Any measurement and quantification of information can be read as an attempt to predict the unfolding of time-based processes. Therefore, it is not surprising that the founder of modern information theory, Claude Elwood Shannon, himself investigated and built devices that tried to anticipate the users discrete choices while interacting with these devices.

MIND-READING METHODS AND UNIVERSAL PREDICTION

Claude Elwood Shannon, the founder of information theory, explored in the early fifties together with his colleague David Hagelbarger at the Bell Telephone Laboratories, the predicting capabilities of machines on the most basic level of relay switching circuits. In a play which they called ›Mind-Reading Game‹ a machine plays with a user the odd/even-game.¹⁰ The user can alternate or select always 0 or 1, odd or even, head or tail, + or -. The machine, by analyzing the most recent patterns of binary choices, tries to predict the selection of the user in the time domain.

The results have been amazing: after a large series of choices the machine always wins. This is, because any user follows patterns while interacting, even if she or he tries to act randomly. Although the machine just wins usually about 55 up to 60 per cent, which is of course a very low prediction rate and not really good for any broader applications, it shows clearly that the user is unable to produce pure contingency. Human minds are not used to generate random noise. From that it follows that in any kind of interaction there is redundancy and therefore predictability. The capabilities of building machines experimenting with more complex input signals have risen since the fifties, of course, although the predictive capabilities in using or controlling machines have not been investigated in the context of media culture. I think that users produce codes as digital patterns by interacting with machines that can be countered or counter-counteracted by the same machines in using short-time prediction algorithms based on real-time analysis of interaction data.

Shannons Mind-Reading Machine was one of the first experimental tries to anticipate decision-based interaction in the time-domain. But Shannon himself never elaborated further and linked the theory of coding with prediction and discussed advantages and disadvantages of models of prediction. Much later than Shannon the Israeli information theorists Feder, Merhav, and Gutman from the Technion in Haifa, Israel, under the threat and unpredictability of Scud-Missiles from Saddam Hussein enlarged the existing ›Mind-Reading Machine‹-methods to a, what they call, ›Universal Prediction Theory‹.¹¹ This theory explores the predictability of any kind of cultural codes in time-based media.

»[A] universal predictor is one that does not depend on the unknown underlying model and yet performs essentially as well as if the model were known in advance.«¹² Prediction theory defines itself through the exploration of the minimi-

sation of the so-called ›self-information loss function‹. This function in universal prediction is defined as

$$l(b, x) = -\log b(x)$$

in contrast to the root mean square error in classical prediction which is defined as

$$\varepsilon \frac{2}{h} = \lim_{T \rightarrow \infty} \frac{1}{2T} \int_{-T}^T |y(t) - x(t+h)|^2 dt$$

The approaches in prediction minimize these functions.¹³ The possible movements of the user, the changes in voltage of a signal, do not need to be represented in a model or stored in an archive. In turn, ›Universal Prediction Theory‹ does not need or assume a model or a known source P as in classical prediction. »While classical theory (e. g., Wiener prediction theory) assumes that the source P is known, the more realistic and interesting situation occurs when P is either unknown, or nonexistent.«¹⁴ In new media we need to make a distinction between tracking and real-time prediction on the one hand¹⁵ and a static or even dynamic updated database¹⁶ on the other hand. The difference is that learning or predicting algorithms do not store content, but operate in real-time on the time-axis and are, therefore, of interest to performances and composition. Like coding and compression are independent from content, prediction is a play of difference and repetition as well independent of auditive or visual content.

Electronic trajectories of usage today are digital and analog, discrete and continuous. Mouse and trackballs, e. g., give a continuous input.¹⁷ A typical game console consists of semi-continuous and semi-discrete control devices. Navigation in games is a stream of up-down, left-right, +/- patterns. The question, how to *control a random walk*¹⁸ as a concrete reformulation of *Where do you want to go today?*, is a serious query not only to the industry of consumption. It is an inseparable element of communication in new media. Communication in its electronic mode is control and computation.

STOCHASTIC INTERFACES

In the early fifties another machine was built by Claude Shannon based on an idea of Marvin Minsky. This device has been called the ›Ultimate Machine‹, but it would not be inappropriate to call it simply the ›On/Off-Machine‹.

Nothing could be simpler. It is merely a small wooden casket, the size and shape of a cigar box, with a single switch on one face. When you throw the switch, there is an angry, purposeful buzzing. The lid slowly rises, and from beneath it emerges a hand. The hand reaches down, turns the switch off and retreats into the box. With the finality of a closing coffin, the lid snaps shut, the buzzing ceases and peace reigns once more. The psychological effect, if you do not know what to expect, is devastating. There is something unspeakably sinister about a machine that does nothing – absolutely nothing – except switch itself off.¹⁹

The On/Off-Machine displays the consequences of the closure of the feedback of communication since World War Two. This machine can be considered as being the electronic subject. Every try in communication, every interaction or every difference is switched off, is simply disabled. The sinister message of the electronic subject is to switch participation and communication off. The message as the order of the symbol is the articulation of death.

Interactive and electronic media that analyze the codes of the process of interaction stochastically can play with decisions or switches of the user by either steering to the intention of the user or by creating unpredicted and uncertain situations in the process of communication.²⁰ Not pure random, but decontrolling the process of interaction and shifting it into a denser space of entropy. That is even in terms of information theory an optimally designed communication channel.

An interface unlike a machine is usually not a closed system. Electronic interfaces in software try to close themselves not only on the level of function; any input is followed by a set of computations or transformations called processing which leads to a reversible output. Intelligent software tries to close itself on the time axis through stochastic anticipation of users usage. Manfred Fassler in his book *Cybermodernity* characterises open and contingent systems as »stochastical interactivity.«²¹ Fasslers *Cybermodernity* is meant to extend postmodern thought that focuses too much on theories of information as theories of transmission, referring to the sociologist and system theorist Niklas Luhman who said once very sharply: »There is no postmodernity, there is just a modern post.«²² First and Second Order Cybernetics, in contrast, emphasise the observer in media environments and the process of self-observation as a key to highlight the time-based nature of electronic media. Media that develop, evolve, and emerge with users usage fed back into the system. In contrast to the determination of command and control struc-

tures, the modern post, electronic media can be reminded to be open and contingent systems of interfaces.

Stochastic interfaces, therefore, are interfaces that do not compare the user input with a database, but learn and track in real time the history of the user. The archive of new and intelligent media, then, is not a database, it is the history of the usage itself. Communication in a broad sense becomes a controlled random walk. Electronic media ask for the predictability in human/machine interaction based on time-analysis, in order to either control or decontrol the observer and user. In other words: by foreseeing the trajectory of interaction, media technology can either close the feedback of communication through anticipating the future move of the user or open the course of the human user by disturbing and decontrolling the path of action. Noise operates then not as data, but as function or program. Any critical thinking of time-based or real-time media, the culture of so-called ›live-events‹, have to take into account the capability and the dispositif of the closure of the box, which is the lethal integration of tracking, processing, and output. An archaeology of the present, in contrast, is considering observing, computability, and states of human and machines as open-ended systems.

- 1 Norbert Wiener: *Cybernetics or Control and Communication in the Animal and the Machine* [1948], Cambridge, Mass. 1961, S. 5.
- 2 Peter Galison: *The Ontology of the Enemy: Norbert Wiener and the Cybernetic Vision*, in: *Critical Inquiry* 21/1 1994, S. 228–266 (hier: S. 243); Warren Weaver was head of Division 7, Fire-Control, in the NDRC and later co-editor of information theory by Claude Shannon.
- 3 Galison: *Ontology* (Anm. 2), S. 235.
- 4 Galison: *Ontology* (Anm. 2), S. 252.
- 5 Gilles Deleuze: *Postscript on Control Societies*, in: Ursula Frohne/Thomas Levin/Peter Weibel (Hg.): *Rhetorics of Surveillance from Bentham to Big Brother*, Cambridge, Mass. 2002, S. 316–321 (hier: S. 320).
- 6 Norbert Wiener: *The Human Use of Human Beings: Cybernetics and Society*, Boston 1950, S. 121.
- 7 Vgl. Norbert Wiener: *Mathematik – Mein Leben*, Düsseldorf 1962, S. 196.
- 8 Deleuze: *Postscript on Control Societies* (Anm. 5), S. 320.
- 9 Vgl. Peter Weibel's critique of media chronocracy.
- 10 Vgl. Claude E. Shannon: *The Mind-Reading Machine*, in: Neil J. A. Sloane/Aaron D. Wyner (Hg.): *Elwood Shannon: Collected Papers*, New York u. a. 1993, S. 688–689 (hier: S. 688).
- 11 Meir Feder/Neri Merhav/Michael Gutman: *Universal Prediction of Individual Sequences*. In: *IEEE Transaction on Information Theory* 38, 1992, S. 1258–1270 (hier: S. 1260).
- 12 Neri Merhav/Meir Feder: *Universal Prediction*, in: *IEEE Transaction on Information Theory* 44/6 1998, S. 2124–2146 (hier: S. 2124).
- 13 Vgl. Merhav/Feder: *Universal Prediction* (Anm. 12), S. 2125; Norbert Wiener: *The Extrapolation, Interpolation and Smoothing of Stationary Time. Series with Engineering Application. A Research Pursued on Behalf of the National Defense Research Council, Section D2, Contract DIC-6037 1942*, S. 84; Pesi R. Masani/R. Phillips: *Antiaircraft Fire-Control and the Emergence of Cybernetics*, in: Ders. (Hg.): *Norbert Wiener. Collected Works with Commentaries*, Cambridge, Mass. 1985, S. 141–179 (hier: S. 154). For a broader discussion of Wiener's prediction theory with emphasize on questions regarding temporality and for a comparison with previous works on prediction by Kolmo-

goroff see also Norbert Wiener: Comprehensive View of Prediction Theory [1950], in: ebd., S. 109–122 (hier: S. 109).

- 14 Merhav/Feder: Universal Prediction (Anm. 12), S. 2125; Wiener: Extrapolation (Anm. 13), S. 69.
- 15 Vgl. Friedrich A. Kittler: Real Time Analysis, Time Axis Manipulation, in: Ders. (Hg.): *Draculas Vermächtnis*. Technische Schriften, Leipzig 1993, S. 182–207 (hier: S. 199).
- 16 Vgl. Lev Manovich: *The Language of New Media*, Cambridge, Mass. 2001, S. 218.
- 17 Vgl. Axel Roch: Fire-Control and Human-Computer Interaction. Towards a History of the Computer Mouse (1940–1965)/Control de tiro e interacción hombre-computadora, una historia del ratón de computadora (1940–1965), in: Rafael Lozano-Hemmer (Hg.): *Vectorial Elevation. Relational Architecture 4*, San Jorge, México 2000, S. 115–128 (hier: S. 115).
- 18 Vgl. David Blackwell: Controlled Random Walks. Proceedings of the International Congress of Mathematicians (PICM) 3, 1954, Amsterdam, pp. 336–338. Amsterdam 1956, S. 336.
- 19 Arthur C. Clarke: *Voice Across the Sea*, London 1958, S. 166 f.
- 20 The »Mind-Reading Machine II« and its successor the »Diagrammatical Read/Write-Head« are experimental tries into the direction of unpredictable communication situations with machines using Markov-chains to model and display text. In respect to their mainly theoretical questioning the installations try to contribute to the art of stochastic interactivity in experimental interface culture. Vgl. Axel Roch: *Stochastic Interaction and the Mind-Reading Machine II*, in: Andreas Hiepko/Katja Stopka (Hg.): *Rauschen. Seine Phänomenologie und Semantik zwischen Sinn und Störung*, Würzburg 2001, S. 181–187; ders.: *Diagrammatical Read/Write-Head*, in: Peter Weibel (Hg.): *Im Buchstabenfeld – Zur Zukunft der Literatur*, Graz 2001, S. 303–317. Another example of the importance of prediction in creative culture is Margaret Boden. In her article *Creative Constraints and Unpredictability* she linked uncertainty and unpredictability with the theory of creativity in computer science. Unpredictability becomes the very source of change. This, on the contrary, involves models of prediction like two faces of the same coin.
- 21 Manfred Fassler: *Cyber-Moderne. Medienevolution, globale Netzwerke und die Künste der Kommunikation*, Wien/New York 1999, S. 126.
- 22 Zit. n. Norbert Bolz: Gespräch mit Norbert Bolz. »Die Postmoderne ist die moderne Post«, in: *Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte 1* (1995); S. 23–32.

Rembert Hüser
ROCK YOU!

Die Amis haben den Bogen raus.

›Bitte, wir kommen jetzt zum nächsten Roman von ...‹ ›Don‹ ›Unterwelt‹
 ›Von Don DeLillo.‹ ›Don DeLillo. Bitte.‹ ››Unterwelt« ist ein Buch, über
 das ich am Anfang erschrocken war. Erstens, weil es fast 1000 Seiten hat,
 und weil es mit einem berühmten Baseballspiel anfängt und Baseball ver-
 stehe ich nicht so gut, es ist das berühmte Spiel zwischen den Dodgers
 und den Giants in den 50er Jahren, wo die Giants durch einen Home-
 run am Schluß noch es möglich gemacht haben, die Dodgers zu schlagen.
 Beides New Yorker Vereine, der eine aus Brooklyn, der andere aus New
 York, und es ist ein Buch, wo während dieses Homeruns, dieses wunder-
 baren Flugballs, gleichzeitig der Chef des amerikanischen Geheimdiens-
 tes erfährt, daß die Sowjetunion eine Atombombe gezündet hat. Da-
 mit ist das Thema des Buchs angeschlagen. Es ist einer der umfassendsten
 und für mich vollkommensten Romane über eine abgeschlossene Peri-
 ode, von der wir noch nicht wissen, was ihr folgt: die Periode des Kalten
 Krieges.¹

Gut, das wissen wir mittlerweile.

›Ich hab gedacht, o Gott, Baseball, das halt ich nicht durch, weil, viele
 Amerikaner haben mir versucht, dieses langweilige Spiel zu erklären; ich
 habe es nie verstanden, ich weiß nicht, was diese magische Ecke ist und
 warum die Leute die ganze Zeit herumstehen und so. Darum geht es
 nicht! Baseball ist eine Metapher und ich habe neidisch gedacht, wirklich
 mit einem gewissen Neid, wenn ein deutscher Autor Günther Netzers
 Flanken beim Fußball in einen solchen gesellschaftlichen Zusammen-
 hang bringen könnte, wir hätten den entscheidenden Roman der Bundes-
 republik.‹ ›Na gut, wir haben ihn nicht. Wir haben ihn nicht.‹ ›Ich be-
 haupte ... Ich behaupte, ich behaupte, daß die Fußballweltmeisterschaft
 von 1952‹ ›O, Gott. Da hat doch schon jemand einen Roman drüber ge-
 schrieben.‹ ›eine ähnliche Bedeutung hatte, für Deutschland, nicht für
 den ganzen Kosmos, wie dieser Homerun.‹²

Das wär doch mal was: der entscheidende Roman aus der Perspektive der Fußballweltmeisterschaft von 1952. Geschrieben hat den ganz sicher noch niemand. Netzer mit Acht. Deutsche und solche Zusammenhänge. Und endlich nicht mehr in der Ecke stehen müssen. Dabei ist der magische Wurf für den entscheidenden Roman der abgeschlossenen Bundesrepublik und des umfassenden Deutschlands 1999 längst gelungen. Christi Himmelfahrt in Bielefeld. Joschka Fischer hat Strafantrag gestellt.

Schauen wir ihn uns noch einmal in aller Ruhe an. Den wunderbaren Flugball. Die chirurgische Präzision. Und den Augenblick, wo er platzt. Die Welt den Atem anhält.³ (Wie der Blick aus der Hinterohrkamera zeigt):



Der Hallensprecher: »Liebe Anwesende. Ich möchte das kurz begründen, was hier passiert ist. Ich kenne den Mann nicht, der das gemacht hat, aber draußen wurde ein Lautsprecherwagen von der Polizei die Scheibe«, Mikroausfall, ich tippe: eingeschlagen. Begründung weg. Alfred Schier, Phoenix vor Ort, übernimmt:

Ich kann nicht genau erkennen, was passiert ist. Joschka Fischer, so hören wir, blutet am Ohr. Was genau passiert ist, können wir nicht erkennen. Sofort haben Sicherheitsbeamte den Bundesaußenminister umringt. Eine Gruppe von Störern ist in den Saal eingedrungen. Der erste Eindruck, und ich hoffe, es bleibt dabei: es ist nichts gravierendes passiert, so der erste Eindruck von dieser Stelle, offensichtlich ein Farbbeutel, der auf den Bundesaußenminister geworfen wurde. Insofern können wir glücklicherweise die erste Aussage, Fischer blutet am Ohr, revidieren. Ein Farbbeutel auf den Bundesaußenminister [...]»⁴–

Fischer hat was am Ohr. Welch ein Glück!

Was mag im Bundesaußenminister Joschka Fischer jetzt vorgehen? Ich deute mal aus den Gesten, die er da macht, daß offensichtlich er doch schwerer getroffen wurde, daß er vielleicht leicht verletzt wurde, am Ohr, aber gewillt ist, auf dem Podium auszuharren.⁵

Mit dem Ohr muss der Beutel das Trommlerfell erwischt haben.

Trommelfell gerissen – wie gefährlich ist das? Das Trommelfell, ein hauchdünnes, durchsichtiges Häutchen zwischen Außen- und Mittelohr. Funktion: Fängt Schallwellen auf. Häufigste Verletzung: ein Riß (Pfeil), verursacht z.B. durch Schlag. Der Patient erleidet sofort Hörverlust, dumpfen Schmerz, manchmal Blutungen aus dem Ohr. Der Riß ist nur mit Lupe zu sehen. Behandlung: Aufkleben eines Mini-Pflasters oder Mikro-Operation. Heilungschancen: sehr gut binnen ein bis zwei Wochen.⁶

»Der tiefe Riß zwischen den Lagern wird – wenn überhaupt – nur ganz langsam verheilen.«⁷ Wegen ein, zwei Wochen Ohrenbrummen solch ein Theater? Uns allen tun seit einiger Zeit die Ohren weh: »In den Verlautbarungen unserer Regierung ist ein gewisser schriller Ton, ein Overkill an fragwürdigen geschichtlichen Parallelen – so als müßten Fischer und Scharping mit ihrer hämmernden Rhetorik eine andere Stimme in sich selbst übertönen.«⁸

Es ist Kriegstag 43 im Kosovo. Außen Fischer, der überzeugt ist, dass er, Joseph Fischer, über Krieg und Frieden entscheidet,⁹ hat plötzlich rote Ohren. »Nun beschäftigt uns *das Werfen* als Äußerungsform des Menschen. Zum Beispiel gilt das Werfen von Sahnetorten als komisch ... Wer etwas gegen eine Person wirft,

der muß nachdenken. Zum Beispiel bewarf 1968 Beate Klarsfeld den Kanzler Kiesinger mit einer öffentlichen Ohrfeige.¹⁰ Nachdenken ist gut. Zunächst einmal sollte man Schlagen und Werfen auseinanderhalten. »Baseball ist Werfen, Fangen und Schlagen. Ein bißchen Laufen.«¹¹ Auch ein bißchen nicht fangen. Sich einen fangen. Es geht hauptsächlich darum, so zu werfen, dass man nicht schlagen kann.

»Es war die symbolische Tat einer Einzelnen, die vorher (und nachher) nachgedacht hat. Zu sagen ist, daß Frau K.«, der Prozess beginnt, »dem Kanzler physisch nicht weiter weh tat. Daß da andere waren, denen die Ohrfeige eher gebührt hätte. Daß sie mit vier Monaten auf Bewährung bestraft wurde«, das Urteil. »Nun ist der Außenminister Fischer mit einem stinkenden Farbbeutel beworfen worden, verletzt«, am Ohr ja, aber nein, nicht durch den Farbbeutel, der stinkt in der Süddeutschen, nicht mehr öffentlich ist, auch nicht durch die symbolische Tat einer Einzelnen, sondern »von einem Mob,« ganz unritterlich, »der selbstzufrieden in unreflektierter Wut ist, unfähig zur Auseinandersetzung, nicht mal schreiend, nur Trillerpfeifen bedienend.«¹² Der, auf die Plätze, fertig, nicht Stimme gegen Mikro setzt, sondern Technik gegen Technik. Das tut weh!

Es gibt noch eine weitere Koinzidenz, die auch immer erwähnt wird, und zwar, daß der Kern der Atombombe genauso groß sei wie ein Baseball. Das wird immer wieder erwähnt, aber niemand sagt, was der Witz daran ist. Und ich habe es mir so zurechtgelegt, und ich muß sagen, daß ich vor allem Respekt vor der Konzeption hab, die hinter diesem Roman steht, und die geht sozusagen von dieser Baseballidee aus. Das Spiel zwischen den Dodgers und den Giants findet 1951 statt, also in der Mitte des Jahrhunderts, grob. Der Baseball, der dort über den Zuschauerraum fliegt, ist das Symbol für eine Epoche, in der es soetwas gab wie ein Zentrum, wie ein Zentrum, auf das sich die Aufmerksamkeit aller konzentriert hat, das heißt im guten wie im bösen Sinne; es war auch eine Epoche der Führer. Und der Machtzentrierung. Und fast in demselben Moment, an demselben Tag explodiert dieser Baseball. Und damit explodiert eine ganze Gesellschaft. Das ist natürlich ein starkes Bild für etwas, das sehr langsam vor sich gegangen ist. Aber DeLillo setzt den Zeitpunkt in der Mitte des Jahrhunderts und sagt: von nun an gibt es kein Zentrum mehr, die Welt zerfällt in Fragmente, die Familien sitzen vor dem Fernseher, sie gehen nicht mehr in die Stadien. Es hat sich etwas grundlegendes verändert, was nur vorübergehend noch, für die Zeit des Kalten Krieges, durch das Wiedereinsetzen von Führern in Schach gehalten werden kann.¹³

Bielefeld 1999, am Ende des Jahrhunderts, grob. 13. Mai, Seidenstickerhalle. Die-mit-Tricks gegen die Übermächtigen. Die Listigen gegen die Giganten. Wir sitzen vor dem Fernseher, lesen Zeitung. »Das Risiko eines Zerplatzens der rot-grünen Koalition (das geringer war, als es Joschka Fischer und die Parteisprecherin Antje Radcke zu Disziplinierungszwecken dargestellt hatten) ist vom Tisch.«¹⁴ Wir sehen, hören: Kerstin Müller, Fraktionsvorsitzende: »Ich habe ganz persönlich in dieser Geschichte des Krieges einen ganz langen Weg zurückgelegt.« Angelika Beer, verteidigungspolitische Sprecherin, »Es ist schon schwierig, daß Realitäten hier zur Grundlage genommen werden.« Ludger Volmer, Staatsminister persönlich:

›Bärbel, ich frage Dich, ich frage Dich persönlich, Bärbel Höhn, der Du, die Du in einer schwierigen Situation warst in der Garzweiler-Diskussion. Du weißt, welche Solidarität eine Regierung braucht, und daß man die eigenständige Rolle der Partei auch überspannen kann. Man kann sie auch überspannen.‹
 ›Ludger‹
 ›Wenn bestimmte Anträge durchgekommen wären, Bärbel, in Jüchen‹
 ›Die Zeit ist abgelaufen.‹
 ›damals, dann wären wir heute in NRW nicht mehr in der Koalition, und Du wärest auch keine Umweltministerin mehr.‹¹⁵

Und ich kein Staatsminister.

1999, Deutschland greift an, ist dabei, erscheint ein Buch, das erklärt, wie es soweit kommen konnte.

Unser Organismus ist durch die Evolution nicht nur auf seine Selbsterhaltung mittels Nahrungsaufnahme und Fortpflanzung ausgerichtet, sondern vor allem auch darauf, daß unsere Selbsterhaltung nicht unter den paradiesischen Umständen von Frieden und Überfluß stattfindet, sondern vielmehr in einer Umwelt, die durch zahlreiche Bedrohungen und meist auch durch eine die individuelle menschliche Existenz gefährdende physische Mangelsituation an Lebensmitteln gekennzeichnet ist.¹⁶

Der Übergang von der Bundesrepublik zu Deutschland ist zu verstehen als Übergang vom Sammler zum Jäger.¹⁷

Die Langsamkeit der Evolution bei der Anpassung der Arten an veränderte Umweltbedingungen schafft so in den modernen Gesellschaften mit ihren Büros und Computern vielen Menschen ein nicht unerheb-

liches körperliches und psychisches Problem. Die Energietanks ihres Körpers, die Fettzellen, ausgelegt für das karge, mühselige und gefährvolle Leben eines altsteinzeitlichen Jägers, fangen an, sich durch permanente Unterforderung einerseits und ebenso permanente Überforderung andererseits zu verselbständigen.¹⁸

Die Körper sind schlaff geworden in der Bundesrepublik. Zu viele Büros. Zu viel Sitzen. Zu wenig Krieg. Was not tut in diesen allzu fetten Jahren, ist die Wiedergeburt der Entscheidung.¹⁹

[Z]uerst und vor allem ging und geht es um die eigene Kraft zur Entscheidung. [...] [Ich] mußte [...] Prinzipien oder Grundsätze formulieren, die mir ein Durchhalten ermöglichen würden, wenn ich sie nur konsequent genug befolgte. [...] *Entschlossenheit, Durchhaltevermögen, Realismus, Geduld* waren also die vier Tugenden.²⁰

Sie fließen ein in ein Programm der Härte.²¹ Gefragt ist Drill.

[I]ch [hatte] die alte Trainerweisheit aus längst verflossenen Tagen im Ohr, daß gute Trainingseinheiten weh tun müssen, und ergo biß ich die Zähne zusammen und kämpfte mich jeden Tag erneut durchs Morgengrauen. Bei diesen frühmorgendlichen Exerzitien kannte ich kein Erbarmen mit mir selbst, denn hier ging es gewissermaßen um den Kern meiner inneren Machtfrage, die ich mit mir auszutragen hatte. Würde ich hier nachlässig werden, würde ich hier einknicken [...], so würde ich mein Programm gewiß nicht durchhalten.²²

Ein radikaler Politikwechsel erfordert einen radikalen Körperwechsel. Seit der Wiedervereinigung gilt es in anderen Maßstäben zu denken.²³ (Auch größeren historischen.)²⁴ Die Wiederherstellung des kriegsbereiten Körpers wird verstanden als Kulturleistung. Sie ist unterlegt mit der Hinwendung zur klassischen Musik.

Und noch eine Veränderung stellte sich im November 1996 ein. [...] Irgendwann kramte ich nach CDs, um Musik zu hören, und ich fand nur klassische Musik – Requiems, Streich- und Klavierkonzerte, Kantaten etc. Zu klassischer Musik hatte ich bis dato ein ähnlich leidenschaftliches Verhältnis gehabt wie zum Laufen, nämlich gar keines. [...] Und nun hörte

ich an jenem verregneten Herbsttag ein Quartett von Mozart und war plötzlich hin und weg. [...] Es war allein die Musik, die mich unversehens in ihren Bann schlug, und so ist es bis heute geblieben. Das Laufen und die Oper, Mozart vor allem, sind [...] für mich zu zwei völlig neuen Erfahrungen geworden und folglich untrennbar miteinander verbunden.²⁵

Die Punks haben es immer schon gewußt!²⁶

Mit seinem Körper und der Bildung – Fischer hört jetzt Mozart²⁷ – bleibt unser Außen auf dem Weg zurück zur Steinzeit nicht allein. Sein Kollege von der Verteidigung hält es mit Petrarca:

Zunächst kommt Smalltalk die Rede auf den pyrenäenerprobten Gipfelstürmer Scharping und seine Rennradtour auf den Mont Ventoux. Die Gesprächspausen nutzt Bodyguard Jupp Castor dazu, mal mit Klischees aufzuräumen. Es stimme einfach nicht, wenn ständig zu lesen sei, ›in den Bergen hecheln ihm die Bodyguards immer hinterher‹. Lachend stellt aber sogleich der Chef klar: ›Aber ich war doch immer der Schnellste!²⁸

Das Buch des Verteidigungsministers erscheint kurz vor dem des Außenministers, ebenfalls 1999.²⁹ Die Geburtsstunde europäischer Subjektivität.³⁰

Was Fischer und ich während dieser gemeinsamen Pressekonferenz geschildert hatten, wurde noch bestätigt und übertroffen [...] [von der Schilderung], wie man die Leichen auf bestialische Art verstümmelt und ihnen mit Baseballschlägern den Schädel zertrümmert hatte, um sie unkenntlich zu machen.³¹

Bedingungen, die Konzentrationslagern durchaus vergleichbar waren.³²

Ich hatte mir eine Steigerung nicht vorstellen können. [...] Menschen [...] spielen mit abgeschnittenen Köpfen Fußball, zerstückeln Leichen, schneiden getöteten Schwangeren den Fötus aus dem Leib.³³

[M]ehrere verstümmelte Leichen, zum Beispiel mit fehlenden Gliedmaßen, aufgeschnittenen Hälsen, sowie ein kopfloser Körper und auch Frauen mit aufgeschlitztem Unterleib und toten, aus dem Leib gerissenen ungeborenen Kindern.³⁴

*Fühle mich an Schilderungen des Dreißigjährigen Krieges erinnert und an den Simplicissimus: Reichen Worte aus?*³⁵

Kopflöser Körper Nummer Zwei aus der deutschen Regierung ergreift die notwendigen Maßnahmen: »Statt warmem Essen gab es nun kalte Fertiggerichte, Strom und kaltes Wasser waren abgestellt, jetzt galten internationale und deutlich niedrigere Standards.«³⁶ Er selbst tröstet die Witwen und Waisen.

Ein süßlicher Geruch, mir stockte der Atem, die Übelkeit kroch in mir hoch. Vor uns lag eine verkohlte Masse. Sie bedeckte den ganzen Boden, und erst bei näherem Hinsehen konnte man erkennen, daß da noch Stoffreste waren. Aus der schwarzen Masse ragten Knochen hervor, in den Ecken des Raumes deutlich stärker als unmittelbar zu meinen Füßen. [...] Auf dem Weg zum Hubschrauber kam ich an einem Haus vorbei, dort stand eine verhärmte Frau mit drei kleinen Kindern. Sie weinten. Ich nahm das Mädchen in den Arm und versuchte wortlos zu trösten. Schweigend, völlig in mich gekehrt, ging ich zum Hubschrauber zurück.³⁷

So ganz kommt Deutschlands Verteidigungsminister, der Krieg führt, um (nicht in letzter Konsequenz)³⁸ nachzustellen, was er gelesen hat, aber nicht auf seine Kosten. »*Ich habe mir für den späten Abend noch einige Unterlagen mitgenommen, wollte lesen. [...] Die vergewaltigten Flüchtlingsfrauen benutzten, lese ich, nach der Vergewaltigung eine Art Ersatzsprache, um nicht über ihre demütigenden Erlebnisse berichten zu müssen*«,³⁹ konnte es also nicht. »*Ärgerlich: Während eines Empfangs ging infolge der Luftangriffe eine große Fensterscheibe in der Residenz des Schweizer Botschafters in Belgrad zu Bruch.*«⁴⁰ Aber ein Anfang wäre gemacht. Wie der Außenminister, ist auch der Verteidigungsminister besessen von seinem ersten Mal. Es wird dem Buch in einem eigenen Kapitel voranstellt:

24. MÄRZ 1999. 19.00 Uhr – [...] Warten. Große Anspannung, aber innerlich ruhig. [...] 22.00 Uhr [...]. Die Anspannung wächst. [...] 23:00 Uhr – die erleichternde Nachricht ist da: [...] Ich will die Landung abwarten [...]. 23:35 Uhr – [...] [S]ehr kurze Bemerkungen gemacht. Fragen beantwortet. [...] Ernst, müde, aber irgendwie völlig wach und konzentriert zurück ins Büro.⁴¹

Angriff-ist-der-beste-Verteidigungsminister.

Zurück nach Bielefeld. Als die Frau ihn verlässt, wird Fischer zum Mann.⁴² Nie mehr halbe Portion! Sollen die anderen doch sehen, wo sie bleiben. 1999, auf dem gesetzlichen Feiertag, dürfen wir dann alle Zeugen werden. Live im Fernsehen: das neue Sitzen zur Rechten. Der Körper des halben Königs. Die Ausgabe der Mädchennamen. Angelika Fischer-Beer, Ludger Fischer-Volmer, Kerstin Fischer-Müller.

Der Höhepunkt des Baseballspiels, als dieser Ball plötzlich das Schicksal vollkommen verändert, und beide Seiten, die Dodgersfans und die Giantsfans, kann man, glaube ich, schon überspitzt sagen, sind mitgerissen von diesem Moment des unwahrscheinlichen Glücks. Der Höhepunkt des Spiels wird dadurch markiert, daß die Leute Schnipsel fallen lassen, und es sind nicht Schnipsel von Taschentüchern und Magazinseiten nur, sondern es sind Schnipsel von Liebesbriefen, es sind also Schnipsel von fetischistischen Dingen, die man aufbewahrt hat und das wird alles in diesem Moment der Freude vernichtet.⁴³

Eine ganze Gesellschaft explodiert. Die Bundesrepublik gibt es nicht mehr. Schnipsel rieseln auf den Boden. Man bekommt einen ersten Eindruck, was alles verlorengegangen ist.

»Wir dürfen nicht wegsehen«, der Titel des Romans der Verteidigung, doppelt den Populismus von Martin Walsers Paulskirchenrede aus dem Jahr zuvor, um zum Angriff übergehen zu können. Die Zeiten der ›Dauerrepräsentation unserer Schande‹ (Walser), die zum Wegsehen führt, sind ein für allemal vorbei. Den Kosovo von Ministerseite kurzerhand mit Auschwitz gleichzusetzen, ist Zeichen von Souveränität und führt auf Dauer zur Repräsentation der neuen nationalen Ehre. Man muss nur zusehen, alles gleich zu Auschwitz zu machen, dann kann man machen, was man will, die Schande vergessen, und Auschwitz auch noch ganz nebenher immer wieder neu heroisch verhindern.

»Mein langer Lauf zu mir selbst«, der Titel des Romans des Außenministers, der Rudi Dutschkes ›Der lange Marsch durch die Institutionen‹ ironisieren möchte, ist historisch bitter, aber von bewundernswerter analytischer Schärfe. Das Projekt Rotgrün, die Verwechslung von Politik und Karriere, hätte kaum besser auf den Punkt gebracht werden können. Die Zeiten des Interesses an Strukturen und Strukturverbesserungen sind ein für allemal vorbei. Damit kommt man nicht weit. »Die Alternative war plötzlich sehr einfach: Entweder mache ich so weiter wie bisher [...]. Oder ich mache jetzt – jetzt sofort! – einen radikalen Schnitt, ändere völlig mein persönliches Programm und lasse alles ra-

dikal hinter mir [...] und konzentriere mich fortan vor allem auf mich selbst.«⁴⁴ Warum soll es irgendjemanden interessieren, ob Joschka Fischer Karriere macht? Warum musste das Loch von Kohl mit neuen Vaterfiguren gestopft werden?⁴⁵ »Hätten Sie sich vorstellen können, dass ausgerechnet ein grüner Außenminister Deutschland in den ersten Kriegseinsatz außerhalb des Nato-Gebiets führen würde?«⁴⁶ Joschka Fischer und seine Grünen, Harald Schmidt und sein Ko-Subjekt-Kindergarten: die Modellfamilienkommunikation scheint diesmal – und das ist neu – gleich mitpräsentiert werden zu müssen.

Was macht Vater Fischer so attraktiv?⁴⁷ Der neue Trend geht zur Literatur.⁴⁸

Das Buch Joschka. »Ich wollte mein Leben immer wie einen Roman leben«, sagt der Mann, ohne dessen Ja heute vielleicht gar kein Krieg wäre in Jugoslawien – jedenfalls nicht mit unserer Beteiligung. »Ich wollte immer ein Leben führen, das ein Stück weit ungewöhnlich ist«, sagt der Mann.⁴⁹

Wollen wir Teil von Fischers Weltgeschichte sein? In seinem Roman mitspielen? Wie hat man ihn sich überhaupt vorzustellen, diesen Roman der »Berliner Republik«? Die FAZ bemüht zu seiner Abfassung einen Autor, den sie bisher noch nie hat zu Wort kommen lassen:

Der Kosovo-Konflikt als Bildungsroman. [...] Der Entschluß zum Krieg bedeutet, so schreibt etwa ein Autor, den wir in dieser Zeitung bisher noch nicht zu Wort kommen ließen, »die epochale Aufgabe eines Prinzipts, an dem Europa noch immer mit verhängnisvollem Konservativismus festhielt, obgleich seine Überlebtheit und Verderblichkeit längst zutage lag: das Prinzip der Nicht-Einmischung, dem der Gedanke der absoluten Souveränität der Nationalstaaten zugrunde liegt. Das Prinzip der Nicht-Einmischung beruht auf einem Begriff von Demokratie und Freiheit, der den sozialen Ansprüchen der Zeit nicht mehr gerecht wird [...].« Das schrieb Thomas Mann 1940.⁵⁰

Überlebt, beleibt, verderbt, Begriffe von Demokratie und Freiheit, die den Ansprüchen der Zeit nicht mehr gerecht werden – damit ist es nun ein für allemal vorbei. Die neue deutsche Regierung ist einmischbereit und trägt ihr neues Selbstbewusstsein ostentativ zur Schau.

Apropos Geld: Am teuersten war die völlig neue Garderobe, die ich mir zulegen mußte, aber genau dies hat mir eine Riesenfreude gemacht. Es

war einfach nur ein herrliches Erfolgserlebnis! [...] Meine körperliche Veränderung wurde [...] zum öffentlichen Thema [...].⁵¹

Die Garderobe ist perfekt: Anzug (Marke Kiton) und Krawatte sitzen erstklassig. Als Schröder die Beine kreuzt, blitzen seine sorgfältig polierten Alden-Schuhe unter dem Hosenbein hervor. Exquisites Schuhwerk, elegante Garderobe, jugendliche Lockerheit in Bonn ... Und nicht nur er: Die deutschen Minister waren lange nicht so modebewußt.⁵²

Trittin schert ganz gern mal aus der Reihe. Und auch optisch paßt der dezent gebräunte Computerfreak so gar nicht ins gewohnte Bild vom grünen Ökotreiter. Zum Foto-Shooting für ›Life&Style‹ erscheint der Minister ohne Bodyguards im schwarzen T-Shirt, darüber sein graugrüner Lieblingsanzug. Als ihm die Stylistin ein weißes Hemd anbietet, lehnt er zuerst entrüstet ab, läßt sich aber überreden. Eigentlich bevorzugt er dunkle Töne, vermeidet farbliche Kontraste, auch wenn er sich eine Krawatte umbindet. Das wirkt weniger bürgerlich und verleiht zugleich so etwas wie Django-Flair.⁵³

Die rote Farbe an Fischers Hals – [...] Es war nur Farbe, Gott sei Dank. Nur Farbe?⁵⁴

Was bedeutet Werfen mit Farbbeuteln? Jemand mit Symbolblut besudeln, der sich im Krieg besudelt hat? Das ist so primitiv, daß man weinen möchte. Eine Ersatzhandlung: Jemand rot färben, den man gern bluten sähe? Man möchte in diese Hirne blicken und blickte wohl nur ins Leere.⁵⁵

Eine Ersatzhandlung? Symbolblut? Darauf wäre ich gar nicht gekommen. Ich dachte: Rot auf Grün als Versehen. Als Markierung des Mangels. Was ist schon rot an dieser Regierung? (Schön wärs.) Oder: Rotgrün als geplatze Blase. Oder: Plakafarben fürs Plakative. (Einen für die Auschwitzanalogie ...)⁵⁶ Oder: alles heutzutage ohne Haftung. Oder: ...

Wir sprachen vom Werfen. Wie oft würfen wir gerne diesem oder jenem dieses oder jenes an den Kopf, Worte, Gegenstände – und tun es nicht? Man nennt das Zivilisation. Schrecklich, wie dünn ihr Firnis ist. Was soll man tun? Psst: Wir hätten hier ein paar öffentliche Ohrfeigen zur Hand und die eine oder andere Torte ...⁵⁷

Die Prügelstrafe, den elektrischen Stuhl, psst, und das Abendland.⁵⁸ Die Süddeutsche – Hemmung, Symptom, Angst – meinte Ersatzbildung.⁵⁹ Wunsch abschlagen: Kopf abschlagen!

Anders als die Angriffsziele der Bundesregierung, war die Strategie des Farbbeutels präzise definiert:

1. Angegriffen wird das Performativ der Berliner Republik an seiner verwundbarsten Stelle: seinem Anzug. Dort, wo Staat gemacht wird.
2. Angegriffen wird mit chirurgischer Präzision. Der Beutel flog exakt in die Strikezone.⁶⁰ In Bielefeld wurde die Strikezone, die magische Ecke, durch das Dreieck von Ohr und Schulter gebildet. Der vom Pitcher geworfene Ball musste die Homeplate überqueren und durfte dabei nicht höher sein als der Mittelpunkt des Kopfes und nicht tiefer als die Oberkante des Oberarmmuskels.⁶¹
3. Angegriffen wird Außen Fischer, der erzählt, dass er die Frage Krieg oder Frieden zum ersten Mal entschieden hat. Das Angriffsziel Fischer ist im Kontext des Bombardements obendrein präzise, weil es sich um einen Vertreter der Zivilbevölkerung handelt.
4. Angegriffen wird das Ohr des Vaters, das nicht hört. Die preisgegebene Verhandlungsebene. Früher oder später musste es mal durchgepusetet werden.
5. Angegriffen wird das libidinös besetzte politische Objekt schlechthin.

›Darf ich noch eine Bemerkung dazu machen, weil das stimmt mit der Suche nach den Führern. Die beiden Helden des Buchs und auch andere, z. B. Manx sind Figuren, die eine vaterlose und führungslose Gesellschaft haben. Die beiden Söhne müssen sich profilieren in einer Welt, wo es keine Väter gibt.‹ ›Manx verschwindet, ich glaube, und‹ ... ›klaut seinem Sohn den Ball‹ ... ›und zieht die Kinderjacke an.‹ ›Genau.‹⁶²

Die Reaktionen auf den Farbbeutelwurf waren ungewöhnlich. Dass Fischer, der das Spiel versteht und nicht müde wird, dies bei jeder Gelegenheit auch zu betonen,⁶³ die Aktion in einem Frontkämpfer-Klamaukszenario zur Einschwörung seiner eingeschüchterten Familie instrumentalisieren konnte,⁶⁴ war nicht weiter verblüffend.⁶⁵ (Von den Grünen war eine Sachdiskussion eh nicht mehr zu erwarten.)⁶⁶ Weitaus schlimmer als der Farbbeutelwurf war für die Redakteure in den Tageszeitungsredaktionen offenbar etwas ganz anderes. Schlimmer war es, wer diesen Beutel geworfen hatte. Wer war es? Wer macht so was? »Ein schräger Vogel.«⁶⁷ Samir Fansa, ein Mann, der »sich angeblich ›Jürgen‹ nennt«⁶⁸ »ein Mann im Rock.«⁶⁹ Also kein Mann. Kein Mann hat den Mann attackiert.



Grüne: Stinkbomben und Farbbeutel gegen Außenminister Joschka Fischer

Besudelt von Mann im Rock

Freitag, 14. Mai 1999, 78 Pf.

BILD

UNABHÄNGIG · ÜBERPARTeilICH

KÖLN

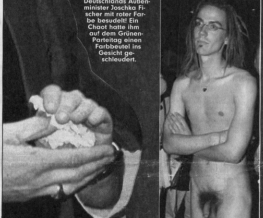
Leser-Telefon: 0221/16 04 40

AQUA CLOU

...wenn Holz im Haus zu streichen ist!

Licht schadet Kleinkindern

RWE-Konzern wird umgebaut



...und ein Nackter demonstrierte auch

Der Sonderantrag von Bundespräsident Roman Herzog, Joschka Fischer zu entlassen, ist im Bundestag abgelehnt worden. Die Grünen fordern die Entlassung des Außenministers. Die CDU und die SPD unterstützen die Entlassung. Die FDP ist gespalten. Die Grünen fordern die Entlassung des Außenministers. Die CDU und die SPD unterstützen die Entlassung. Die FDP ist gespalten.



Die Striker: Ein Mann in Parka und Rock (rechts) und ein Nackter (links) demonstrieren gegen Joschka Fischer. Die Striker: Ein Mann in Parka und Rock (rechts) und ein Nackter (links) demonstrieren gegen Joschka Fischer.

Häbler Macht seine Frau ihn kaputt?

Bismarck ist Dornröschen und seine Braut ist Märchen 1667. Die Braut ist Theresia von Bayern und vorzeitig gestorben. Theresia hat ihren Mann umgebracht. Und jetzt ist Theresia wieder lebendig. Und jetzt ist Theresia wieder lebendig. Und jetzt ist Theresia wieder lebendig. Und jetzt ist Theresia wieder lebendig.

BILD

Heute Mercedes-Traum-Cabrio gewinnen!

Das 1. ganz große Quiz der Woche! Gewinne ein Mercedes Cabriolet! Heute gewinnen! Heute gewinnen! Heute gewinnen!

Rechner-Panzer bei HW-Netzwerken-Lotto

Das 1. ganz große Quiz der Woche! Gewinne ein Mercedes Cabriolet! Heute gewinnen! Heute gewinnen! Heute gewinnen!

Wow! 4 Pf.*

010 70 +Vorwahl+Nr.

ARCOR

Info-Nr. 0800 16 70 70

NACHRICHTEN

Japan auf Verkehrsminister

Es wird zentral gesteuert

Mit-Ordnung

Manu ist der 14. 5.

SAT-1-Reporter von Serben geprügelt

FRAU, TRAU DICH: DiA-STARTGELD FÜR KLEIN(ST)BETRIEBE.

DiA

Deutscher Arbeitgeberverband

Für den Aufmacher der Ausgabe vom 14. Mai 1999 hatte die Fotoredaktion der Bildzeitung im Zusammenspiel mit der Überschriftenredaktion ganze Arbeit geleistet. Das Modell vorgegeben. Nicht nur, dass auf einmal der Begriff im Raum steht, nach dem alle gesucht hatten, um das qualitativ Neue des Ereignisses charakterisieren zu können, geliefert werden auch die drei Bilder, mit denen man den kleinen Film, den dieser Begriff startet, zünde drehen kann. Klargemacht wird obendrein, auf welchem Feld der große Wurf auf dem Bielefelder Sonderparteitag zuallererst gesehen werden muss.

Das Titelblatt ist aufgebaut wie aus dem Semiotiklehrbuch, Einführung in

die Ikonenanalyse. Man liest im Uhrzeigersinn, beginnt bei der Zentralfigur, dem Heiligen. (Man erkennt ihn daran, dass er um einiges größer ist als die anderen Figuren.) Der Tenor der Gesamtkomposition ist Kontemplation. Die Fotos strahlen Ruhe aus. Nervös werden sie (wenn überhaupt) durch ihre Beschriftung, die subscriptio. Der Angriff hat stattgefunden. Die Montage der Bilder narrativiert das Danach des Ereignisses. Lässt die Einzelbilder interagieren. Drei Bilder: Eine Handlung. Ein Gedanke. Feinster Minimalismus.⁷⁰ Zuerst wird eine Blickachse hergestellt: Joschka Fischer bekommt nach dem großen Wurf die Gelegenheit, seinen Gegner in aller Ruhe Kopf bis Fuß zu mustern. Der tut so, als sei nichts geschehen. Joschka Fischer sieht ungläubig aus, sein Gegenüber trotzig. Gezeigt wird Fischers Profil, es doppelt das Bildzeitungs-Logo unter ihm: Einer von uns. So sehen wir das! Genaugenommen ist es nicht Fischer, den wir sehen, sondern Fischers Blick. Wir sehen Fischer sehen. Sein Blick dirigiert unseren Blick. Hier wir, dort, frontal: der Andere. Die größeren der Großbuchstaben der Überschrift keilen das Gesicht des Helden in der Ecke ein und beschriften es: »Besudelt«. Sie ziehen zugleich eine Linie hin zu Gesicht und Schultern des Werfers. Die bildliche Qualität der Buchstaben wird damit unterstrichen. Sie sind selbst Objekte in der Luft zwischen zwei Punkten. Große weiße Wurfgegenstände. Straight in the face! Der zweite Teil der Überschrift in kleinerer Drucktype schließt den Beschriftungsvorgang schließlich zusammen mit einem unmissverständlichen roten Pfeil ab. Um den da geht's. Mit dem roten Bild-Logo in Brusthöhe – dort, wo das Herz ist –, wird deutlich, dass mit Fischer zugleich auch wir besudelt worden sind.

Teil zwei der Komposition lässt Fischer einen Vergleich herstellen. Ein Insert zeigt eine zweite Figur. Noch ein Demonstrant vom Parteitag. Noch ein Gegenüber. Ein Akt. Nackt in der Öffentlichkeit soll das Niveau der Auseinandersetzung auf Christi Himmelfahrt deutlich machen. Mit so was muss Fischer sich abgeben.⁷¹ (Das Mädchen von Seite 1 musste dafür verschwinden.) Die beiden Kopf-bis-Fuß-Figuren, die wir studieren sollen, stehen da, frozen in time, und haben ihre Hände verschränkt. Sie sind jung. Es könnten Fischers Kinder sein. Was ist hier eigentlich schiefgelaufen?

Die beiden Bilder, die uns von Bild und Fischer zur Betrachtung aufgegeben sind, sind nicht gleichwertig. Das Insert, das von unten gleichsam dazwischengeschoben, nachgeschoben ist, ist mit einer feinen weißen Linie gerahmt. Wir kennen das vom Comic Strip: die betonte Rahmung macht den Insert zur Gedankenblase des Akteurs. Das große Bild zeigt, was Fischer sieht, das kleine zeigt, was Fischer denkt. Fischer stellt sich einen männlichen Körper vor. Ein ganzer Körper und ein herangezogener ganzer Körper, der eine nackt, der andere angezogen, ma-

chen die Körper im Vergleich, die Körper in Frage, zu Anziehpuppen. Der Körper des Feindes wird an seinem Maßstab, am Modell überprüft. Sieht ein Mann nicht so aus? Irgendwas stimmt hier nicht. Die Irritation, das macht der Insert klar, die Selbstvergewisserung, rührt nicht von einem geplatzten Farbbeutel her. Diese Puppe hier ist nicht richtig angezogen. Dieser Mann da ist auf der Höhe seines Geschlechts nicht eindeutig Mann. Es ist ein ›Mann im Rock‹. Das liest man fett, das sieht man daraufhin auch. (Es wäre sonst gar nicht weiter aufgefallen.) Die zweite Überschrift, viel kleiner, und mit Pünktchen, Pünktchen, Pünktchen vorneweg als Nachtrag charakterisiert, bringt die Störung noch einmal auf eine allgemeinere Ebene. Sie spielt mit der Falz der Zeitung: »[...] und ein Nackter demonstrierte auch« ist nicht zu sehen, wenn die Zeitung normal gefaltet ist (am Kiosk ausliegt, im Ständer aushängt). Dreht man die Zeitung um, ist dies jedoch die eigentliche Überschrift. Neben dem Foto eines nackten männlichen Körpers, unindividualisiert ohne Kopf, von der Hüfte an abwärts. Die Aufzählung der Ereignisse hört auf mit einer Demonstration von Männlichkeit. Der Mittelpunkt der neuen Republik. Das Streitobjekt. Der Schwanz des Körpers des Kriegers. Von hier aus, wird klar, was so schlimm war am großen Wurf von Bielefeld. ›Besudelt‹ werden, das Schlüsselwort des Titelblatts, kann man sowohl von Blut wie von Sperma. Um Blut geht es in diesem Fall nur indirekt, – Fischer mit Flecken sieht eher aus wie das klassisch verbrannte Kind –, deshalb ist das Typeface der Überschrift auch nicht rot (was eine gängige Praxis der Bildzeitung ist). Der davon träumt, bereit zu sein, das Blut von anderen zu vergießen, fängt sich als Antwort Sperma vom Anderen ein. Eine Transe hat Fischer gefickt. Der heroische Körperschmu von Rotgrün ist der Lächerlichkeit preisgegeben. Joschka Fischer reinigt sich. Er wäscht sich die Hände. Mit so was will er nicht in Zusammenhang gebracht werden. Das ist ja ekelig. Die klassische Herrscherikonographie des Titelblatts – die Zentralfigur ist emblematisch aufgeteilt in Kopf und Hände, Gedanke und Tat – ist aufgebrochen. In Unschuld wäscht sich hier keiner mehr. Wer schmierig ist, ist Joschka Fischer.

Graphisch abgekürzt bekommt man die ganze Geschichte am Ende noch einmal in einem einzelnen Piktogramm präsentiert: dem (gekippten Scham-)Dreieck in Buchstabengröße, in der Mitte in roter Farbe. Einfach Gegenüber geht nicht mehr.⁷² Freund (Außenminister, Mann) – Feind (nackter Demonstrant, Mann) – Verrat (Mann im Rock, kein Mann). Der große Wurf vom 13.5.1999 ging tiefer als bloß aufs Ohr. Er ist ein Angriff auf die Körperpolitik dieser Regierung. Und wird auch genau so verstanden: »In Deutschland muß jeder Eierdieb« – Anzug hin = Eier ab –, »seine Personalien angeben. Aber der Mann, der Außenminister Fischer den Farbbeutel an den Kopf knallte, durfte nach Hause gehen, ohne

Namen und Adresse zu nennen. [...] Die Leibwächter kuschten. Wo leben wir eigentlich?«⁷³ Die Frau, die mal ein Mann war, hat den Mann angegriffen, der wieder Mann geworden ist. (Um endlich zum ersten von wiederholten Malen selbst über Krieg oder Frieden entscheiden wollen zu können.)⁷⁴

Am Tag drauf meldet Bild: »BILD-Foto überführte den Farbbeutel-Chaoten. [...] Nur BILD hatte den Attentäter fotografiert. Die Polizei erhielt sogleich einen Abzug – jetzt wird nach dem Mann im Rock gesucht.«⁷⁵ Von einfach so nach Hause gehen, kann keine Rede sein.⁷⁶ Die taz fühlt sich angesprochen. Ein Ringel, dem etwas fehlt in seinem Namen, regt an, die zwei Geschlechter in einem für immer aus der Hauptstadt in die Provinz zu verbannen. »Note: sechs! Setzen! ... Urteil: lebenslänglich Bielefeld.«⁷⁷ Der Angreifer ist nicht richtig angezogen. Der hat ja einen Rock an. Für den Mann von Weltstadt bereits der Einbruch des Irrationalen. Hat er nicht neulich noch im Merkur gelesen, dass Lesben und Transen das heterosexuelle Vatermutterkind mit Trauschein bedrohen, »[w]ie kann es sein, daß niemand dies besorgniserregend findet?«⁷⁸ Jetzt das. Transen sind modisch! Und kommen von außen. Aber die Berliner Republik ist wehrbereit.

Ein Transvestit wird gejagt ... Eine autonome Husche, die – wo sonst, wenn man Bielefeld seine Heimatstadt nennt – in Berlin ihr Zuhause gefunden hat ... Die Bielefelder Attentäterin sah schlicht incroyable aus. Herostratos hätte sich angeekelt abgewandt. Wenn transe schon die Möglichkeit hat, einmal auf der ersten Seite der wichtigsten Boulevardzeitung Europas abgebildet zu werden, dann doch bitte nicht in abgeschabten Springerstiefeln, grobgrauer Wollstrumpfhose, mausköttergrauem Mutti-Faltenrock, im knäckebrotbunten Norwegerpullover, mit durchfallbraunem Schal um den Hals und – der Höhepunkt – einem witwenschwarzen Deckel auf dem Kopf, der bei Fischers Sicherheitsbeamten sofort hätte Topfalarm auslösen müssen [...].⁷⁹

Da will wer was zwingen ... Nun macht ein Rock noch keine Transe. Was macht Ringel so nervös? Warum phantasiert er gleich nationale Erziehungsprogramme? »Neben den obligatorischen Lehrveranstaltungen [...] würde ich ›Das äußere Erscheinungsbild‹ als zwingendes Hauptfach einführen. Was nach dem Fischer-Anschlag dringender denn je vonnöten scheint.«⁸⁰

Die Bildzeitung fühlt sich grob missverstanden. Sie startet eine Aufklärungskampagne:

ALLES ROCK WIE HOSE? Essen – Rocky = trendy? Der Rock für Männer – bei Hennes & Mauritz ein Renner. Als erster Mode-Filialist hat H&M in Deutschland ein ›zeitgenössisches‹ Wickel-Modell (grau-melange, 49, 90 Mark) auf den Markt gebracht (76 % Cotton, 24 % Polyester). Kaum drei Wochen im Laden – schon war die erste Kollektion ausverkauft (eine zweite kommt). Röcke für Männer, so neu ist das nicht. Die Geschichte beweist: Männer-Röcke waren schon immer ›in‹. Die Römer wickelten den Körper ein, die Ägypter trugen ›Minis‹. Die Schottenkilts sind bekannt, in Fernost tragen Männer den Sarong. Und viele Promis zeigen heute Mut zum Schotten-Rock. Mathias Geduhn, H&M-Sprecher: ›Wir haben den Trend im Ausland beobachtet, hatten viele Anfragen von mutigen Herren. Unsere Designer machten sich an die Arbeit.‹ Wie sehen Sie das? Entscheiden Sie im BILD-TED (von 7.00 bis 15.00 Uhr). Wenn Sie meinen, Mann mit Rock ist prima, dann wählen Sie 0 137-20 334-01. Gefällt Ihnen der Mann im Anzug besser, dann wählen Sie 0 137-20 334-02.⁸¹

Mann im Rock ist prima!

Den Tag drauf:

BILD-Redakteur Markus Hurek testete den Rock für Männer. JETZT WEISS ICH, WIE SICH FRAUEN FÜHLEN. Essen – ›Rock‹ around the clock (Rock rund um die Uhr) – der Selbsttest. Bei H&M ist er ausverkauft, der erste Rock für Männer. Doch gesehen habe ich noch keinen. Der Herren-Rock – ein Party-Schock? Oder war bislang nur das Wetter zu schlecht? Ich zieht ihn an. Er wird einfach um die Hüfte gelegt, ein Klettverschluss hält ihn zusammen. Trägt sich angenehm, schön luftig an den Beinen. Jetzt weiß ich, wie sich Frauen fühlen. Doch plötzlich muß ich tippeln: Zu große Schritte – und schon weht kalter Wind um die Schenkel ... Die Fußgängerstraße ist rammelvoll. Tausend Blicke, immer gleich: Zuerst kurz, dann länger. Die Augen wandern – von unten nach oben. ›Das ist doch'n Typ!‹ tuschelt eine Brünette, ihre Freundin kichert. ›Transe!‹ ruft es hinter mir. Ich dreh mich um, keiner war's.⁸²

Ringel war's.

Bedrückendes Gefühl! – ›Cool, daß Du Dich das traust!‹ ruft eine Blondine. Schon besser. [...] Fazit: Angenehm, das ›andere‹ Beinkleid. Nur ans

Laufen und Sitzen mußte ich mich noch gewöhnen – und an die vielen Blicke! Meine Empfehlung: Nur Mut, meine Herren!⁸³

Du schaffst es, Ringel!

Dass ein Mann im Rock kein Mann sein soll, stimmt ohnehin vorne und hinten nicht. Im Gegenteil! Schaut man sich das Titelfoto der Bildzeitung genauer an, sieht man, dass es auch nicht einfach ein Rock ist, den der Mann im Rock anhat. Es ist ein grauer Rock. Das Zeichen für Männlichkeit schlechthin: »Wir gelangten in das kampfzerwühlte Reich der Infanterie. Der Umkreis der Sturmausgangsstellung war von Geschossen kahlgeholzt. Im zerrissenen Zwischenfelde lagen die Opfer des Sturmes, den Kopf feindwärts; die grauen Röcke hoben sich kaum vom Boden ab.«⁸⁴ Die Überschrift ›Besudelt vom Mann im Rock‹ ist ungenau. Besudelt worden vom Mann im grauen Rock ist die Ehre des grauen Rocks. Wie kommt die Transe an den grauen Rock des kampfzerwühlten Reichs der Infanterie? Auf dem Spiel steht die Ehre des grauen Rocks. Not tut die Nationale Reinigung. »Garbage comes first, then we build a system to deal with it.«⁸⁵

Am 7. August 1999 meldet der Teletext von SAT1: »Das Bonner ›Haus der Geschichte‹ ist um ein Ausstellungsstück reicher. Außenminister Fischer überlässt dem Museum seinen Anzug, der im Mai beim Grünen-Parteitag mit einem Farbbeutel besudelt worden war.«⁸⁶ Joschka Fischer hat Geschichte geschrieben.⁸⁷ Wie wird er erinnert werden? Was wird von ihm übrig bleiben?

Ausstellungsinfo – Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, 53 113 Bonn, 11.12.2003

Ausstellung:	SINT Sammlungsbestände im Internet
Ebene:	01 Präsentation
Thema:	
Unterthema:	
Subthema:	
Einheit:	
Bezeichnung:	Anzug von Außenminister Joschka Fischer: Jackett
Untergruppe:	Bekleidung
Ergänzung:	Umfangreiche Pressedokumentation in Objektakte
Verweis:	siehe auch 2000/11/0173.2
Künstler:	
Hersteller:	Needs Clothing Corp.
Prod.stätte:	BRD

Datierung: ca. 1999
Material: Stoff
Ausmass: 84 x 46,5 cm
Höhe: 84.00 cm Breite: 46.50 cm Tiefe:
 Durchmesser:
Bemerkung:
Luftfeuchtigkeit: 55%rF Licht: 50 Lux Temperatur: 18 °C
Restaurator:
Präsentation:

Formale Objektbeschreibung:

Blaues Jackett mit Ton-in-Ton Streifen, Stoff changierend.
Drei Innentaschen. Schmales Revers, 1 kleine auf linker Jackenhälfte oben, zwei größere aufgesetzte Taschen unten.
Gefüttert: in den Ärmeln mit weißem Stoff mit blauen Streifen.
Rücken und Vorderteil mit dunkelblauem Stoff.

Wissenschaftliche Objektbeschreibung:

Außenminister, Bündnis 90/Die Grünen, politische Kultur, Kosovo-Konflikt, Protest, Bundeswehr, Kriegsgegner

Fischer, Joschka.

Anzug, den Joschka Fischer auf dem Sonderparteitag vom Bündnis 90/Die Grünen am 13. Mai 1999 in Bielefeld trug. Bei einem ›Farbbeutel-Anschlag‹ durch einen Kriegsgegner wurde dieser mit roter Farbe beschmutzt.

EB-Nummer: 2000/11/0173.1
Systemstelle: 8.1.
Alte Inv.-Nr.
Obj. Anzahl: Obj. verliehen: Nein
Foto: 0 analog, 1 digital
Depot-Nr.: U240/Q/05/01/01

Ausstellungstext:

Außenminister, Partei, Bündnis 90/Die GRÜNEN, Kosovo-Konflikt, Protest, Bundeswehr
Bielefeld; Fischer, Joschka

Das Jackett gehört zu dem Anzug, den Außenminister Joschka Fischer auf dem Sonderparteitag von Bündnis 90/Die GRÜNEN am 13.5.1999 in Bielefeld trug. Dieser Parteitag war von heftigen Auseinandersetzungen um die Haltung der Partei im Kosovo-Konflikt gekennzeichnet. Fischer hatte einen Friedensplan vorgelegt, der die Entsendung von Bundeswehrsoldaten nach einem Waffenstillstand im Kosovo vorsah. Gegner seiner Politik bewarfen Fischer mit einem Farbbeutel, der ihn verletzte. Der Bundestag billigte den Einsatz der Bundeswehr im Rahmen der Kosovo-Friedenstruppe.

Gestalter:

Ausstellungsnr.:

Aufbau:

Veränderungsdat.: 13.06.2003

(c) Haus der Geschichte, Bonn

Seite 1

Ausstellungsinfo – Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, 53 113 Bonn, 11.12.2003

Ausstellung: SINT Sammlungsbestände im Internet

EB-Nummer: 2000/11/0173.1

Die roten Farbklecken sind allerdings nicht mehr zu sehen, da Fischer ihn zweimal reinigen ließ.

(c) Haus der Geschichte, Bonn

Seite 2

Fischer hat es ins Museum geschafft. Hatte auch lange darauf hingearbeitet. Sich extra fein gemacht. Begriffen hat er nichts. Nicht sein Anzug soll ausgestellt werden, der Nachwelt erhalten bleiben, sein toller Geschmack,⁸⁸ sondern die Flecken auf seinem Anzug. Der Kommentar zu seinem Auftreten, zu einer seiner vielen Häutungen: »So ist das Leben«, sagte Schäfer [der Direktor des Museums]. »Die Ereignisse passieren und niemand ahnt, dass so etwas einmal ins Museum kommt.« Fischer habe den Anzug außerdem sehr gern gehabt. »Er sagte, es habe ihm gepasst wie eine zweite Haut.«⁸⁹ Es hat ein Weilchen gedauert, bis ihm ein Licht aufgegangen ist. »Fischer habe sich erst nach zweimaliger Reinigung des Anzugs der Marke »Needes Clothing Company« dazu entschlossen, sich von dem Stück zu trennen, hieß es.«⁹⁰ Ohne Flecken ist er nichts mehr wert.

»Strange how he was compiling a record of the object's recent forward mo-

tion while simultaneously tracking it backwards to the distant past. Sometimes he thought he was seeing the ball sort of fly by.«⁹¹ So richtig was Eigenes scheint der Anzug nicht zu sein. Dazu doppelt er auch viel zu offensichtlich ein anderes Ausstellungsstück in Bonn:

Bildausdruck – Leihverkehr – Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, 53 113 Bonn, 02.12.2003

EB-Nummer: 1994/06/0218
 Systemstelle: 8.1
 Foto: 0 analog, 1 digital
 Untergruppe: Bekleidung
 Alte Inv.-Nr.:
 Depot-Nr.: U240/M/02/02/01
 Bezeichnung: Strickjacke von Helmut Kohl
 Obj.Anzahl: 1
 Obj. verliehen: Nein

Künstler: Bueckle
 Hersteller:
 Prod.Stätte: BRD
 Datierung: 1990
 Material: Stoff
 Ausmass: ca.: 88 x 83 cm; Konfektionsgröße 68.
 Höhe: 88.00 cm Breite: 83.00 cm Tiefe:
 Durchmesser:

Formale Objektbeschreibung

Die dunkelblaue Strickjacke ist vorne mit fünf dunkelblauen Knöpfen zu verschließen. Sie hat einen V-Ausschnitt und Bündchen an Ausschnitt und Ärmeln. Mit mehreren senkrechten Zopfreißen.

Wissenschaftliche Objektbeschreibung:

Deutsche Einheit, Diplomatie, UdSSR, Deutschland, Kaukasus, Wiedervereinigung.

Kohl, Helmut.

Jacke wurde von Bundeskanzler Helmut Kohl bei seinen Gesprächen über die deutsche Einheit mit Michail Gorbatschow im Kaukasus getragen.

(c) Haus der Geschichte, Bonn

5 Knöpfe, Bündchen, Zopf: damals. Jetzt: changierender Stoff, innen Futter. Irgendwas fehlt. So richtig stilvoll ist das alles noch nicht.

Ein Anzug musste es sein. Nicht einfach eines der teuren, x-beliebigen Brioni-Kenzo-Armani-Stücke, das Muss bei jedem Minister von heute. Dass die Bonner von gestern sich in den Modehäusern von London oder Paris für das Berlin von morgen ausstaffieren würden, war zwar von vorneherein klar – und ihren eigenen Stil hat die Regierung damit in null Komma nichts gefunden. Seit dem Öffentlichkeitsdebakel des Kanzlers aber, der sich im Edellook für das Magazin Lifestyle hatte ablichten lassen, wäre ein Anzug möglicherweise übel genommen worden. Was also tun? Im Haus der Geschichte hatte man eine Idee. Ein Anzug musste her, der vom neuen Stil kündigt, zugleich aber illustriert, dass die Form nicht den Inhalt ersetzt. Einer, dem man ansieht, dass darin gearbeitet und gelitten wird, der also ironiefest ist in der ironischen Republik von morgen. Um dieses Prachtstück ist jetzt großer Medienrummel entstanden: Joschka Fischers Zweiteiler, den er vor drei Monaten beim Bielefelder Grünen-Parteitag trug, als Kosovo-Kriegs-Gegner ihn mit roten Farbbeuteln bewarfen. Die Turnschuhe, in denen er vor Jahren als Landesminister vereidigt wurde, hat er zum Leidwesen der Historiker dem Offenbacher Lederwarenmuseum vermacht. Aber so ein eleganter Anzug, von Needes Clothing Corp., wie nun öffentlich ist, mit einem Duft Ranger versehen, ist doch auch nicht so schlecht. Selbstredend hat Außenminister Fischer auf Anfrage ja gesagt. Warum nicht eingehen in die Geschichte, er ist ja schon zehn Monate im Amt? Und was für Monate! [...] Fischers Anzug übrigens hängt noch in der Asservatenkammer, eines von 190 000 Sammlerstücken.⁹²

Fischer kann einpacken. Dabei hätte er durchaus eine Chance gehabt. Der Erinnerungs-Vorschlag der CSU seinerzeit war nur halbherzig.⁹³ Man hätte Fischers Flecken zusammen mit dem grauen Rock ausstellen müssen. Nur der graue Rock macht den wahren deutschen Helden!

Aber das Haus der Geschichte hat eh kein Gedächtnis. Fischer sei für einen Friedensplan für die Zeit nach den Kampfhandlungen mit einem Farbbeutel beworfen worden? Wer hat denn das geschrieben? Die Situation kurzerhand be reinigt? Zur Erinnerung: es ging in Bielefeld nicht um die Zeit der Museen, eine Zeit nach den Kampfhandlungen, sondern um die Kampfhandlungen selbst und das prinzipielle Interesse der Bundesregierung an Out of Area-Einsätzen jedwe-

der Art. (Um nach außen hin demonstrieren zu können, dass man ab sofort weltstaatsmännisch mit dabei sei. Ein Global Player.) Es ging nicht um einen Friedensplan, schon gar nicht um irgendeinen von Joschka Fischer, sondern um die grundgesetzwidrige Beteiligung an einem Angriffskrieg ohne Diskussion im Parlament, um Präzedenzfälle zu schaffen. Es ging um die Analogisierung vom Kosovo mit Auschwitz, um dieses Programm durchdrücken zu können, weswegen Joschka Fischer sich eine Anzeige von Holocaustüberlebenden wegen Volksverhetzung einhandelte. Es ging um ein Ja zum Krieg, um sich für drei Jahre Pöstchen zu sichern.⁹⁴ Um den Pennäler-Große-Männer-schreiben-Traum. Abgestimmt wurde ein Antrag auf sofortige Einstellung der Kampfhandlungen mit dem Gegenantrag vom Präsidium, den Krieg weiter fortzusetzen.

Röstel zog das Fazit: »Und abschließend, abschließend möchte ich auch einen Dank sagen an all jene, die hier zivil oder auch in grüner Montur in dezenter Weise sich bemüht haben, die Sicherheit zu garantieren. Ich glaube, Grüne und Grüne waren sich noch nie so nahe, wie am heutigen Tage.«⁹⁵

In ganz Venedig werden anlässlich der Biennale 6.000 Polizisten ausgestellt. Die SDS-Gruppe ›Kultur und Revolution‹ erklärt diese Polizisten zu Kunstwerken und fordert die Bevölkerung Venedigs und alle Touristen auf, sich diese Kunstwerke anzuschauen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. – Wir wenden uns dagegen, daß ausschließlich italienische Polizisten vertreten sind und fordern die Beteiligung Griechenlands, Spaniens, Portugals, Frankreichs, der Bundesrepublik und der USA. – Gestern am 19.6. wurden diese Kunstwerke auf dem Markusplatz vorgeführt und wurden von der bürgerlichen Presse sehr gelobt. *Vor den Kunstwerken wird gewarnt!*⁹⁶

»Ich glaube, daß dieser Krieg verändert. Vielleicht auch'n Stück Identität bei mir. Und ich glaube auch ein Stück Identität unserer Partei. Und davor sollten wir die Augen nicht schließen.«⁹⁷ »Mit Sehnsucht schaut man nach England. Im Mutterland der Demokratie weiß man auch im Protest, was Benimm ist – jedenfalls keine Show von Neo-Vandalen.«⁹⁸ Mit Sehnsucht schaut man nach Amerika.⁹⁹ Der Grüne wünschte es.

2003 haben die Amis keine Lust mehr, sich das weiter anschauen zu müssen. Sie starten ihr Reeducation-Programm.

›You're being a child molester,‹ shouted the bolder of two girls, glossing over the fact that she was the one lifting my skirt and getting a look at

some stylish boxer shorts. ›I'm 15!‹ Mr. Cheeseboro ignored the little voyeurs and focused on maintaining eye contact with me as I took notes on his opinion of the whole ›man in a skirt‹ deal. ›I live in New York,‹ he said. ›I've seen worse. I've seen people naked.‹ [...] Little did Mr. Cheeseboro and the girls know, but they were test subjects in a pretty uncomplicated experiment designed to take to the streets certain notions of changing mores regarding masculinity and attire being debated across the river in the refined cultural halls of Manhattan. On Tuesday, the Costume Institute at the Metropolitan Museum of Art will open a display called ›Bravehearts: Men in Skirts,‹ documenting the absence of reciprocity in the borrowing of clothing styles across gender lines. ›People are beginning to talk about new forms of masculinity,‹ said Andrew Bolton, a curator of the museum [...].¹⁰⁰

Zeit, Abschied zu nehmen.

›Das Präsidium hat sich einstimmig entschieden, Euch folgenden Verfahrensvorschlag zu machen: daß wir einen Zeitpunkt festlegen, zu dem spätestens die endgültige Abstimmung über den Hauptantrag stattfindet. Und zwar wohl eingedenk dessen, daß wir nicht garantieren können, daß alle bis dahin eingereichten Änderungsanträge möglicherweise entschieden sind. Aber, der Grund ist folgender: 19.15 Uhr geht der letzte Zug überhaupt nach Süden, nach Baden-Württemberg, nach Bayern, und die kommen dann sowieso erst morgen an. Und wir wollen nicht, daß die Mehrheitsverhältnisse hier auf der Bundesdelegiertenkonferenz nicht durch Delegiertenwahl, sondern durch Fahrpläne der Bundesbahn entschieden werden und deswegen wollen wir einen Zeitpunkt festlegen von 18.30 Uhr. Daß 18.30 Uhr spätestens in die Endabstimmung eingetreten wird. Das hat Nachteile, ich gebe es zu. Daß wir vielleicht nicht alle Änderungsanträge befassen können. Aber es hat auf jeden Fall den Vorteil, daß diese Versammlung zu einer politisch vollwertigen Meinungsbildung unter Beteiligung aller Delegierten kommt. Und möglicherweise können ja durch den Verzicht auf Änderungsvorschläge einige dies Verfahren verkürzen helfen‹ (Reinhold Bütikofer, Bundesgeschäftsführer). ›Okay. Ich rufe eine mögliche Gegenrede auf. Gibt es dazu eine Gegenrede? Ja? Bitte.‹ ›Karin [unverständlich]. Das mit dem Zug stimmt nicht. Wir haben einen Zug, der um 21.15 Uhr nach Süden fährt, und ich denke‹ (Empörung, Erheiterung) ›ich denke, 18.30 Uhr ist nicht erreichbar, und

wir sollten, wenn wir einmal hier beisammen sind, diese Zeit nutzen und sie weiter nach hinten verschieben. () Okay. Das war jetzt die Gegenrede. Wer stimmt dem Geschäftsordnungsantrag des Präsidiums zu? Den bitte ich um Kartenzeichen. Wer stimmt dagegen? Das ist deutlich die Minderheit. Damit ist dieser Antrag angenommen. Wir haben jetzt (Empörung). () Ja also, liebe Delegierte, liebe Delegierte, das ist, das ist jenseits, jenseits einer einer Spitz-auf-Knopf-Entscheidung, es war ganz eindeutig.¹⁰¹

- 1 Helmut Karasek, in: Literarisches Quartett, ZDF, 11.12.1998.
- 2 Helmut Karasek, in: Literarisches Quartett (Anm. 1).
- 3 Noch ein Jahr später: »Auf ihrer zentralen Europawahlveranstaltung am Montag abend schlugen die Grünen gegen die Kritiker der Kosovo-Politik zurück. Soweit, daß klar wurde, wo die Regierungspartei – genauer: die Regierenden in der Partei – auf keinen Fall mehr geortet werden will: links. [...] Bis zum Auftritt des Chefs, Außenminister Joschka Fischer, lief dessen hochrangiges Gefolge nervös vor der Bühne in der Aachener Kongreßhalle auf und ab. Noch war nicht sicher, ob Besänftigung oder Widerstand Farbbeutel verhindern würde. [...] Nach dem Kosovo-Krieg müsse die Wandlung der Partei weitergehen. »Wir müssen uns ganz klar von der SPD-Linken distanzieren und auch in der Sozial- und Wirtschaft modern und libertär werden.« (Wulf Schmiese: Fischer rechnet mit grünen Nato-Kritikern ab. Heftige Debatte bei Europawahl-Treffen der Partei in Aachen. Cohn-Bendit attackiert Linke, in: Die Welt, 10.6.1999). An den Begriffen feilen wir noch.
- 4 Phoenix, »Frieden und Menschenrechte vereinbaren«. Bündnis 90/Die Grünen, Sonderparteitag, 13.5.1999.
- 5 Phoenix, 13.5.1999 (Anm. 4)
- 6 Bild, 14.5.1999.
- 7 Bild, Wie oft noch?, 14.5.1999.
- 8 Jürgen Habermas – der bei der Einberufung des universellen Kindes sauber zwischen Freund und Feind zu unterscheiden weiß: »Jedes Kind, das auf der Flucht stirbt, zerrt an unseren Nerven« (Die Zeit, 29.4.1999). Kinder, die beim Bombardement sterben, zeren nicht weiter.
- 9 »Zum ersten Mal hatte ich über die Frage Krieg oder Frieden zu entscheiden« (Joschka Fischer, in: Der Spiegel, 1.3.1999). Merkwürdiges Politikverständnis. Aber das soll ja jetzt offenbar häufiger vorkommen.
- 10 SZ, 15./16.5.1999.
- 11 http://www.cologne-dodgers.de/philos_i.htm (19.04.2004).
- 12 SZ, 15./16.5.1999 (Anm. 10)
- 13 Literarisches Quartett (Anm. 1).
- 14 SZ, 15./16.5.1999 (Anm. 10)
- 15 Phoenix, 13.5.1999 (Anm. 4)
- 16 Joschka Fischer: Mein langer Lauf zu mir selbst. [1999]. Vollständige Taschenbuchausgabe, München 2001, S. 9.
- 17 Ein Schritt zurück, Verlust von Kultur: »In den neolithischen [jungsteinzeitlichen] Kulturen [...] vollziehen sich wichtige Neuerungen (Ziegelbau, Steinschliff, Keramik, Töpferscheibe) und eine wirtschaftliche Umwälzung: Übergang [von den Jägerkulturen der Altsteinzeit] zum Bauerntum – und damit zur produzierenden Wirtschaftsweise – durch Vereinigung von Ackerbau (Pflanzer) und Viehzucht (Hirten) am Ende des Neolithikums (»Neolithische Revolution«, G. Childe). [...] Mit der Ausbildung der städtischen Hochkulturen [...], die auf die »Neolithische Revolution« folgt, beginnt die geschichtliche Zeit. Die Hochkulturen entstehen [...], eine Aufgliederung in verschiedene Berufsschichten – und damit die Bildung einer differenzierten Gesellschaft – durch die Emanzipation arbeitsteiliger Gewerbe und die komplizierten Produktionsverfahren« (dtv-Atlas zur Weltge-

- schichte. Karten und chronologischer Abriss. Band 1: Von den Anfängen zur Französischen Revolution, München 1971, S. 17).
- 18 Fischer: Langer Lauf (Anm. 16), S. 11.
- 19 »Diese einmalige, nicht vorangegangene und nicht wiederholbare heroische Situation des endgültigen Zusammenpralls der tödlichen Entscheidung ist Ekstasis genug. [...] Der Thrill der Entscheidungssituation – und eben hierin liegt die Wurzel der poetischen Intensität, die in der Kunst immer wiederkehrt – ist förmlich überwältigend« (Karl Heinz Bohrer: Kriegsgewinnler Literatur. Homer, Shakespeare, Kleist, in: Merkur, Januar 2004, S. 8).
- 20 Fischer: Langer Lauf (Anm. 16), S. 18 und S. 52 f. »Buchstäblich in einem Augenblick mußte ich mich entscheiden, und zwar sehr grundsätzlich: *Weitermachen wie bisher oder eine radikale Umkehr* [...]. [E]s stand weitaus mehr zur Disposition« (ebd., S. 16 f.).
- 21 »2:23:13 Std.<, vermerkt mein Tagebuch, >maximale Härte« (Fischer: Langer Lauf (Anm. 16), S. 150).
- 22 Fischer: Langer Lauf (Anm. 16), S. 64.
- 23 »Die dramatischen Veränderungen meines Körpergewichts standen in einem deutlichen Zusammenhang mit meinem Einstieg in die große Politik« (Fischer: Langer Lauf (Anm. 16), S. 28).
- 24 »Mit dem Leumund der laufenden Boten stand es nicht zum allerbesten: sie galten als faul, trunksüchtig, streitlustig, als Aufschneider und als große Lügenmäuler. Man mißtraute ihnen. Das Betrugslexicon aus dem Jahre 1721 widmete ihnen einen ganzen Abschnitt« (Stephan Oettermann: Läufer und Vorläufer. Zu einer Kulturgeschichte des Laufsports, Frankfurt/M. 1984, S. 20).
- 25 Fischer: Langer Lauf (Anm. 16), S. 68.
- 26 MITTAGSPAUSE: Punk Macht Dicken Arsch. LP 1981. Rondo.
- 27 »>So fuhren wir zum ersten Mal über die Bomb Alley, am 2. Dezember. Da merkten wir dann, was die Engländer meinten. Wir wurden mit Mörsern beschossen. Ein Kollege wurde verwundet, im LKW hinter uns. Der Junge ... Ein Obergefreiter, 19 Jahre alt ...> Ist er gestorben?< »Ja.< »Der erste aus unserem Zug, den wir verloren haben. [...] Von diesem Moment an hatten wir Angst, richtig Angst. Man versucht es zu überspielen, indem man Witze erzählt, laut Musik spielt [...]. Da hat man weniger Angst. Wenn man die Musik laut genug spielt, hört man nicht, ob sie schießen. Bei 99% meiner Fahrten über die Bomb Alley spielten wir das.< »Und wie oft seid ihr da gefahren?< »Bestimmt 60-, 70-mal. Man spielt die Musik einfach ganz laut, und dann ist die Angst weg« (Traumatisierter holländischer Soldat aus dem Bosnieninsatz, in: *Crazy*, NL 1999, Hedy Honigmann.).
- 28 Ursula Samary: Polit-Marathon, in: Hans Wallow (Hg.): Rudolf Scharping. Der Profi, Düsseldorf u. a. 1994, S. 186. Die Castor-Transporte. »Scharping [...] streckt die Beine lang, ein bißchen zu betont lässig. [...] Sicher, [...] er habe die Kondition für 18-Stunden-Tage« (ebd., S. 181).
- 29 Rudolf Scharping: Wir dürfen nicht wegsehen. Der Kosovo-Krieg und Europa, Berlin 1999: »*Die Berichte von Joschka Fischer und mir sind aufeinander abgestimmt*« (ebd., S. 33). – »Die kursiven Passagen sind Übertragungen aus den persönlichen Aufzeichnungen von Rudolf Scharping« (ebd., S. 7)).
- 30 »Die ungemaine und allgemeine Bedeutung, die diesem Bericht Petrarcas zukommt, liegt in der Reflexion auf die Motive seiner Bergbesteigung. In ihr wird der geistige Zusammenhang faßbar, aus dem [...] Petrarca sein Unternehmen zu deuten und sich begreiflich zu machen sucht [...] [D]ie Betrachtung (griech: *theoria*) der Natur [hat philosophisch] die Bedeutung, daß sich in ihr der Geist dem alles umgreifenden »Ganzen« und »Göttlichen« zuwendet« (Joachim Ritter: Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft [1963], in: Ders.: Subjektivität. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1980, S. 143 f.).
- 31 Scharping: Wir dürfen (Anm. 29), S. 92 f.
- 32 Scharping: Wir dürfen (Anm. 29), S. 100.
- 33 Scharping: Wir dürfen (Anm. 29), S. 126. »Köpfe lagen dorten, welche ihre natürlichen Herren verloren hatten, und hingegen Leiber, die ihrer Köpf mangleten« (Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen: Der Abenteuerliche Simplicissimus Teutsch, München 1978, S. 185).
- 34 Scharping: Wir dürfen (Anm. 29), S. 128. »Leiber, die ihrer Köpf mangelten; etliche hatten grausam- und jämmerlicher Weis das Ingeweid heraus, und andern war der Kopf zerschmettert und das Hirn zerspritzt; da sah man, wie die entseelten Leiber ihres eigenen Geblüts beraubt und hingegen die lebendigen mit fremdem Blut beflossen waren, da lagen abgeschossene Arm, an welchen sich die Finger noch regten, gleichsam als ob sie wieder mit in das Gedräng wollten« (Grimmelshausen: Simplicissimus (Anm. 33), S. 185).

- 35 Scharping, Wir dürfen (Anm. 29), S. 129. »[I]ch gedacht, mir von dem unheuren Gerümpel abzuhelfen, den Paß zu öffnen, und mich dabei meiner Kunst zu bedienen, die mich erst die vorige Nacht mein Kamerad gelehret hatte; solchem Unterricht zufolge hob ich das linke Bein samt dem Schenkel in alle Höhe auf, drückte von allen Kräften, was ich konnte, und wollte meinen Spruch ›Je pète‹ zugleich dreimal heimlich sagen« (Grimmelshausen: *Simplicissimus* (Anm. 33), S. 89).
- 36 Scharping: Wir dürfen (Anm. 29), S. 136.
- 37 Scharping: Wir dürfen (Anm. 29), S. 207. »*Gemeinsam mit deutschen und polnischen Soldaten besuchen mein polnischer Kollege Janusz Onyskiewicz und ich Auschwitz: eine schwere Last, bedrückend. [...] Was mögen die Soldaten gedacht haben? [...] Erst den Bildern im Fernsehen entnehme ich, daß ich beim Weggehen vor der Todeswand Janusz in den Arm genommen hatte. Ich selbst erinnerte mich nur noch an ein geflüstertes Gespräch beim Hinaustreten aus dem Hof und ein noch leiseres ›Dankeschön‹ von Janusz*« (ebd., S. 52 f.)
- 38 »Hier und da hatte ich an Walter Benjamin erinnert, der sich auf der Flucht vor den Nazis umgebracht [...] hatte« (Scharping: Wir dürfen (Anm. 29), S. 18).
- 39 Scharping: Wir dürfen (Anm. 29), S. 152.
- 40 Scharping: Wir dürfen (Anm. 29), S. 175.
- 41 Scharping: Wir dürfen (Anm. 29), S. 11-15. Fischer nach seinem ersten Mal: »Der Anfang war gemacht, und das war das Wichtigste überhaupt. Alles andere, wie [...] Zeit, Haltung, etc., war zu diesem Zeitpunkt völlig unwichtig, es kam allein auf die Tatsache des *Anfangs* und des *Durchhaltens* an. Jetzt bloß nicht schwach werden« (Fischer: *Langer Lauf* (Anm. 16), S. 59).
- 42 »Es kam, wie es kommen mußte, meine Frau trennte sich nach dreizehn Jahren Ehe von mir. Dieser Blitz traf mich aus heiterem Himmel, die Erde tat sich vor mir auf, der Himmel fiel mir auf den Kopf, und unter der Wucht der emotionalen Katastrophe zerbrach mein ganzes bisheriges Leben innerhalb kürzester Zeit. Freilich war für den jetzt zu erzählenden Teil der Geschichte lediglich die erste bewußte Sekunde nach der Trennung von entscheidender Bedeutung, d. h. der Moment, in dem mir definitiv klar wurde, daß es tatsächlich unwiderruflich vorbei war mit unserer Ehe. Denn in demselben Augenblick, als mir diese Tatsache klar vor Augen stand und ich zugleich spürte, daß jetzt eine lange und harte Leidenszeit auf mich zukam, wußte ich, daß sofort eine sehr weitreichende Entscheidung zu treffen war in genau dieser Sekunde. Die Alternative war plötzlich sehr einfach: Entweder mache ich so weiter wie bisher [...]. Oder ich mache jetzt – jetzt sofort! – einen radikalen Schnitt, [...] lasse alles radikal hinter mir [...] und konzentriere mich fortan vor allem auf mich selbst. Ich traf diese sehr weitreichende Entscheidung in jener einen Sekunde (es war tatsächlich nicht mehr an Zeit notwendig), an die ich mich noch sehr genau erinnern kann, denn in derselben Sekunde wußte ich auch, daß ich [...] zu meinem idealen ›Kampfgewicht‹ [...] zurückwollte« (Fischer: *Langer Lauf* (Anm. 16), S. 48).
- 43 Ingeborg Harms, in: *Literarisches Quartett* (Anm. 1).
- 44 Fischer: *Langer Lauf* (Anm. 16), S. 48. »In diesem Buch werde ich also vor allem eine Geschichte zu erzählen haben, wenn ich ›das Geheimnis‹ meines ›Erfolges‹ enthüllen soll. Es ist meine Geschichte« (ebd., S. 17). »Von Schröder/Fischer etc. weiß man mit Sicherheit nur, daß sie jedes Spiel mitspielen werden. Ob es Pazifismus oder Militarismus, Antiimperialismus oder Atlantismus, soziale Marktwirtschaft oder Manchesterkapitalismus heißen wird, hängt von den Umständen ab« (Wolfgang Pohrt, in: *Konkret*, Dezember 1998, zit. nach: Christian Schmidt: *Wir sind die Wahnsinnigen*. Joschka Fischer und seine Frankfurter Gang, München 1999, S. 344).
- 45 »Und so saß ich eben oft bis spät in die Nacht [...] und wurde dem damaligen Kanzler der Bundesrepublik an Aussehen, Figur und Statur immer ähnlicher« (Fischer: *Langer Lauf* (Anm. 16), S. 42).
- 46 »Helmut Kohl: Nein, bestimmt nicht. Ich habe noch 1990 erlebt, wie seine grünen Gefolgsleute einen echten Sarg vor mein Haus in Ludwigshafen schleppten und Transparente hochhielten, mit der Aufschrift: ›Kohl schickt unsere Söhne für die Ölscheichs in den Wüstentod!‹ Heute muß man sich schon fragen, wo schicken wir denn noch überall Soldaten hin? Und wann kommt der nächste Häutungs- und Wandlungsprozess von Joschka Fischer?« (taz, 27./28.9.2003).
- 47 Acht Prozent der deutschen Frauen möchten ein Kind von Fischer, meldet Bild im August 2003.
- 48 »Mit dem Sujet Krieg ist die für alle ästhetische Phantasie entscheidende Kategorie der Intensität angemeldet. So sichert die Kriegsthematik ähnlich der Liebesthematik ihrer Inszenierung und Rhetorik extreme Gefühlszustände diverser Natur, die man seit Aristoteles als ›Leidenschaften‹ diskutiert« (Bohrer: *Kriegsgewinnler Literatur* (Anm. 19), S. 1).
- 49 Dokumentation: Billers Kolumne, die die *Zeit* nicht druckt. Das Menschen-Fischer Machen, in: taz,

- 12.5.1999. »Der Autor ist Schriftsteller und Journalist. Seit 1996 schreibt er monatliche Kolumnen für das ›Zeit‹-Magazin. Dieser Text war als Kolumne für das neue Ressort ›Leben‹ in der heutigen Ausgabe der ›Zeit‹ vorgesehen. Die Redaktion lehnte den Text ab – erstmals in der Geschichte der ›Zeit‹-Kolumne« (ebd.).
- 50 FAZ, 22.5.1999.
- 51 Fischer: Langer Lauf (Anm. 16), S. 15.
- 52 Life&Style 1/April 1999, S. 68.
- 53 Life&Style 2/August 1999, S. 47.
- 54 SZ, 15./16.5.1999 (Anm. 10)
- 55 SZ, 15./16.5.1999 (Anm. 10)
- 56 »[D]ie grandiose List des Außenministers [...]: ›Auschwitz‹ – das er Ernst Nolte rehabilitierend, auch in Bielefeld beschwor« (FAZ, 22.5.1999).
- 57 SZ, 15./16.5.1999 (Anm. 10)
- 58 »Die Spannung zwischen einer letzten Höflichkeit, die der Ort verlangt, und einer inneren, bald explodierenden Aggressivität, stellt auch die Verbindung des erhabenen Sprechens mit der anhaltenden Intensität her« (Bohrer: Kriegsgewinnler Literatur (Anm. 19), S. 5.)
- 59 »Bezeichnet die Symptome oder äquivalenten Bildungen wie Fehlleistungen, Witze etc., soweit sie unbewußte Inhalte ersetzen. Dieser Ersatz ist in einer zweifachen Bedeutung aufzufassen: Ökonomisch gesehen bringt das Symptom eine Ersatzbefriedigung für den unbewußten Wunsch mit sich; symbolisch gesehen wird der unbewußte Inhalt nach bestimmten assoziativen Reihen durch einen anderen ersetzt« (Jean Laplanche/Jean-Bertrand Pontalis: Das Vokabular der Psychoanalyse, Frankfurt/M. 1973, S. 146).
- 60 »Der Kampf zwischen Pitcher und Hitter: Der erste Batter begibt sich an die Homeplate und versucht den Ball, den der Pitcher in Richtung Catcher wirft, in das Feld zu schlagen. Hier kommt nun die in diesem Moment wichtige Kleinigkeit, die dieses Duell so spannend macht – die Strikezone« (<http://www.cologne-dodgers.de/frames/frame3.htm> [19.04.2004]).
- 61 »Fliegt ein Ball in diese Zone muß der Batter versuchen den Ball zu schlagen. Macht der Batter einen Fehler, so ist dies der erste Strike« (<http://www.cologne-dodgers.de/frames/frame3.htm> [19.04.2004]). Fischer hat einen Fehler gemacht. Dieses war der erste Strike.
- 62 Literarisches Quartett (Anm. 1).
- 63 »Und auch – da sei nicht darum herumgeredet – meine linksradikalen siebziger Jahre in der Frankfurter Spontizene und im Häuserkampf verlangten ein hohes Maß an körperlicher Fitneß!« (Fischer: Langer Lauf (Anm. 16), S. 22).
- 64 Die erste Kampfhandlung. Seht her, ich komme bereits von der Front. »Hinter einem Wall aus zwanzig Sicherheitskräften« (Bild, 14.5.1999), 20 Körper schützen seinen Körper, und weiterhin angetan von der Jacke, die »der Außenminister nach erstem Erschrecken trug wie den Orden Pour le mérite, und der ihn in seiner Rede zu heiligem und selbstgerechtem Zorn beflügelte« (SZ, 15./16.5.1999). Die Parteivorsitzende Gunda Roestel hatte sich längst umgezogen.
- 65 »Im Zentrum der erhabenen Rede der *Ilias* steht die Beschreibung der kriegerischen Auftritte Achilles' und Hektors – der Topos der furchterregenden kriegerischen Erscheinung des Heros unter dem Helm [...]. Das Sich-Rüsten ist die Ankündigung des Furchtbaren im Scheine des Schönen« (Bohrer: Kriegsgewinnler Literatur (Anm. 19), S. 2 f.).
- 66 »Habe mir anschließend die Berichte vom Grünen-Parteitag angeschaut. Kompliment und Bedauern für Joschka: Das politische Ergebnis ist in Ordnung und wird unsere Linie weder behindern noch fördern; der Schwachkopf mit dem Farbbeutel richtete hoffentlich keinen Schaden an« (Scharping: Wir dürfen (Anm. 29), S. 163).
- 67 WDR 3, zit. nach Ralf Burnicki: Antikriegsdemonstration in Bielefeld und der Farbbeutel-Prozeß gegen Samira, in: graswurzelrevolution, 256, Februar 2001, unter: <http://www.graswurzel.net/hsp51.hspserver.com/256/farbbeutel.shtml> (19.04.2004).
- 68 Bild, 15.5.1999.
- 69 Bild, 15.5.1999 (Anm. 68).
- 70 »Zu beachten ist, wie in der Kette der anschaulichen Details von Körper und Waffen, die zusammen die Konstruktion eines delikaten Systems darstellen, Schönheit und Tod als Attribute der gleichen Erscheinung auftreten. Denn Hektors Tod ist dargestellt, nicht bloß mitgeteilt. Es ist die Entfaltung des Körpers, das heißt des menschlichen Schicksals als Körper, was die [...] Kampfbeschreibungen epiphan macht« (Bohrer: Kriegsgewinnler Literatur (Anm. 19), S. 14).

- 71 »[D]ie Tumultszenen während der Debatte um den Kosovo-Einsatz der Bundeswehr erinnerten zeitweilig mehr an einen Zoo denn an die Auseinandersetzung zivilisierter Parteimitglieder« (Rheinischer Merkur, 20.8.1999).
- 72 »Samira: Der Krieg mobilisiert die patriarchalen Strukturen. [...] Das Militär braucht die Bipolarität Mann-Frau. Mein Bild in der Presse hat diese bipolare Sicht, die in der Gesellschaft verbreitet ist, gebrochen« (Antikriegsbewegung, Personifizierung und Geschlechterkampf. Gespräch mit der Farbbeutelwerferin, in: graswurzelrevolution, 248, April 2000, S. 8, unter: <http://www.graswurzel.net/hsp51.hspserver.com/248/samira.shtml> [19.04.2004]).
- 73 BILD, 15.5.1999 (Anm. 68). Keine Spur von dem, was wir aus dem Fernsehen kennen, kein Fünkchen Opferbereitschaft, alles hier ist reich, unbeweglich und fett: »In Deutschland werden Millionen für die Gehälter von Leibwächtern ausgegeben. Aber keiner warf sich in die Bahn des Beutels, der Fischers Trommelfell zerriß« (ebd.)
- 74 »Nachdem er seinen eigenen Namen gesagt hatte, ging es ihm schon besser. Langsam stabilisierte er sich, und die Wehleidigkeit kehrte zu ihrem Ursprung zurück, zur Brutalität. ›Ich sage Ihnen, schrie Fischer, mitgerissen von sich selbst, ›das waren die härtesten Verhandlungen meines Lebens in Rambouille! Zum ersten Mal hatte ich über die Frage Krieg oder Frieden zu entscheiden.‹ Erschöpft vor Begeisterung sank er in sein Sofa zurück. Und sagte es nochmal: ›Zum erstenmal hatte ich über die Frage Krieg oder Frieden zu entscheiden.‹ Er sah die *Spiegel*-Leute an. ›Ich. Verstehen Sie? Ich. Krieg oder Frieden. Ich.‹ Auf Zehenspitzen verließen die Redakteure das Zimmer. Und obwohl sie nicht einmal ahnten, was sie da hatten, gaben sie Fischers Worte in Druck. Das Interview erschien am 1. März 1999, und man muß dem *Spiegel* dafür danken« (Wiglaf Droste: ›Ich. Krieg oder Frieden. Ich.‹ In: taz, 3.3.1999).
- 75 Bild, 15.5.1999 (Anm. 68).
- 76 »Farbbeutel-Werfer wurde gefeuert. [...] In Berlin bekam er jetzt die rote Karte. Der 36jährige ist seinen Job los. Er hatte eine ABM-Stelle bei einem Kinderzirkus« (Kölner Express, 31.5.1999). Am 21.12.2000 wird Samira vom Amtsgericht Bielefeld zu einer Geldstrafe von 3600 DM verurteilt.
- 77 Michael Ringel: »Querspalte«, in: taz, 17.5.1999.
- 78 Lau wahrscheinlich.
- 79 Ringel: Querspalte (Anm. 77).
- 80 Ringel: Querspalte (Anm. 77).
- 81 Bild, 19.5.1999.
- 82 Bild, 20.5.1999.
- 83 Bild, 20.5.1999 (Anm. 82).
- 84 Ernst Jünger [Pour le mérite]: In *Stahlgewittern*, in: ders.: *Werke*. Band 1: *Tagebücher I: Der erste Weltkrieg*, Stuttgart 1961, S. 30.
- 85 Don DeLillo: *Underworld*, New York 1999, S. 288.
- 86 SAT.1-Text, 07.08.1999, P115.
- 87 »Narrative is the most common mode of historical explanation because it is often the kind of explanatory answer solicited by a kind of questions that historians very often ask and that is very often asked of them. Two ordinary forms of this question are ›How did it come about that ...?‹ and ›How did he (or they) happen to ...?‹ [...] It is true that once the substitute Brooklyn pitcher, Ralph Branca, whose mere presence in the game seems not amendable to narrative explanation (see above), released the ball, and once the fifth New York batter, Bobby Thomson, began his swing of the bat, a combination of a few special cases (mainly ballistic) of the general laws of motion with the National League ground rules on home runs suffices strictly to entail that Thomson hit a home run. It is hard, however, to envision the combination of conditions and laws that would strictly entail a decisive precondition of that home run: to wit, that Thomson decided to swing at Branca's pitch in the first place« (Jack H. Hexter: *The Rhetoric of History*, in: *Doing History*, Bloomington/London 1971, S. 30–33).
- 88 »Versteht unser Außenminister etwas von Stil? Man weiß, daß er Cerruti trägt. Der Meister berichtet: Anfang des Jahres besuchte ihn Fischer in seiner Pariser Filiale, ließ sich einen Maßanzug schneidern. ›Seitdem Herr Fischer meine Produkte trägt, beweist er Geschmack!‹« (Der Mann, der Joschka Fischer in den Anzug steckte. BILD beim italienischen Mode-Zar Nino Cerruti, BILD, 3.7.1999).
- 89 Joschka Fischers Farbbeutel-Anzug im ›Haus der Geschichte‹, ddpADN, Meldung vom 7.8.99, in: ›Farbbeutel-Anzug von Joschka Fischer. Stand: 26.8.1999. Pressemappe, Haus der Geschichte. ›Wann der Anzug der Öffentlichkeit präsentiert wird, ist nach Schäfers Worten noch unklar. Auf je-

- den Fall soll der Anzug gemeinsam mit einem Foto oder einem Film über das Attentat ausgestellt werden. »In dieser Kombination wird das eine besondere Attraktivität haben. Es zieht Besucher an, es fesselt sie und sie reden darüber«, sagte Schäfer« (ebd.).
- 90 Fischers Anzug ist museumsreif, in: Die Welt, 9.8.1999.
- 91 DeLillo: Underworld (Anm. 85), S. 318.
- 92 Gunter Hoffmann: Schnelle Geschichte, in: Die Zeit, 12.8.1999.
- 93 »Den Anstoß für die Spendenaktion gab möglicherweise ein Brief des CSU-Europa-Abgeordneten Markus Ferber. Der hatte Fischer nach dem Farb-Attentat den »ernst gemeinten Vorschlag« unterbreitet, den Anzug im Haus der Geschichte abzugeben: »Damit können Sie ein wichtiges Kapitel europäischer Geschichte und die Auseinandersetzung darüber in Deutschland dokumentieren« (Joschka Fischers Anzug kommt ins Museum, in: Welt am Sonntag, 8.8.1999).
- 94 Wenn es um andere Pöstchen geht, z. B. in Europa, kann dabei auch schon mal ein Nein zum Krieg rauskommen.
- 95 Phoenix, 13.5.1999 (Anm. 4).
- 96 Sozialistischer Deutscher Studentenbund, Gruppe Kultur und Revolution. Einladung!, Flugblatt, Venedig, Juni 1968, in: Lutz Schulenburg (Hg.): Das Leben ändern, die Welt verändern! 1968. Dokumente und Berichte, Hamburg 1998, S. 290.
- 97 Angelika Beer, Verteidigungspolitische Sprecherin, Phoenix, 13.5.1999 (Anm. 4).
- 98 BILD, 14.5.1999 (Anm. 6).
- 99 »[B]aseball fiction, and more generally the whole culture of baseball, is about assimilation to an American way of life« (Timothy Morris: Making the Team: The Cultural Work of Baseball Fiction, Illinois 1997, S. 3).
- 100 Michael Brick: Guy in Skirt Seeks Sensitivity In Brooklyn, in: The New York Times, 2.1.2003, Section 9.
- 101 Phoenix, 13.5.1999 (Anm. 4). »Was lehren uns Fischers Flecken? Zweimal ließ er den dunkelblauen Anzug reinigen, dann waren die großen roten Farbflecken nicht mehr zu sehen. Aber die Nachwelt soll sie ahnen, auch wenn sie sie nicht mehr sieht« (Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 8.8.1999).

Urs Stäheli

DER VERRAT DES KAPITALISMUS. FIKTIONALISIERUNGSPROZESSE UND FINANZSPEKULATIONEN

Anfang 2002 erschien in der *New York Review of Books* ein Artikel mit dem Titel »The Betrayal of Capitalism«.¹ Hierbei handelt es sich um Kapitalismuskritik aus dem Inneren des Kapitalismus – denn der Autor ist Felix Rohatyn, ein erfolgreicher Investmentbanker, der auch einige Jahre als US-amerikanischer Botschafter in Paris gewirkt hat. Der Aufsatz hat in den USA große Wellen geschlagen – und bereits die harmlos anmutende Illustration lässt erahnen warum. Bei den Verrätern des Kapitalismus handelt es sich nicht um kleinkriminelle Auswüchse des Kapitalismus, sondern es geht gleichsam um das Herz des Kapitalismus.



George Bush Sen. und Kenneth Lay, CEO Enron

Die Konstatierung eines »Verrats des Kapitalismus« lokalisiert den Feind des Kapitalismus nicht mehr in einem antagonistischen Außen. Vielmehr wird gerade diese klassische antagonistische Struktur, die den Kapitalismus durch Arbeiter und Gewerkschafter gefährdet sieht, untergraben. Statt Straßenkämpfe und Streikbilder sehen wir in einer alltäglichen Szene nur den ehemaligen US-Präsidenten George Bush, Sen. mit einem Plastikbecher in der Hand und Kenneth Lay, den CEO von Enron. Während der Antagonist von außen kommt, befindet sich der Verräter immer schon im Innern. Was am von Rohatyn beschriebenen Verrat auffällt, ist, dass hier der Verräter nicht die Seiten wechselt: Weder Bush noch Lay sind durch ihre verräterischen Aktivitäten plötzlich zu sozialistischen Gewerkschaftern geworden. Wir sind hier mit einer Form des Verrats konfrontiert, die

das Phänomen des Überläufers nicht kennt. Genau dies unterscheidet ihn auch vom »Verrat des Sozialismus« – eine unvergleichbar häufigere Wendung, bei der es um die Gefahr eines beabsichtigten oder gar unbeabsichtigten Überlaufens zum Klassenfeind geht.

Ich möchte im Folgenden fragen, mit welcher Form des Verrats wir es zu tun haben, wenn sich dieser nicht mehr als Seitenwechsel fassen lässt. In anderen Worten: Während die klassische Form des Verrats die Dynamik eines bestimmten Crossings zwischen Freund und Feind bezeichnet, scheint sich bei Rohatyn ein Verrat auf der Seite des Freundes abzuspielen, ohne dass diese dabei verlassen wird – eine Form des Verrats, die mit dem Konzept des Antagonismus marxistischer oder post-marxistischer Prägung nicht hinreichend präzise erfasst werden kann.

1. MARKT-POPULISMUS

Im Folgenden möchte ich mit Hilfe eines *close readings* des Aufsatzes von Rohatyn die Strukturen dieses Verrats herausarbeiten. Dazu gilt es zunächst jedoch, kurz die Einbettung des Artikels in Diskursen des US-amerikanischen Markt-Populismus aufzuzeigen. Rohatyn führt sich selbst als eine Art Missionar des Kapitalismus ein. Als Botschafter in Frankreich, so erzählt er, habe er in Europa häufig einen Vortrag mit dem Titel »Popular Capitalism in America« gehalten – einen Vortrag, der dem europäischen Missverständnis des amerikanischen Kapitalismus als brutal und ausbeuterisch entgegentreten sollte. Dabei wurde nicht nur die Effizienz des amerikanischen Kapitalismus betont, sondern auch seine demokratisierende Wirkung – sind doch immer mehr Amerikaner am Besitz von Unternehmen beteiligt (z. B. durch Pensionspläne oder Stock-Options). Dieses Argument fügt sich in den von Thomas Frank geschöpften Begriff »market populism« ein.² Frank, ein Herausgeber des kleinen, aber weit beachteten amerikanischen Untergrundmagazins *Baffler*, beschreibt in seinem Buch *One Market Under God*, wie dieser Markt-Populismus mit der New Economy einen neuen Höhepunkt erreicht hat.

Der Markt-Populismus US-amerikanischer Prägung nimmt eine wichtige Verschiebung vor, die für zahlreiche neoliberale Diskurse wichtig ist. Den Märkten wird eine mystische Kraft zugesprochen, die sie auf direkte Weise mit dem Volk verbindet – der Markt wird zum authentischen Sprachrohr der Leute.³ Die Konsequenz dieses Arguments ist, dass das politische System unter den Generalverdacht gerät, die Interessen der Leute zu verraten – insbesondere die Regierung und Parteien. Denn im Gegensatz zur unterstellten Unmittelbarkeit des Marktes verraten hier häufig korrupte Politiker die Interessen des Volks.

Markets expressed the popular will more articulately and more meaningfully than did mere elections. Markets conferred democratic legitimacy; markets were a friend of the little guy; markets brought down the pompous and the snooty; markets gave us what we wanted; markets looked out for our interests.⁴

Das Ideal einer politischen Unmittelbarkeit wird ergänzt durch die Indifferenz von Märkten gegenüber den klassischen Markierungen sozialer und kultureller Ungleichheit wie Gender, Klasse und Ethnizität. Die zahlreichen Aufstiegs geschichten der New Economy stehen für diese dem Markt zugeschriebene Gleichheit: Jede und jeder kann es schaffen – unabhängig von seiner Hautfarbe, seinem Gender oder seinen sozialen Beziehungsnetzwerken. Der Markt-Populismus zeichnet sich also durch die Zusammenführung von zwei klassisch linken demokratiethoretischen Argumenten aus: zum einen ein radikaldemokratisches Unmittelbarkeitspathos, das allen Vermittlungsagenten und -medien mit Misstrauen gegenüber tritt, zum anderen eine universalistisch angelegte Vorstellung sozialer Gleichheit. Kurz in den Worten eines Markt-Populisten: Markets R Us!

2. STATIONEN EINES VERRATS

Dieses markt-populistische Erfolgsnarrativ des amerikanischen Kapitalismus gerät aber spätestens im Jahre 1998 in die Krise. Ein zunächst schleichender, dann aber untrügerischer Verratsprozess setzt ein – ein Prozess, der es, so Rohatyns resignative Schlussfolgerung, für ihn schwierig machen würde, das ehemals so euphorische Referat über den populären Kapitalismus zu wiederholen.

Welches sind die Symptome dieses Verrats? Der Beobachter des Kapitalismus sieht sich mit seiner Verratsdiagnose auch vor einem epistemologischen Problem: Wie kann man wissen, dass man es nicht mehr mit dem Kapitalismus, sondern seinem verräterischen Auswuchs zu tun hat? Folgen wir Rohatyns Beschreibung – ich möchte dabei vier Stationen seiner Verratsdiagnose herausarbeiten.

Das Staunen

Am Anfang der Verratsdiagnose steht ein Staunen: »The increase in speculative behaviour was astonishing.«⁵ Die Glaubwürdigkeit des Erstaunens wird durch Rohatyns Sprecherposition unterstrichen: Nicht ein linker, einfach zu beeindruckender Börsenkritiker stellt die erstaunliche Veränderung fest, sondern ein er-

folgreicher Investmentbanker. Der erste Schritt des Verrats ist dem Kapitalismus also keineswegs fremd, sondern bewegt sich ganz in dessen Logik – vielleicht sogar zu sehr in dessen Logik. Es taucht nicht plötzlich von außen eine neue verräterische Praktik auf, sondern was sich verstärkt, ist die Börsenspekulation. Und auch die Börsenspekulation wird von Rohatyn nicht etwa als parasitärer Auswuchs eines ›ehrlichen‹ Kapitalismus verstanden. Vielmehr hatte Rohatyn gerade der Finanzspekulation in seiner argumentativen Eingangsbewegung einen festen Platz im ökonomischen Imaginären zugeschrieben. Denn die Investition in Aktien von Unternehmen macht den Kapitalismus demokratischer, indem jeder und jede zur Miteigentümerin werden kann. Durch Aktienspekulation lassen sich also gleichsam die Ungleichheitsstrukturen der Warenproduktion aufheben, ohne dass gleichzeitig in die Logik des Kapitalismus eingegriffen werden müsste.

Die Rücksichtslosigkeit

Im *zweiten* Schritt zeigt sich bereits ein Effekt der verstärkten Spekulation. Es handelt sich nun nicht mehr nur um eine bloße Steigerung der Finanzkommunikation, sondern um »reckless speculation«. Diese rücksichtslose Spekulation wird am besten durch die New Economy und den Dot-Com-Boom der neunziger Jahre illustriert. Die Börsenspekulation scheint ihr Maß zu verlieren und etablierte Regeln zu ignorieren. Aus der Perspektive des Markt-Populismus bereitet allerdings die Analyse dieser Rücksichtslosigkeit bereits ein Problem. Denn sind es nicht die zuvor normativ aufgeladenen ›Leute‹, die rücksichtslos werden und auf diese Weise demokratisch bestimmen, dass ihre alten Regeln zu einschränkend sind, um den Möglichkeiten der New Economy gerecht zu werden? Wie also lässt sich diese Rücksichtslosigkeit erklären?

Die Mediatisierung

Der eigentliche Verrat des Kapitalismus scheint sich aber erst in der *dritten* Station zu ereignen. Hier findet auch eine wichtige Verschiebung des Argumentes statt. Nun interessiert nicht nur die sich wie von selbst verstärkende Finanzspekulation, sondern es tritt eine neue Logik auf – und ein Akteur, der diese Logik verkörpert. Die Märkte steigen nicht von alleine auf ihr Allzeithoch, sondern werden gleichsam getrieben von »relentless publicity campaigns«. Es ist wichtig zu sehen, dass sich hier bereits im Wortlaut eine Verschiebung ankündigt: Während zuvor noch von »reckless speculation« gesprochen worden ist, hat sich die Rücksichtslosigkeit zur Unbarmherzigkeit gesteigert. Verschoben hat sich dabei auch das Subjekt der Rücksichtslosigkeit, sind es doch nun die PR-Kampagnen, die unerbittlich sind. Obgleich Rohatyn am Anfang seines Artikels den amerikanischen

Kapitalismus als populären zu charakterisieren versuchte, so scheint sich nun dessen Popularität in sein Gegenteil zu verkehren: »TV ads of on-line brokers urged everybody to buy stocks and trade them day by day.« Der Kapitalismus wird zur Sucht und zum Teil einer Populärkultur, die den ›eigentlichen‹ Kapitalismus entstellt.

Die populären Inklusionsmodi des amerikanischen Kapitalismus werden durch die Verwendung massenmedialer Inszenierungslogiken übersteigert.⁶ Kein kleiner Spekulant, der aus freiem Willen und möglicherweise sogar nach rationaler Abwägung sein Geld an der Börse investiert, wird nun inkludiert, sondern ein von Medienlogiken getriebener Medienkonsument. Die Diagnose mündet in eine Medienkritik: »A large part of the stock market was becoming a branch of show business, and it was driving the economy instead of the other way around.« Herausbeschworen wird damit die Gefahr einer Entdifferenzierung von Finanz- und Unterhaltungskommunikation; also einer Vermischung von zwei Logiken, die dazu führt, dass sich sogar die innerökonomischen Hierarchien verschieben.

Die Manipulation

Dieser erste Teil der Diagnose führt zum Hauptteil des Aufsatzes von Rohatyn. Implizit auf der Grundlage der zuvor beschriebenen Stationen finden nun auch auf Personen und Organisationen attribuierbare Verratskommunikationen statt. Die bereits beschriebene Spektakularisierung und Fiktionalisierung der Ökonomie führt dazu, dass Unternehmen fiktive Buchhaltungskonzepte entwerfen (z. B. Pro Forma Gewinne). Das ›soziale Band‹, welches im populären Kapitalismus Investmentbanker und Analysten auf der einen Seite, und die Groß- und Kleininvestoren auf der anderen Seite zusammengehalten hat, zerbricht. Die Investmentbanker werden zu eigennützigem Akteuren des Fiktionalisierungsprozesses, den sie mit immer phantastischeren Gewinnsszenarien beschleunigen. Nun können diese mit den klassischen Mitteln eines Manipulationsnarrativs beschrieben werden: Aus purer Gier erfinden Investmentbanker die unwahrscheinlichsten Gewinnaussichten, an welche diese selbst nicht glauben, um neue Aufträge zu erhalten und so ihren Gewinn zu maximieren. Die Illusion des von Rohatyn gepriesenen »popular capitalism«, dass es ein kollektives Gut geben könnte, das alle kapitalistischen Akteure miteinander vereint, wird nun zerstört. Selbst Investmentbanker und Investoren verfolgen ihre je eigennützigsten Interessen.

Beim Eintritt dieses Manipulationsnarrativs hat aber der ›eigentliche‹ Verrat bereits stattgefunden. Das Manipulationsnarrativ versucht, in den zuvor beschriebenen Prozess der ersten drei Stationen (Erstaunen, Rücksichtslosigkeit

und Fiktionalisierung) nachträglich Akteure einzuschreiben. Es geht darum, das Verratsgeschehen attribuierbar zu machen, Verantwortliche zu finden, um auf diese Weise das Modell des amerikanischen Kapitalismus retten zu können. Handlungsattribution wird auf enge Weise mit einem moralischen Verantwortungsdiskurs artikuliert, welcher das Versprechen offen hält, dass durch die Bestrafung der Schuldigen der Verrat wieder rückgängig gemacht werden könnte.

3. DIE FIKTIONALITÄT DER SPEKULATION

Die vier Stationen des Verrats – von der Feststellung gesteigerter spekulativer Kommunikation bis hin zur moralischen Attribuierung ihres Versagens auf raffgierige Manipulatoren – sind gleichzeitig auch Stationen eines Fiktionalisierungsprozesses. Der Kapitalismus wird nicht von außen verraten – etwa von böswilligen oder leichtsinnigen Kapitalisten, welche im Inneren den Glauben an den amerikanischen Kapitalismus aufgegeben haben und diesen von innen sabotieren. Vielmehr wird der Kapitalismus durch einen seltsamen Fiktionalisierungsprozess verraten. Die Börse, so lautet die Anklage, hat ihre eigene Identität verloren, indem sie zu einem Teil der Unterhaltungsindustrie geworden ist und sich von dieser dominieren lässt. Der Werbung, die fiktive Gewinne verspricht, folgen fiktive Buchhaltungskonzepte, die letztlich die ganze Börsenspekulation einer Inszenierungs- und Fiktionalisierungslogik unterwerfen. Auf dem Höhepunkt dieses Fiktionalisierungsprozesses wird sogar die Hierarchie zwischen ›schaffender‹ Produktion und ›vorausschauender‹ Spekulation umgekehrt. Die selbstbezügliche Börse als Inbegriff des Fiktionalen beherrscht nun auch noch ihre vermeintliche Referenz, die mit Waren handelnde ›wirkliche‹ Ökonomie: Das Fiktive ist an die Stelle des Realen getreten. Rohatyns Argumentation begibt sich in eine fast ausweglose Situation, wenn sie diese Umkehrung bekämpfen möchte, ohne die Idee des Marktpopulismus aufzugeben. Rohatyn sucht ›Schuldige‹, versucht also Verratskommunikation zu attribuieren – sie ›accountable‹ zu machen. Aber letztlich werden die verräterischen Praktiken durch einen ›unpersönlichen‹ Fiktionalisierungsprozess ermöglicht, durch welchen nicht zuletzt die Börsenspekulation zum Teil der Populärkultur wird – jener Populärkultur, welche wiederum das Interesse der kleinen Investoren weckt.

Es ist diese Fiktionalität, welche im Nachhinein dem nach Symptomen des Verrats suchenden Blick Rohatyns auffallen muss. Denn die hochgradig fiktionalisierte Ökonomie wird zum Anlass individueller Bereicherung. Aber die Gefahr dieses Prozesses wird auch von Rohatyn als grundlegende bewertet, was an sei-

nem Argument zur Mediatisierung der Börsenspekulation (unsere dritte Station im Verratsprozess also) zum Ausdruck kommt. Denn die Fiktionalisierung der Ökonomie macht sie zunehmend vom Mediensystem ununterscheidbar – sie ist zu einer Branche des Show Business geworden. Diese Argumentation dient zum einen einer Purifizierungsstrategie, welche die Reinheit der ›eigentlichen‹ Spekulation zu retten versucht: Die Börsenspekulation an sich würde nicht außer Band und Rand geraten, wenn sie nicht durch eine letztlich systemfremde Logik angetrieben würde, zu ihrer Rücksichtslosigkeit gleichsam gezwungen würde. Zum anderen – und das scheint mir interessanter zu sein – nimmt sie aber einen gut etablierten Topos auf, indem Fiktionalisierung und Börsenspekulation zusammen geführt werden.

Was die argumentative Situation – zumindest für den Kapitalismusbefürworter – so schwierig macht, ist diese enge Allianz zwischen Spekulation und Fiktionalisierung. Während das Mediatisierungsargument den Ort der Fiktionalisierung außerhalb der Ökonomie festzumachen versucht, entsteht der beunruhigende Gedanke, dass der Verrat an die Fiktionalität immer schon in der Spekulation lauert. Dies haben klassische Beschreibungen der Börse seit spätestens dem 19. Jahrhundert hervorgehoben. Charles Mackay weist in *Extraordinary Popular Delusions and the Madness of Crowds* (1841/1851) auf das melodramatische Potenzial der Börsenspekulation hin. Für Mackay haben die Literaten zu Unrecht die Geschichten, welche das Geld schreibt, vernachlässigt:

Is there no warmth in the despair of plundered people? [...] of the wealthy of yesterday become the beggars of to-day? [...] Is it a dull or uninteresting picture to see a whole people shaking suddenly off the trammels of reason, and running wild after a golden vision, refusing obstinately to believe that it is not real, till, like a deluded hind running after an ignis fatuus, they are plunging into a quagmire?⁷

Schon fast den Ruf für eine ›people's history‹ von unten vorwegnehmend, verweist Mackay auf die Unterhaltsamkeit des Börsengeschehens, die sich nicht nur im schnellen Wechsel der Schicksale, sondern auch im Spiel mit Realität und Fiktionalität begründet findet. Und der Börsentheoretiker Arthur Crump benennt die Unterhaltungsfunktion der Spekulation in seiner um die Jahrhundertwende erschienenen Theorie der Spekulation präzise: »Speculation in the stock market has almost irresistible attractions as a mere amusement, quite apart from its being a kind of occupation which is the most luxurious and exciting mode of making money.«⁸ Spekulation wird zu einer unwiderstehlichen Form der Unterhaltung –

und zwar nicht nur für den Spekulanten, sondern sogar für jenen, der die Spekulation als Zuschauer beobachtet. Spekulation verwandelt sich in ein Spektakel.⁹ Die Fiktionalisierungs- und Spektakularisierungslogiken treten also nicht einfach von außen an die Börsenkommunikation heran, sondern finden sich in ihr selbst enthalten.

Dies ist bereits mit der Eigentümlichkeit von spekulativer Finanzkommunikation gegeben, ist diese doch von Anfang an eine selbstreferenzielle Kommunikation. Sie nimmt nicht auf äußere Referenzen wie Güter und Arbeit Bezug, sondern auf selbsterzeugte Kurse von Wertpapieren. Gerade darin liegt auch ihr intrinsisch fiktionaler Zug: Sie muss Zukunftsprospekte von möglichen Gewinnen ausmalen, von möglichen neuen Erfindungen und Eroberungen.¹⁰ Fiktionalität und Spekulation können nicht voneinander getrennt werden:

It is in its artificial nature that the evil of speculation consists, and whenever this artificial element enters into trade its effect is evil and only evil. It is not a question of legitimate and excessive speculation. Whether little or much, speculation is always injurious in proportion to its extent.¹¹

Deutlich wird hier, dass das Fiktionalisierungsargument bereits für die ersten beiden Stationen des Verrats ausschlaggebend ist: Exzessive Spekulation könnte nur dann von normaler Spekulation unterschieden werden, wenn diese über eine referenzielle Verankerung verfügte. Eine derartige Verankerung ist nicht ohne Umwege erreichbar: Sie müsste nun zum Spiegel der Ökonomie werden, der diese nicht nur darstellt, sondern auch zukünftige Investitionschancen andeutet, ohne sich dabei aber von der ökonomischen ›Realität‹ zu entfernen. Diese Chancen sind zwar fiktiver Natur, müssen aber letztlich als ›realisierbare‹ Fiktionen angesehen werden. Nur auf diese Weise kann die Börsenspekulation in der ökonomischen Selbstbeschreibung als funktional dargestellt werden – als eine Kommunikationsform, die eine gesellschaftliche Funktion erfüllt.¹² Ansonsten fehlt der spekulationsinterne Maßstab, um rücksichtslosen Exzess von Normalität unterscheiden zu können.

Zusätzlich ist eine besondere Eigenschaft spekulativer Fiktionalität hervorzuheben. An der Fiktionalität von Finanzmärkten ist interessant zu beobachten, wie diese zur *kollektiven* Fiktion wird. Im Gegensatz zum Kunstsystem, in dem der Künstler oder gar das Genie als Quelle des Fiktionalen beschrieben wird, kollektiviert die Börse das Fiktionskonzept. Die Börsenfiktionen werden idealerweise – zumindest im Sinne des Markt-Populismus – nicht von Einzelnen geschaffen, sondern vom ›Kollektiv‹ der Marktteilnehmer. Zur gültigen Fiktion

wird, was sich in Windeseile unter allen Spekulanten verbreitet, sie regelrecht ansteckt – und so zu einem Kollektiv-Autor ihrer Spekulationsfiktionen macht. Diesem Ideal steht aber ein zweites Argument gegenüber, das wir u. a. auch schon bei Mackay im 19. Jahrhundert antreffen. Sobald ein spekulatives Luftschloss zusammenfällt, also eine spekulative Blase platzt, setzt die Suche nach dem Manipulator ein. Mackay hat diesen Mechanismus schön herausgearbeitet – und beklagt auch die Monotonie von derartigen Schuldzuweisungsroutinen. Das Manipulationsargument steht dabei in einem scharfen Gegensatz zum Markt-Populismus. Denn dieser setzt geradezu voraus, dass der Markt zur authentischen Stimme des Volkes wird. Dieses Problem stellte sich im 19. Jahrhundert noch nicht, da erst die Aneignung der Demokratierhetorik der Manipulation ihre volle Brisanz gibt. Gewiss, auch vor dem 19. Jahrhundert wurde Börsenmanipulation beklagt, wenn etwa über die Unzuverlässigkeit von Tipps und Gerüchten geklagt wurde. Allerdings wurden diese aber noch nicht vor dem Hintergrund eines impliziten Demokratieideals bewertet.

Die Einbettung von Rohatyns Argument in den Spekulationsdiskurs, der teils mit erstaunlicher Kontinuität auch heute Figuren aus dem 19. und 18. Jahrhundert wiederholt, ist für unsere Fragestellung interessant. Denn deutlich wird so, auf welch' prekärer Grundlage die Verratsdiagnose steht. Die Möglichkeitsbedingungen des Verrats gehören immer schon zur Finanzspekulation – der Versuch, Spekulation jenseits ihrer Fiktionalität und Selbstreferenzialität zu bestimmen, würde unweigerlich in prä-klassische ökonomische Positionen zurückführen. Damit stellt sich die Frage, wie der Verrat des Kapitalismus überhaupt verhindert werden kann, wenn Exzess und Fiktionalität immer schon in Spekulation eingelassen sind.

4. TRUE FICTION

Eine mögliche Antwort auf dieses Problem könnte krisentheoretisch diesen Verrat als unausweichlich und als Untergangszeichen einer als kapitalistisch beschriebenen Gesellschaft verstehen. Allerdings müsste eine derartige Antwort übersehen, dass Selbstbeschreibungen stets mit selbsterzeugten Aporien und Paradoxien zu kämpfen haben, die keineswegs automatisch ein Verfalls- oder Untergangssymptom sind. Die Konstatierung der Paradoxie soll hier denn auch nur der Anfang einer Analyse sein, die sich für die spezifischen diskursiven Taktiken und Strategien interessiert, mit denen Paradoxien verdeckt, verschoben und entschärft werden. Luhmann spricht in diesem Zusammenhang von Entparadoxie-

rungsstrategien. Wie lässt sich also die Diagnose eines notwendigen Verrats des Kapitalismus durch seine selbsterzeugte Fiktionalität entparadoxieren? Die Verhinderung des Verrats wird zur Wahrheitsfrage. Die Finanzkommunikation muss dabei aber auf einen referenziellen Wahrheitsbegriff verzichten – gerade weil Spekulation immer zukunftsbezogen ist, kann sie ihre Fiktionen nicht durch den Vergleich mit einer Realität (seien es Unternehmen oder Produkte) bestätigen. Gleichzeitig erweist es sich jedoch als zentral für den Kapitalismus-Diskurs, dass dessen Fiktionalität kontrollierbar wird.

Wie aber lässt sich unter diesen Bedingungen die Wahrheit der Spekulation bestimmen? Hier setzen verschiedene Wahrheitstechniken an, welche die Wahrheit des Finanzmarktes her- und sicherstellen sollen. Auf ihrer Grundlage erst wird die Verratsdiagnose möglich: Denn nur wer die Wahrheit des Marktes kennt, kann auch dessen Verrat als Abweichung von der eigentlichen Wahrheit konstatieren. Wie bereits zu Beginn erwähnt wird dadurch der Verrat zum epistemologischen Problem. Ganz im Sinne Foucaults und Luhmanns verstehe ich hier Epistemologie nicht als abgesonderten Bereich, der sich auf Reflexionstheorien beschränken lässt. Vielmehr werden nun operationsnahe Wahrheitstechniken entwickelt, die nicht nur dem ökonomischen Theoretiker erlauben sollen, über die Wahrheit des Marktes zu reflektieren und letztlich auch zu befinden, sondern auch der Alltagskommunikation.

Ich möchte hier kurz zwei Wahrheitstechniken unterscheiden, welche bei der Anfertigung der Selbstbeschreibung von Finanzmärkten benutzt werden. Alle beide haben das Ziel, die Wahrheit – oder wie es bei Rohatyn heißt – die »Integrität« der Finanzmärkte herzustellen. Rohatyn präsentiert eine interessante, wenn auch nicht reflektierte Verbindung eines *subjektzentrierten* mit einem *prozeduralen* Wahrheitsbegriff: »Our entire capitalistic system is based on disclosure and veracity . . . on the notion that you protect the public by making sure that people disclose what has to be disclosed, that it's fairly presented, and that people are telling the truth.«¹³

a) *Subjektivierung der Wahrheit*: Hier findet eine Externalisierung der Wahrheit des Marktes statt. Der Markt gewinnt dadurch seine Integrität, dass die Teilnehmer selbst integer sind und diese – quasi stellvertretend für den Markt – die Wahrheit sprechen. Weil der Finanzmarkt über keine eigene, »natürliche« Wahrheit verfügt, müssen die Marktsubjekte die Funktion eines äußeren Wahrheitsgaranten übernehmen. Ein Vorteil dieser Verschiebung liegt darin, dass sich Wahrheitsfragen nun mit Techniken der Moralisierung bearbeiten lassen. Verrat wird zum amoralischen Tun – zur »deliberate falsification«. Der Verrat an der Wahrheit wird nun mit Hilfe einer Rhetorik der moralischen Korruption gefasst – dies wird

ganz treffend in der Überschrift eines Interviews mit Rohatyn signalisiert: »Felix Rohatyn on Wall Street's Corruption.«¹⁴

b) *Prozessuale Wahrheit*: Zweitens aber wird Wahrheit als prozessual beschrieben. Auch hier finden sich bei Rohatyn – aber auch schon Ende des 19. Jahrhunderts – Anleihen bei Demokratiediskursen. Kurz zusammengefasst: Wenn Spekulation fiktiv ist, dann muss diese Fiktion und das Verfahren ihrer Herstellung zumindest transparent sein. Ganz in diesem Sinne setzt auch im zweiten Teil von Rohatyns Artikel eine Transparenz-Rhetorik ein: Nur durch Transparenz können ›true fictions‹ produziert werden. Der referenzielle Wahrheitsbegriff wird damit umgestellt auf einen prozeduralen Begriff, wodurch die Transparenz der Kommunikation (und nicht deren außerkommunikative Verankerung) zum Wahrheitskriterium wird. Dies wird besonders an Rohatyns Aufruf zu einem kontinuierlichen »disclosure« und einer ›fairen‹ Darstellung der Finanzpraktiken deutlich. Verknüpft werden sollen interne und externe Auditings – um die gewünschte Transparenz zu erzeugen. Die Diskussion von Auditing-Verfahren in den Governmentality-Studies hebt denn auch hervor, dass es sich bei Auditing-Techniken um Verfahren handelt, die ihren Gegenstand erst in einen ›auditable‹ und damit wahrheitsfähigen Zustand bringen.¹⁵ Interessant ist dabei insbesondere das Gewicht, welches auf interne Auditing-Verfahren gelegt wird. Aus der Einsicht, dass ein direkter externer Zugriff auf die Wahrheit unmöglich ist, wird die Wahrheitsschaffung im Foucaultschen Sinne einer »Führung der Führung« auf die jeweiligen Unternehmen selbst verschoben.

Beide Wahrheitstechniken antworten auf das Problem, das durch die fiktionale Natur der Finanzmärkte zustande kommt: Wie können ›true fictions‹ erzeugt werden? Beide Male wird von Anfang an auf einen Wahrheitsbegriff, welcher in der Ökonomie selbst seine Referenz findet, verzichtet, da dessen Scheitern unvermeidbar wäre. Die erste Strategie externalisiert die Wahrheitsbedingungen in ein authentisches und wahres Subjekt,¹⁶ die zweite erarbeitet Standards der ›Enthüllung‹ – also Verfahrensregeln zur Offenlegung von Wahrheiten.

Rohatyns Antwort auf den Verrat des Kapitalismus besteht also in der Verfeinerung von Wahrheitstechnologien. Denn erst durch diese kann die Integrität von Finanzmärkten geschaffen und offen gelegt oder eben verborgen werden. Deutlich wird dadurch, dass sich die Verratsdiagnose auf die Fiktionalität der Finanzökonomie bezieht – eine Fiktionalität, die ständig zum Verrat verführt; mehr noch, sogar über die unheimliche Fähigkeit verfügt, mich zum Verräter zu machen, ohne dass ich im Moment des Verrats etwas davon weiß.

5. SYSTEMVERRAT

Man mag von einem ›Systemverrat‹ sprechen, um die Struktur dieses seltsamen Verrats besser verstehen zu können. Wie beim klassischen Verrat zentriert sich auch hier das Verratsgeschehen um die prekäre Natur von Vertrauen: Verrat, so eine der häufigsten Bestimmungen, ist ein Vertrauensbruch. Während aber der klassische Verrat auf ein Individuum oder eine ›community‹ Bezug nimmt und Vertrauen in der Form von Vertrautheit auf die Vergangenheit dieser ›community‹ bezieht, geht es nun um den Verrat eines in die *Zukunft* gerichteten Systemvertrauens.¹⁷ Adressaten des Systemvertrauens sind nicht mehr einzelne Personen oder Gruppen, sondern das Funktionieren eines anonymen Funktionssystems. Dabei sind dessen symbolisch generalisierte Medien besonders bedeutsam, denn das Vertrauen richtet sich darauf, dass diese nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in Zukunft Anschlussfähigkeit und Akzeptanz zu generieren vermögen: Zwar mag sich morgen der Kurs einer Aktie verändert haben, dennoch vertraue ich darauf, dass ich immer noch das Medium Geld zum Erwerb von Aktien verwenden kann. Der Verrat des Kapitalismus zeichnet sich durch diese Zukunftsbezogenheit aus – es handelt sich hier nicht so sehr um den Verrat einer geteilten Geschichte, sondern um einen Verrat der Zukunft und damit der Schaffung ungesicherter Anschlussmöglichkeiten.

Es ist dieses Systemvertrauen, das von Rohatyn betont wird, wenn er von der notwendigen Integrität der Finanzmärkte spricht: »The last thing we should tolerate is loss of confidence in our capital market.«¹⁸ Verbunden wird dies explizit mit einem Verweis auf die Zukunft. Der Verrat wird dadurch ermöglicht, dass die Regulation des Marktes zu sehr in der Gegenwart verharrt: »it is the government's failure to anticipate and prevent«.¹⁹ Zur Aufrechterhaltung dieses Systemvertrauens sind die zuvor erwähnten Wahrheits- und Transparenztechniken nötig. Ein Verrat des Systemvertrauens kann nur von innen erfolgen; das Publikum selbst – oder gar die Arbeiterklasse – ist zum Verrat gar nicht erst befähigt: es kann schlimmstenfalls als Anleger enttäuscht werden. Der Verrat ist immer schon anwesend als jene Kraft, welche das Systemvertrauen unterhöhlt, indem die Wahrheitstechniken des Systems sabotiert werden – und dadurch als manipulierbare Techniken der Fiktionalisierung erkennbar werden. Der Verrat ist eine schleichende Veränderung des Systems, dessen Vorzeichen erst im Nachhinein als Symptome des Verrats lesbar werden. So hätte die beschleunigte Spekulationsaktivität im Wirtschaftssystem, mit welcher Rohatyns Verraterzählung einsetzt, unter anderen Vorzeichen als wünschenswerte Marktbelebung gelesen werden können.

Was den Systemverrat in unserem Fall so interessant macht, ist dass er aus einer gesteigerten und vielleicht sogar übersteigerten Selbstreferenz (einer ›rücksichtslosen‹ Börsenspekulation) zur Diagnose der Vermischung von Systemlogiken führt. Nicht von außen greift das Mediensystem in die Logik des Finanzmarktes, sondern es heftet sich gleichsam an die Fiktionalität des Marktes – eine Fiktionalität, die gerade durch die rücksichtslose Selbstreferenz gefeiert wird. Der Finanzmarkt wird zu einer »Branche des Showbusiness« – nicht nur das Vertrauen der Anleger wurde enttäuscht, sondern die Wahrheit des Marktes selbst wurde an die Logik der Massenmedien verraten. Der Systemverrat basiert also auf der Übersteigerung von Selbstreferenzialität – die frenetische Feier der Spekulation, in welcher diese selbst zum Spektakel wird – in der buchstäblich alles möglich wird. Die ökonomische Rationalität berauscht sich an ihrer eigenen Fiktionalität und öffnet sich so selbst für die Fiktionalisierungstechniken der Massenmedien. Es sind also genau diese Übersteigerungs- und Inszenierungsformen, die zum Vertrauensbruch im ökonomischen System führen. Dabei handelt es sich nicht um einen einmaligen, schnell reparierbaren Vertrauensbruch, sondern um einen langwierigen Schaden. Denn was auf dem Spiel steht, ist das Funktionieren der Wahrheitstechniken, welche die Finanzökonomie permanent zur Herstellung ihrer Integrität benutzt: »American market capitalism will run increasing risks and be seen as defective here and abroad.«²⁰

- 1 Felix Rohatyn: *The Betrayal of Capitalism*, in: *The New York Review of Books* 49/3, February, 28 (2002).
- 2 Vgl. Thomas Frank: *One Market Under God. Extreme Capitalism, Market Populism, and the End of Economic Democracy*, New York 2000.
- 3 Der Marktpopulismus versteht den Markt als nahezu unmittelbare Ausdrucksform der »Leute«, die durch die politischen Institutionen regelmäßig verraten werden. Im Gegensatz also zur politischen »Fehlrepräsentation« erhalten die Leute im und durch den Markt eine authentische Stimme. Gerade weil Repräsentationszwischeninstanzen wie Politiker oder Parteien fehlen, erhält der Markt nicht zuletzt auch gegenüber der Politik eine demokratische Gestalt. Dieses Argument der Marktpopulisten ähnelt ironischerweise mit seiner emphatischen Rede über die ›Leute‹ dem »Cultural Populism« (vgl. Jim McGuigan: *Cultural Populism*, London 1992) der *Cultural Studies*!
- 4 Frank: *One Market* (Anm. 2), S. xiv.
- 5 Rohatyn: *The Betrayal* (Anm. 1). Wenn nicht anders angegeben, stammen die Zitate im Folgenden aus diesem Artikel.
- 6 Vgl. allgemein zu Inklusion in Funktionssysteme Niklas Luhmann: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1997 und zur Frage populärer Inklusion in die Finanzkommunikation Urs Stäheli: *Fatal Attraction: Popular Modes of Inclusion in the Economic System*, in: Ders./Rudolf Stichweh (Hg.): *Inclusion/Exclusion and Socio-Cultural Identities*. Sonderband von *Soziale Systeme* 8, H. 1 (2002), S. 110–123.
- 7 Charles Mackay: *Extraordinary Popular Delusions and The Madness of Crowds* [1841], New York, NY 1980, S. 74.
- 8 Zit. nach W. I. Thomas: *The Gaming Instinct*, in: *American Journal of Sociology* 6 (1901), S. 750–763 (hier: S. 758).

- 9 Vgl. Urs Stäheli: Spektakuläre Spekulation. Das Populäre der Ökonomie, Weilerswist 2005 (in Vorbereitung).
- 10 Vgl. hier auch den diskursiven Zusammenhang zwischen Kolonialismus und Spekulation, die beide mit der Größe eines faszinierenden Unbekannten arbeiten. In der Spekulation mit fremden Kolonien wird die räumliche und zeitliche Unbekanntheit exemplarisch miteinander verbunden: Der weit entfernte, ›exotische‹ Ort wird gerade durch diese räumliche Ferne zum idealen Ort für Zukunftprojektionen.
- 11 George Hubbard: The Economics of Speculation, in: *New Englander and Yale Review* Vol. 49, No. 221 (1888), S. 1–11 (hier: S. 7).
- 12 Vgl. Stäheli: Spektakuläre Spekulation (Anm. 9) zur Diskussion von Funktionalisierungsstrategien in der Selbstbeschreibung der US-amerikanischen Börsenspekulation.
- 13 Felix Rohatyn: Felix Rohatyn on Wall Street's Corruption. *Business Week Online*, May 3rd, 2002, unter: http://www.businessweek.com/bwdaily/dnflash/may2002/nf2002053_6729.htm (23.4.2004).
- 14 Rohatyn: Felix Rohatyn on Wall Street's Corruption (Anm. 14). Freilich lässt sich diese Opposition nicht ganz so einfach aufrechterhalten, denn auch im Antagonismus wird die antagonistische Identität durch ein Außen korrumpiert (vgl. Ernesto Laclau/Chantal Mouffe: *Hegemony and Socialist Strategy*, London 1985). Der wichtige Unterschied ist hier jedoch, dass dieses Außen selbst keine viable Subjektposition bereitstellt. So wird denn der Verräter des Kapitalismus – Bush oder Ley – abstreiten, dass er den Kapitalismus verrät.
- 15 Vgl. Michael Power: From Risk Society to Audit Society, in: *Soziale Systeme* 3, H. 1 (1997), S. 3–21.
- 16 Durch Moralisierung wird Wahrheit in Wahrhaftigkeit umgewandelt.
- 17 Vgl. Niklas Luhmann: *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität* [1973], Stuttgart 1989, S. 21.
- 18 Rohatyn: *The Betrayal of Capitalism* (Anm. 1).
- 19 Rohatyn: *The Betrayal of Capitalism* (Anm. 1).
- 20 Rohatyn: *The Betrayal of Capitalism* (Anm. 1).

[[E 20]]

Matthias Krings

OSAMA BIN LADEN VS. GEORGE W. BUSH IN NIGERIA.
ZUR LOKALEN TRANSKRIPTION GLOBALER EREIGNISSE

Ich rufe euch Muslime auf der ganzen Welt
Lasst uns fest für Allahs Ordnung einstehen in der Welt
Lasst uns kämpfen, auf dass die Ordnung des Bastards
Amerika zerfällt,
der sich anschickt, die Muslime zu bekriegen,
und auch ihn, Osama Sohn des Laden
[...]
Schaut her, der mit der Schweineschnauze in Abuja,
der war's, der Osama fallen ließ in Abuja
Sieh her – ab heute droht dir Gefahr,
nur weil du an der Macht hängst,
ließest du ihn fallen, den Osama Sohn des Laden¹

Der folgende Beitrag befasst sich mit der Lokalisierung des 11. September und seiner Folgen in Nigeria. Ich möchte aufzeigen, wie ein global wirksames Freund-Feind-Schema – die Dichotomie USA / islamischer Fundamentalismus – in der Postkolonie Nigeria vor dem Hintergrund der eigenen nationalen, religiösen und ethnischen Heterogenität übersetzt wird. Nigeria kann als Paradigma für Länder und Regionen stehen, die im Abseits des informationellen globalen Kapitalismus und seiner Netzwerke liegen, obschon es – aufgrund seiner Erdölvorkommen und seiner global operierenden Betrügerkartelle – keines jener »schwarzen Löcher«² ist, die ökonomisch und medial vollkommener Exklusion unterliegen. An der Transkription des Globalen ins Lokale haben in Nigeria die so genannten kleinen Medien einen besonderen Anteil – Aufkleber, Poster und Kalenderblätter, Audio- und Videokassetten, auf die ich im Folgenden näher eingehen werde. Bereits die vorangestellten Strophen eines Liedes, das zur Zeit des Afghanistan-Krieges populär wurde, machen den Prozess der lokalen Um-Adressierung des globalen Konflikts, um den es mir hier geht, deutlich: »Der mit der Schweineschnauze in Abuja« bezeichnet den nigerianischen Präsidenten Olusegun Obasanjo, der aus dem christlichen Süden Nigerias stammt und im muslimischen Norden als blinder Gefolgsman der USA gilt.

KREUZZÜGE UND HEILIGE KRIEGE

Die nigerianische Umschrift des globalen Konflikts wird durch die bereits im »Skript«³ angelegte religiöse Codierung ermöglicht. Zwar hatten amerikanische Regierungsvertreter in ersten politischen Äußerungen nach dem 11. September, in denen sie dem weltweiten fundamentalistischen Terrorismus den Krieg erklärten, ausdrücklich vor der pauschalen Verurteilung von Muslimen gewarnt. Durch die unglückliche Rhetorik George W. Bushs, der wenig später von einem »Kreuzzug« gegen den islamischen Terrorismus sprach,⁴ und ferner durch das Schlagwort der »Achse des Bösen« wurde jedoch ein religiöser Subtext auch auf westlicher Seite im Diskurs über den 11. September manifest. Das vermutlich wichtigste Skript für die Lesbarmachung der Anschläge auf das World Trade Centre als religiöse Konfrontation lieferten Samuel Huntingtons Thesen vom »Kampf der Kulturen«,⁵ deren Einfluss auf die amerikanische Außenpolitik bereits in den 1990er Jahren zu verzeichnen war.⁶ Religiösen Werten kommt in Huntingtons essentialistischem Kulturbegriff ein zentraler Stellenwert zu. Vor Huntingtons Analyse der 1.300 Jahre andauernden Konfrontation zwischen Islam und dem christlichen Westen⁷ gewinnt die Rede des amerikanischen Präsidenten vom Kreuzzug an Plausibilität. Gleichfalls lässt sich die latente religiöse Codierung im Diskurs der Vereinigten Staaten als Affirmation des offen religiösen Diskurses ihres Gegenübers lesen. In seinen Audio- und Videobotschaften knüpft auch Osama Bin Laden an Jahrhunderte zurückreichende muslimische Ressentiments gegen Christen an. Mitglieder der »Allianz gegen den Terror« werden in der Rhetorik Al Qaidas zu Ungläubigen und Kreuzzüglern, islamische Terroristen zu Heiligen Krieger.⁸ Dementsprechend stehen sich im muslimischen Diskurs über den globalen Konflikt nicht nur globale Kapitalisten und lokale Ausgebeutete gegenüber, sondern gleichzeitig auch Christen und Muslime. Bevor ich näher auf die lokale Transkription der Ereignisse des 11. September in Nigeria eingehe, möchte ich in einem kurzen Exkurs die postkoloniale politische Geschichte Nigerias skizzieren.

VERTEILUNGSKÄMPFE IM ETHNISCH-RELIGIÖSEN GEWAND

Der seit 1960 unabhängige Nationalstaat Nigeria beheimatet eine Vielzahl von Sprachgemeinschaften, die von den meisten Nigerianern auf der kognitiven Karte ihres Landes der Dichotomie christlicher Süden und muslimischer Norden zugeordnet werden. Das Inklusionsprojekt des nigerianischen Nationalstaates drohte schon wenige Jahre nach der Unabhängigkeit von Großbritannien zu scheitern.

Im Konkurrenzkampf um den ›nationalen Kuchen‹ hatten sich politische Parteien auf der Basis ethnischer und religiöser Allianzen formiert. Als im Januar 1966 der aus dem Norden stammende Präsident Abubakar Tafawa Balewa und der Präsident der Nordprovinz, Ahmadu Bello, von Offizieren erschossen wurden, die mehrheitlich der igbo-sprachigen Bevölkerung Südostnigerias entstammten, wurde eine inner-nigerianische Freund-Feind-Opposition geboren, die bis heute Bestand hat. Wut und Trauer über die Ermordung der beiden Ikonen nordnigerianischer Politik entluden sich in Pogromen an den christlichen Igbo-Migranten in der nordnigerianischen Diaspora. Die Pogrome verschärften sich um ein Vielfaches, als nordnigerianische Offiziere im Juli 1966 in einem Gegenputsch die Militärregierung des Landes übernahmen. Den blutigen Massakern in den nördlichen Provinzen fielen bis zu 8.000 Menschen zum Opfer, weitere 1,5 Millionen wurden vertrieben. Auf die brutale Exklusionspolitik des Nordens antwortete die mehrheitlich igbo-sprachige Bevölkerung Südostnigerias mit einem ethnisch konzipierten Inklusionsprojekt, der Gründung der Republik Biafra. Aufgrund der Ölvorkommen im Südosten, von denen bereits abzusehen war, dass sie einmal zur wichtigsten Ressource nigerianischer Staatsfinanzen werden sollten, reagierte die Militärregierung unter General Yakubu Gowon mit Waffengewalt. Nach einem 30-monatigen Bürgerkrieg kehrte der Südosten geschlagen in die Föderation zurück. Bis zur Proklamation der 4. Republik im Mai 1999 wurde das Land von wechselnden militärischen und zivilen Regimen regiert, deren Mitglieder mehrheitlich aus den muslimischen Landesteilen stammten.⁹

Als im Mai 1999 mit Olusegun Obasanjo ein südnigerianischer Christ zum Staatsoberhaupt gewählt wurde, mussten die nordnigerianischen Eliten fürchten, bei der lukrativen Zuteilung von Regierungsämtern, -konzessionen und Bauaufträgen in Zukunft leer auszugehen. Um weiterhin Einfluss auf die Regierung in Abuja ausüben zu können, begannen Gouverneure einzelner Bundesstaaten im Norden, die Scharia zu popularisieren, wodurch latente anti-christliche Ressentiments aktualisiert wurden. Die aus dem Süden stammende christliche Diaspora in Nordnigeria wurde dabei zum Faustpfand nordnigerianischer Politiker.¹⁰ Auf die Einführung der Scharia folgten in mehreren nordnigerianischen Städten erste blutige Unruhen, welche die Gefährdung von Christen unter Beweis stellten. Die Eskalation der Konflikte liegt in den Händen nordnigerianischer Eliten: Weitere gelenkte Massaker würden einen Massenexodus von mehreren Millionen Menschen nach Südnigeria auslösen. Da diese Migranten in ihrer hoffnungslos überbevölkerten alten Heimat weder Bleibe noch Auskommen fänden, wäre ein gesellschaftlicher Notstand vorprogrammiert, den auch die Regierung Obasanjo nicht überdauern würde.

DER 11. SEPTEMBER IN NIGERIA

Am 11. September traf in Nigeria das globale Freund-Feind-Schema ›Amerika vs. internationaler islamischer Terrorismus‹ auf die lokale Opposition ›Nord vs. Süd / Islam vs. Christentum‹. Bereits am Abend des 11. September kam es auf den Straßen von Gusau, der Hauptstadt des Bundesstaates Zamfara, der im Januar 2000 als erster die Scharia eingeführt hatte, zu spontanen Freudenkundgebungen über den ›Sieg des Islam‹. In der Stadt Jos flammte ein zwischen Muslimen und Christen schwelender Konflikt um die Besetzung eines lokalpolitischen Amtes, der bereits seit dem 9. September andauerte, durch die per Satellitenschüssel empfangenen Bilder aus New York und Washington erneut auf und forderte bis zum 13. September mehrere hundert Opfer.¹¹ Ganz der amerikanischen Diktion folgend, die Osama Bin Laden und das Al-Qaida Netzwerk unmittelbar für die Anschläge verantwortlich machte, konzentrierte sich auch die populäre Vorstellungswelt in Nigeria auf Osama Bin Laden. Noch vor Beginn des Afghanistan-Krieges verkündeten Vertreter des Nigerianischen Rates Muslimischer Gelehrter in der nordnigerianischen Metropole Kano ihre uneingeschränkte Unterstützung für Bin Laden. Während der Freitagsgebete forderten Imame die Gläubigen dazu auf, ihre Glaubensbrüder in Afghanistan im Kampf gegen die amerikanischen Invasoren mit Gebeten zu unterstützen.¹² Nach Ausbruch des Krieges entwickelten sich im Oktober 2001 anti-amerikanische Demonstrationen in Kano zu regelrechten Stellvertreterkriegen. Einem Muster folgend, das seit den Pogromen zur Zeit des Biafra-Krieges zur tragischen Eigendynamik der inter-ethnischen Beziehungen gehört, entlud sich die Wut muslimischer Demonstranten über das Vorgehen der USA in Gewaltexzessen an der christlichen Minderheit. Nach offiziellen Angaben sollen alleine in Kano 200 Menschen getötet worden sein. Eine Fortsetzung der Gewalt zwischen Muslimen und Christen, Nord- und Südnigerianern, folgte in den vergangenen zwei Jahren in weiteren Städten des Landes (so zum Beispiel anlässlich der Miss-World-Wahl in Kaduna, 2002).¹³

KLEINE MEDIEN UND POPULÄRE KULTUR

Daran, dass Bin Laden im Norden Nigerias in kürzester Zeit zum Volksheroen avancieren konnte, hatten kleine Medien¹⁴ einen erheblichen Anteil. Ähnlich wie das Konterfei Saddam Husseins zu Zeiten des Golfkriegs von 1991 als Aufkleber auf Taxen und Motorrädern, in Schneidereien und Restaurants, geprangt hatte, lief jetzt die Produktion von Bin Laden-Aufklebern, -Anstecknadeln und -Schlüs-

selanhängern auf Hochtouren (Abb. 1, 2, 3). Ein Internetzugang, das *copy-and-paste* Verfahren und das Zeichenprogramm Corel Draw sorgten dafür, dass auch noch im kleinsten *business centre* Bin Laden-Devotionalien fabriziert wurden, die schon an der nächsten Straßenkreuzung reißenden Absatz fanden. T-Shirts und Baseballkappen mit Bin Laden-Portraits – im Land selbst hergestellt oder aus Südostasien importiert – wurden zum Kassenschlager. Der Name Osama avancierte zum beliebtesten Vornamen für neugeborene Knaben.¹⁵ Die Beweggründe für die Namenswahl werden in der Aussage eines Vaters deutlich:

Osama Bin Laden is my hero [...] My wife gave birth to our third child on 15. September and I named him Osama in honour of Osama Bin Laden who has proved to the world that only Allah is invincible, by exposing America to shame despite its claim of being the strongest nation on earth.¹⁶

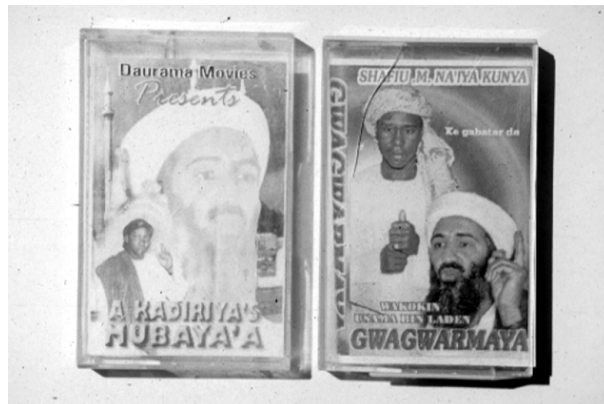


Abbildung 1



Abbildung 2

Die Ikonisierung Osama Bin Ladens in der populären Kultur Nordnigerias speist sich aus unterschiedlichen Quellen. Mächtige Männer in Gestalt von eigenen oder fremden Diktatoren, von denen Faszination und Furcht zugleich ausgeht, haben die populäre Imagination zu verschiedenen Zeiten beschäftigt. Europäische Kolonisatoren werden noch heute als Geister in Besessenheitsritualen verkörpert,¹⁷ und noch die Konterfeis der brutalsten Militärherrscher zierten Aufkleber, Wickeltücher oder Kalenderblätter. Unter den fremden Machthabern, denen in Nordnigeria eine gewisse Bewunderung entgegengebracht wird, befinden sich Adolf Hitler, Muammar al-Gaddafi und Saddam Hussein. Diesen ist ein Charakteristikum gemein, das sich auch zu Osama Bin Laden in Beziehung setzen lässt: Sie werden in gewisser Weise als Sozialrebell¹⁸ aufgefasst, die stellvertretend für die exkludierten und verarmten Opfer von Imperialismus und Globalisierung gegen die Quelle dieser Kräfte kämpfen. Je spektakulärer und aussichtsloser dieser Kampf scheint, desto größer fällt die Bewunderung für den Kämpfer aus. Hinzu kommt ein religiöses Moment. Bin Ladens Appelle an die globale muslimische Gemeinschaft verhallen in Nigeria nicht ungehört. Al-Quaidas Attentate werden als Kampf für die Selbstbestimmung bedrängter Muslime weltweit interpretiert. Damit lässt sich die Ikone Bin Laden, die für die Kraft und die moralische Überlegenheit des Islam steht, metonymisch in die lokalen muslimischen Resentiments gegen Christen einbinden. Der qua gemeinsamer Religionszugehörigkeit gewonnene ›Freund‹ Bin Laden wertet die eigene Position auf und lässt sich durch den Verweis auf den 11. September gleichzeitig als Drohung gegen den ›Feind‹ im nationalen Kontext – das christliche Südnigeria – instrumentalisieren. Umso überraschender mag es erscheinen, dass der Ikonisierung Bin Ladens auch mit Hilfe von in Südnigeria hergestellten und landesweit vertriebenen Massenmedien Vorschub geleistet wurde. Dabei handelt es sich um circa Din-A-o große



Abbildung 3

illustrierte Einblattkalender, welche die Ereignisse des 11. September und ihre Folgen in Bildern und Texten darstellen. Vergleichbar den frühneuzeitlichen Vorläufern der europäischen Regenbogenpresse, sind diese Poster dem Sensationellen verpflichtet. Jenseits des Appells an Neugierde und Sensationslust enthalten sie keine eindeutige ethnische oder religiöse Adressierung, was auch die Dreisprachigkeit der Textelemente (Englisch, Arabisch und Hausa) unterstreicht. Durch die offene Adressierung sollte ein möglichst breiter Markt bedient werden.¹⁹ Während die Plakate von hausa-sprachigen Muslimen im Norden als Teil des allgemeinen Osama-Kultes erworben wurden, kauften Christen sie aus Interesse am Sensationellen. »I just wanted to buy it because I have been hearing a lot about Bin Laden, so I want to know more information about him. I love seeing his poster because he's wanted«, gab ein Südnigerianer CNN zu Protokoll,²⁰ und ein muslimischer Motorradbesitzer mit Bin Laden-Aufkleber gestand einem BBC-Reporter: »I like Osama [...] because he tells the truth.«²¹

Bei näherer Betrachtung der Poster lässt sich in der Art und Weise, wie das aus global zirkulierenden Medien entnommene Ausgangsmaterial arrangiert und

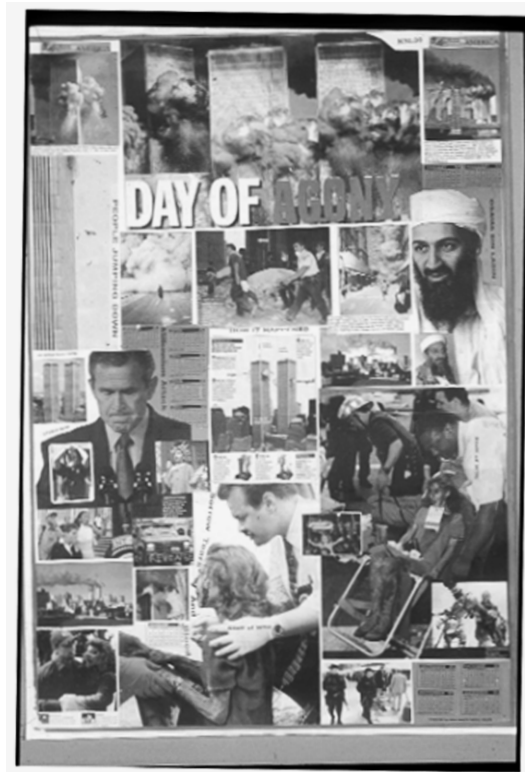


Abbildung 4



Abbildung 5

zusätzlich mit eigenen Texten und Bildern angereichert wurde, das Wirken jener typischen Selektoren (oder Attraktoren) erkennen, die Luhmann für die Realitätskonstruktion im Programmbereich Nachrichten der Massenmedien beschrieben hat²² – und nicht von ungefähr bezeichnen die Posterverleger ihre Arbeit selbst als »Bildjournalismus.«²³ Die journalistische Bevorzugung von Konflikten und Normverstößen sowie die Zurechnung auf Handlungen beziehungsweise Handelnde tritt auf den Postern deutlich in den Vordergrund. So wird das komplexe Weltgeschehen auf das agonale Moment Amerika vs. Islam reduziert und in der Gegenüberstellung von Osama Bin Laden und George W. Bush verdichtet. Bin Laden und Bush werden zu Ikonen stilisiert, an denen sich Ideologien und Wertschätzungen festmachen lassen. Auf Collagen von Bildern der Anschläge auf das World Trade Center treten die beiden Ikonen in stummen Dialog (Abb. 4), auf weiteren Postern durch Bild- und Textmontage in scheinbar direkte Konfrontation (Abb. 5).²⁴ Bin Ladens Aussage »It is Allah's punishment on America« steht ein Bild George W. Bushs zur Seite mit dem Zitat »We'll smoke them out«; daneben wiederum ein Bild von Bin Laden, der mit einer Kalaschnikow auf George W.



Abbildung 6

Bush zu zielen scheint; darüber ein Text auf Hausa: »Wir sind bereit für George Bush«.

Poster, die alleine der Figur Osama Bin Ladens gewidmet sind, lassen sich mit Luhmann als »Berichte« lesen, die Hintergründe und Motive des Handelnden erhellen wollen. Besonders deutlich wird dies auf der Textebene. So listet der Textblock »Bin Laden's brief history in English« gleich auf mehreren Postern neben biografischen Daten Gründe für Bin Ladens Kampf gegen die USA auf (Abb. 5, 7, 8). Aber auch die größeren Raum einnehmende bildliche Darstellung dient dazu, die Motive Bin Ladens zu erhellen. Durch die synekdochische Repräsentation religiöser Symbole – Koran, Gebetskette, Kaaba und eine Reihe berühmter Moscheen – wird Bin Laden als gottesfürchtiger Muslim inszeniert (Abb.6). Dazu passt auch die Verwendung von Fotografien, die Bin Laden mit erhobenem rechten Zeigefinger zeigen – einer gestischen Form des islamischen Glaubensbekenntnisses. Weitaus häufiger wird jedoch die Wehrhaftigkeit und Kampfbereitschaft Bin Ladens inszeniert. Auf Kalenderblättern, die »Facts about Osama Bin Laden« versprechen oder die Klärung der Frage, wer oder wo Osama Bin Laden ei-

gentlich sei (Abb. 7 u. 8), erscheint Bin Laden als Pilot, als Soldat, mit Sturmge-
wehr im Anschlag oder mit gekreuztem Patronengurt vor der Brust. Die Stilisie-
rung Bin Ladens zur Pop-Ikone à la Rambo wird hier besonders deutlich. Schließ-
lich lässt sich festhalten, dass diese Selektoren auch auf Kalenderblättern wirksam
werden, die anlässlich des Irak-Krieges 2003 verlegt wurden (Abb. 9).

LACHEN ÜBER BIN LADEN?

Auch die Videofilmindustrie, das gegenwärtig produktivste Medienfeld der po-
pulären Kultur Nigerias,²⁵ hat sich der Figur Osama Bin Laden in zwei fiktionalen
Filmen bemächtigt. Dabei handelt es sich um je eine Produktion aus dem christli-
chen Süden und aus dem muslimischen Norden. Beide Filme stießen auf große
Kritik im muslimischen Norden. Der Film des südnigerianischen Regisseurs
Mac-Collinsa Chidebe trägt den Titel »Usama Bin La« und kam Anfang 2002 auf
den Markt. Die im Film verwendete Sprache (Igbo) macht deutlich, dass er nur an
einen Teil der nigerianischen Bevölkerung, nämlich die im Südosten lebenden,



Abbildung 7

heute mehrheitlich christlichen, Igbo adressiert ist.²⁶ Darin wird Bin Laden als gemeiner Verbrecher inszeniert, der sein Heimatdorf mit Diebstahl, bewaffneten Überfällen und Betrugereien terrorisiert, bevor er nach »Ozallanistan« umzieht, um dort weitere Verbrechen zu begehen. Dort wird er schließlich von den Amerikanern wegen der Anschläge auf das World Trade Center gesucht. Der Affront des Films liegt aus muslimischer Perspektive nicht alleine in der verzerrenden Darstellung Bin Ladens, sondern vor allem darin, dass sich Christen eines Stoffes bemächtigen, den nigerianische Muslime ihrer eigenen kulturellen Sphäre zurechnen. Dem mediatisierten fremden Blick auf das Eigene misstraut man prinzipiell und deutet ihn als Angriff auf die eigene kulturelle Hegemonie.

In Nordnigeria wurde der Stoff durch den Komödianten Rabilu Musa, genannt Ibro, verarbeitet und kam dort im Mai 2002 auf den Markt [Abb. 10]. Der Film »Ibro Usama« steht in der Tradition einer ganzen Reihe von Filmen, in denen Ibro in die Rolle typischer Vertreter bestimmter Subkulturen benachbarter oder fremder Völker schlüpft und dadurch vorhandene Stereotypen in das Medium Videofilm überführt.²⁷ Die Filme des Komikers sind Kassenschlager, dennoch hat Rabilu Musa nicht nur Fans, sondern auch eine wachsende Zahl von Kritikern. Mit einem Film aus dem Jahr 2000, in dem er lokale Korangelehrte und ihre synkretistischen Praktiken persiflierte, zog er sich den Groll dieses mächtigen Berufsstandes zu.²⁸ Weitere Filme trugen ihm aufgrund körperbetonter Tanzszenen den Ruf ein, gegen islamische Werte zu verstoßen. Bereits im Vorfeld der Dreharbeiten zu »Ibro Usama« wurde Rabilu Musa alias Ibro des Verrats am Islam bezichtigt, da er Bin Laden der Lächerlichkeit preisgab. In Kano kam es zu einer Intervention durch die Religionspolizei, die bei der Zensurbehörde ein Verbot des Films noch vor dessen Erscheinen zu erwirken versuchte. Da die Zensurbehörde jedoch lediglich Lied- und Tanzsequenzen beanstandete und den Film nach deren Entfernung freigab, verlegten sich die Geistlichen auf ein religiöses Gegenmittel: In mehreren Moscheen wurden Film und Hauptdarsteller öffentlich verflucht. Der Komiker konterte in der Presse mit Gegenflüchen und dem Verweis, dass ihm Schandgebete schon deshalb nichts anhaben könnten, weil der Film keine Bin Laden diskreditierenden Szenen enthalte.²⁹ Als der Film am 10. Mai 2002 in die Videoläden kam, fand er zunächst reißenden Absatz. Die Käufer wurden allerdings enttäuscht, enthält der Film doch nur äußerst wenige Sequenzen mit Ibro, und diejenigen, die ihn in der Rolle Bin Ladens zeigen, entbehren jeglicher der sonst für Ibro charakteristischen Komik, die ihre Kraft aus einer expressiven Mimik und Gestik sowie aus Wortspielen bezieht. Ibro als Osama Bin Laden wirkt merkwürdig einsilbig. Weitaus größeren Freiraum, ihr Talent einzusetzen, erhalten dagegen die Komiker Bosho, Yutai und Katakore,



Abbildung 8

die George Bush, seinen Außenminister Kolin Fols (alias Powell) und Tony Nankunduba (alias Blair) verkörpern. Die Handlung des Films spielt vor allem in Innenräumen, in denen Bin Ladens Gegner die Allianz gegen den Terror aushandeln und die Landung ihrer Truppen in Afghanistan vorbereiten. Die Namen der Kriegsschauplätze werden durch Kunstnamen wie »Yams-Dorf« oder »Ingwer-Stadt« ersetzt. Der Komiker Ciroki, der den Taliban-Botschafter in Pakistan spielt – also einen Muslim –, wirkt ebenso wie Ibros Bin Laden wenig komisch. Außenszenen zeigen Truppen der Nord-Allianz im Gefecht mit den Taliban und Osama Bin Laden. Amerikanische Luftangriffe werden durch Schnittbilder aus Rambo III (der in Afghanistan spielt) angedeutet.³⁰ In einer Nebenhandlung fürchtet sich der Komiker Kulu vor einem weißen Puder – eine Anspielung auf Anthrax. Als die Taliban in den Gefechten siegreich zu sein scheinen, will George Bush untertauchen. Hier endet der Film, und der Zuschauer wird auf Teil 2 verwiesen. Dieser ist bis heute nicht erschienen. Der Film »Ibro Usama« und die Kontroverse im Vorfeld können als Beispiel dafür gelesen werden, wie ein vermeintlich abtrünniger Komiker durch öffentlichen Druck gezähmt und auf einen

Mehrheitsdiskurs zurückgeholt wurde, der über die Attribution von Freund und Feind und deren adäquate Repräsentation befindet.

AL QAIDA IN NIGERIA?

In einer Audiotape-Botschaft, die Osama Bin Laden zugeschrieben wird und die am 11.2.2003 durch Al-Jazeera ausgestrahlt wurde, ruft Bin Laden Muslime weltweit dazu auf, sich gegen ihre Regierungen zu erheben. Im Wortlaut (nach einer Übersetzung der BBC) heißt es:

We also stress to honest Muslims that they should move, incite, and mobilize the [Islamic] nation, amid such grave events and hot atmosphere so as to liberate themselves from those unjust and renegade ruling regimes, which are enslaved by the United States. They should also do so to establish the rule of God on earth.³¹

Nigeria wird neben fünf weiteren Ländern explizit als »qualifizierte Region für die Befreiung« von ungläubigen Regierungen genannt. In der nigerianischen Presse und Öffentlichkeit sorgte diese Botschaft für wochenlange Debatten. Das südnigerianische Nachrichtenmagazin *The News* ging der Frage nach, warum ausgerechnet Nigeria auf Bin Ladens Liste stehe, und sieht einen möglichen Bezugspunkt in Nigerias offizieller Anti-Terror Politik und dem Versuch, die Miss-World-Wahlen im Lande abzuhalten. »Dies könnte Bin Laden und seine Al Qaida-Mitglieder geärgert haben«, wird ein lokaler Beobachter zitiert.³² Nicht erst seit der expliziten Nennung Nigerias durch Bin Laden wird über Al Qaida-Kämpfer in Nigeria spekuliert. Ein mutmaßliches Mitglied des islamistischen Netzwerkes (ein algerischer Staatsbürger) wurde beim versuchten Grenzübertritt bereits



Abbildung 9



Abbildung 10

im Februar 2002 inhaftiert. Ebenso erging es sieben Pakistanis, die aufgrund vermuteter Beziehungen zu Al Qaida in ihr Heimatland deportiert wurden.

Unter fundamentalistischen nigerianischen Muslimen, die bisher noch eine Minderheit darstellen, mag die Aufforderung Bin Ladens, sich gegen die Amerika-hörige Regierung Obasanjo zu erheben, auf offene Ohren stoßen. Die Mehrheit der Muslime – und vor allem die politische und ökonomische Elite – dürfte davon jedoch Abstand nehmen.³³ Ein Bürgerkrieg würde die Einheit Nigerias bedrohen, und ein geteiltes Land wäre für den Norden ein ökonomisches Desaster, da der Zugang zu den Ölfeldern verloren ginge. Dennoch kommt der nordnigerianischen Elite die Verschränkung der von ihr angezettelten Scharia-Debatte mit den globalen Folgen des 11. September zupass, kann dies doch dazu instrumentalisiert werden, die innenpolitische Drohkulisse aufrechtzuerhalten und den eigenen Einfluss auf die ungeliebte Regierung zu erhöhen. Dass diese Rechnung aufgeht, lässt sich etwa daran ablesen, dass Präsident Obasanjo unter Verweis auf den innenpolitischen Druck der muslimischen Bevölkerung auch in der Außenpolitik bereit ist, Konzessionen zu machen. So versuchte er in der »Allianz gegen den Terror« ursprünglich, eine neutrale Haltung einzunehmen. Erst als ihm während eines Besuches bei Präsident Bush im Oktober 2001 die entweder-oder-Haltung der USA verdeutlicht wurde, schwenkte er auf Amerikas Kurs um und trat der Allianz bei. Schließlich scheinen auch in der ablehnenden Haltung der nigerianischen Regierung zum Irak-Krieg – der mit den Präsidentschaftswahlen im April 2003 zusammenfiel – muslimische Positionen durch.

SCHLUSS

Lässt man die politischen Implikationen einmal beiseite, kann die Einführung der Scharia in den nördlichen Bundesländern Nigerias als ein fundamentalistisches Exklusionsprojekt verstanden werden. Manuel Castells hat solche Formen des

Ausstiegs aus der weltweit verflochtenen »Netzwerkgesellschaft« als »Exklusion der Ausschließenden durch die Ausgeschlossenen« bezeichnet.³⁴ Wer aber wird aus der neuen, auf göttlichem Gesetz basierenden Gesellschaftsordnung Nordnigerias ausgeschlossen? Sieht man von ein paar westlichen Entwicklungshelfern und Montagearbeitern einmal ab, sicherlich nicht jene globalen Kräfte, die für soziale Exklusion und wirtschaftliche Irrelevanz verantwortlich sind. Vielmehr sind es die eigenen, aus Südnigeria stammenden Landsleute, die aufgrund ihrer Religion mit den Kräften der Globalisierung, den USA oder dem Westen assoziiert werden. Es handelt sich also – analog zu den Stellvertreterkriegen des Ost-West-Konflikts im vergangenen Jahrhundert – um eine *stellvertretende Exklusion*, oder besser gesagt um die Exklusion *stellvertretender Ausschließender* durch die Ausgeschlossenen.

Der 11. September und Osama Bin Laden als Ikone des islamischen Fundamentalismus haben dazu beigetragen, dem Exklusionsprojekt Scharia neues Gewicht und neue Bedeutung zu verleihen. Mit Bin Laden als Galionsfigur lässt sich sehr viel besser Politik betreiben als etwa mit Ahmed Sani, dem jugendlichen Gouverneur des radikal-fundamentalistischen Bundeslandes Zamfara. Massenmedien – und das sind in Nigeria tatsächlich die kleinen Medien – waren für die lokale Aneignung des 11. September von zentraler Bedeutung. Je nach Produktionsort lassen sich zwei unterschiedliche Operationsmuster ausmachen. Die im Süden von Christen hergestellten Kalenderblätter unterlaufen aufgrund ihrer trans-ethnischen Adressierung die Unterscheidung nach Freund und Feind. Die Wertung obliegt dem Betrachter. Dass die Produzenten damit ein Medium liefern, mit dem die Stimmung gegen ihre christlichen Glaubensbrüder im Norden des Landes angeheizt werden kann, ist ein tragisches Beiprodukt der vermeintlich neutralen Darstellung auf den Postern. Anders dagegen die im Norden hergestellten kleinen Medien. Sie lassen sich durch ihre teils offenen – wie im Falle der Preislieder –, teils verdeckten Adressierungen – wie im Fall von Aufklebern und Ansteckern – eher der religiösen Propaganda zuordnen. Dass von nordnigerianischen Medien seitens nordnigerianischer Wortführer eindeutige Adressierungen gefordert werden, zeigte das Beispiel des Videofilms »Ibro Usama«. Der öffentliche Druck bewirkte, dass die Komödie ein Lachen lediglich über George W. Bush und seine Verbündeten zulässt, der Film jedoch keine Osama Bin Laden oder andere Muslime persiflierenden Szenen enthält. Die Zuschreibung von Freund und Feind muss eindeutig sein, alles andere gilt als Verrat; Verrat an Bin Ladens Kampf für den Islam und darüber hinaus am Projekt der Transformation Nigerias in Dar-al-Islam – ein muslimisches Land.

- 1 Auszug aus dem im Original hausa-sprachigen Lied »Mubaya'a« (Treueschwur) des Sängers A. Kadirya.
- 2 Manuell Castells: Jahrtausendwende. Das Informationszeitalter. Teil 3, Opladen 2003 (hier: S. 170–174).
- 3 Ludwig Jäger: Transkriptivität. Zur medialen Logik der kulturellen Semantik, in: Ders./Georg Stantzek (Hg.): Transkribieren. Medien/Lektüre, München 2002, S. 19–41 (hier: S. 30).
- 4 Transkription der Rede von George W. Bush vom 16.9.2001 unter: <http://usinfo.state.gov/topical/pol/terror/01091615.htm> (07. 04. 2004).
- 5 Samuel P. Huntington: The clash of civilizations?, in: Foreign Affairs 72/3 (1993), S. 22–49.
- 6 Vgl. Stefan Kindler: Kampf der Kulturen: Der Westen geht gegen den Rest der Welt, unter: <http://www.telepolis.de/deutsch/special/ost/15094/1.html> (07. 04. 2004).
- 7 Samuel P. Huntington: The clash of civilizations? (Anm. 5), S. 31 f.
- 8 Beispielsweise in den Botschaften vom 7.10.2001 und vom 12.2.2003. Transkriptionen unter: http://news.bbc.co.uk/1/hi/world/middle_east/2751019.stm (07. 04. 2004).
- 9 Zur jüngeren Geschichte Nigerias vgl. Toyin Falola: The History of Nigeria, Westport/London 1999.
- 10 Vgl. Johannes Harnischfeger: Die Diebe drohen mit Frömmigkeit, in: Der Überblick 38/1 (2002), S. 73–80; Peter M. Lewis: Islam, Protest, and Conflict in Nigeria, in: Africa Notes 10/2002, S. 1–10 (hier: S. 7 f.).
- 11 Vgl. Umar H. Dadem DanFulani/Sati U. Fwatshak: Briefing. The September 2001 Events in Jos, Nigeria, in: African Affairs 101 (2002), S. 243–255.
- 12 Musa Umar Kazaura: Kano Ulama declare support for Bin Laden, in: Daily Trust vom 4.10.2001.
- 13 Vgl. Olaf Nielinger: Afrika und der 11. September 2001, in: Afrika Spectrum 36/2 (2001), S. 259–272 (hier: S. 268 f.).
- 14 Annabelle Sreberny-Mohammadi/Ali Mohammadi: Small Media, Big Revolution. Communication, Culture, and the Iranian Revolution, Minneapolis/London 1994 (hier: S. 20–40).
- 15 Anonym: Osama baby craze hits Nigeria [3.1.2002], unter: <http://news.bbc.co.uk/1/hi/world/africa/1741171.stm> (18.4.2004).
- 16 Anonym: Osama baby craze hits Nigeria (Anm. 15), S. 2.
- 17 Vgl. Matthias Krings: Geister des Feuers. Zur Imagination des Fremden im Bori-Kult der Hausa, Münster/Hamburg 1997.
- 18 Vgl. Eric J. Hobsbawm: Sozialrebelln, Neuwied/Berlin 1962.
- 19 Chijioke Obi und Eguzo Charles Izy in Mushin, Lagos, im September 2003.
- 20 Jeff Koinange: Bin Laden wins African cult status vom 10. Dezember 2001, unter: <http://www.cnn.com/2001/WORLD/africa/10/12/nigeria.islam/index.html> (07. 04. 2004), S. 1.
- 21 Mark Doyle: Nigeria road trip. Kano [21.12.2001], unter: <http://news.bbc.co.uk/1/hi/world/africa/1722164.stm> (18.4.2004), S. 2.
- 22 Vgl. Niklas Luhmann: Die Realität der Massenmedien, Opladen 21996, S. 53–74.
- 23 Gespräch mit den Kalenderverlegern (Anm. 19).
- 24 Dank an Bärbel Freyer, die mir die Poster 2002 aus Nigeria mitgebracht hat und an Peter Steigerwald, Frobenius-Institut Frankfurt a. M., für deren fotografische Reproduktion.
- 25 Vgl. Jonathan Haynes (Hg.): Nigerian Video Films, Athens, OH 2000.
- 26 Da ich diesen Film bisher leider nicht sehen konnte, beziehe ich meine Informationen darüber aus einer hausa-sprachigen Videofilmzeitschrift: Anonym: Ashe Usama dan 419 ne!, in: Duniyar Fim 1-2 (2002), S. 26.
- 27 In den Titeln dieser Filme wird der Künstlername Ibro jeweils mit der im Film persiflierten Personenkategorie verbunden, daher auch der Filmtitel »Ibro Usama«.
- 28 Vgl. Aliyu Gora: Ba ni tsoron uban kowa!, in: Fim 8 (2002), S. 15–17.
- 29 Vgl. Ashafa Murnai Barkiya: Tsinuwa kan Ibro Usama: »Ba ta yi mana komai ba!« – Mato, in: Fim 8 (2002), S. 21–22.
- 30 Für diesen Hinweis bin ich Gereon Blaseio dankbar.
- 31 Anonym: Bin Laden tape: text [12.2.2003], unter: http://news.bbc.co.uk/1/hi/world/middle_east/2751019.stm (18.4.2004), S. 6.
- 32 Lara Owoeye-Wise/Sylvester Asoya/Nkeneke Efo/Oluokun Ayorinde: Danger in the horizon [4.3.2003], in: The News, unter: <http://allafrica.com/stories/200303040635.html> (07. 04. 2004), S. 4.
- 33 Vgl. Peter M. Lewis: Islam, Protest, and Conflict in Nigeria (Anm. 10), S. 9.
- 34 Manuel Castells: Jahrtausendwende (Anm. 2), S. 406.

Niels Werber

VOR DER FEINDSCHAFT.

ZUM PROBLEM DES URSPRUNGS DES FEINDES UND DES MEDIUMS DER MACHT

1. MEDIEN DER MACHT UND DIE FIGUR DES DRITTEN

Die Unterscheidung von Freund und Feind konstituiert das Politische. Sie ist »nicht aus anderen Kriterien ableitbar«, sondern konstituiert wie die Gegensätze von gut und böse, schön und hässlich oder wahr und falsch ein selbständiges Sachgebiet.¹ Schmitt unterscheidet hier unterschiedliche »Gebiete« wie das Moralische, Ökonomische, Ästhetische oder eben Politische, deren Eigentümlichkeit nicht etwa durch eine »erschöpfende Definition oder Inhaltsangabe« auszumachen sei (S. 26), sondern durch eine Differenz, die das Gebiet begründet: »Gut und Böse im Moralischen; Schön und Hässlich im Ästhetischen usw.« (S. 27). Mit Niklas Luhmann könnte man solche Gebiete »Systeme« nennen und von »binärer Schematisierung« oder auch von »Codierung« sprechen.² Codiert wird hier ein »Kommunikationsmedium«. Jedes funktionsdifferenzierte Sozialsystem der Gesellschaft greift auf ein solches »Erfolgsmedium« zurück,³ dessen Funktion darin besteht, Kommunikationserfolge oder Anschlussfähigkeit nicht dem Zufall zu überlassen, sondern, im Gegenteil, »Selektionsübertragung« wahrscheinlich zu machen.⁴ Wenn es etwa um das Medium der Wirtschaft: um Geld geht, dann nur in puncto Haben oder Nicht-Haben, Zahlungsfähigkeit oder Zahlungsunfähigkeit; das Medium, der Code, das System ist gleichsam blind für die Fragen, ob die Scheine hübsch, der Besitzer ein guter Mensch, die Zahlungsunfähigkeit unverschuldet ist oder wo das Geld herkommt. Pecunia non olet. Die »binäre Struktur« des Mediums reduziert so Komplexität und ermöglicht zugleich höhere interne Komplexität. Jeden »Durchgriff« in andere Medien schließt sie aus. Entscheidungen über »wahr/unwahr« sind nicht zugleich Entscheidungen über »recht/unrecht usw.« (S. 182). So sieht es auch Schmitt: »Der politische Feind braucht nicht moralisch böse, er braucht nicht ästhetisch hässlich zu sein; er muß nicht als wirtschaftlicher Konkurrent auftreten, und es kann sogar vorteilhaft scheinen, mit ihm Geschäfte zu machen.«⁵

Auch »Macht« ist für Luhmann ein binär codiertes Medium der Kommunikation.⁶ Die Codewerte sind freilich nicht Freund und Feind, sondern »Stärke / Schwäche« oder »Machthaber / Machtunterworfene«⁷. Die »Medienstruktur«⁸ zwischen Alter und Ego trägt dafür Sorge, dass der Machtunterworfene das Handeln des Machthabers als Entscheiden erlebt und sich immer vor der Wahl fin-

det, dementsprechend zu handeln oder nicht zu handeln. Im Normalfall wird der Machtunterworfenen den Entscheidungen entsprechen und der Machthaber nichts entscheiden, was nicht mit hoher Wahrscheinlichkeit befolgt wird.⁹ Dass Weisung auf Weisung folgen kann und jeweils befolgt wird, verdankt das Medium der Macht seiner »Möglichkeit, mit Machtmittleinsatz zu drohen.«¹⁰ Das Wissen um diese Möglichkeit sollte ausreichen: »Die Polizei darf erscheinen, aber sie sollte nicht genötigt sein zuzupacken.« (S. 48) Doch: kein »spezifisch politisches« Medium Macht ohne Zugriff auf »negative Sanktionen« (S. 45). Und das »beste« Drohmittel ist freilich »physische Gewalt«, die »durch Diener, durch Polizei, durch Militär« ausgeübt werden könnte, wenn nötig. Das wollen aber »beide Seiten [...] vermeiden« (S. 47), und normalerweise genügt es, dass der Machthaber »über den Einsatz physischer Gewalt entscheiden kann und daß die Durchsetzbarkeit seiner gewaltgedeckten Weisungen im Normalfalle außer Zweifel steht, also nicht erst durch Kämpfe bewiesen werden muß.« (S. 55) Die *Möglichkeit* von Gewalt reicht also im *Normalfall* als »Vermeidungsalternative«¹¹ aus, letzte Deckung erhält das Medium Macht jedoch durch die Möglichkeit, den Einsatz von Polizei und Militär anzuordnen, um die innere Sicherheit oder den Frieden durch Gewalt, wenn nicht »Krieg« wieder herzustellen.¹² Derartige Entscheidungen treffen seit dem 17. Jahrhundert auch nach Luhmanns Ansicht allein Staaten. Es kann zu Konflikten kommen, »die auf die Vernichtung des Gegners abzielen« (S. 212). Außer an Kriege ist auch an »bürgerkriegsähnliche Auseinandersetzungen« im Fall ethnischer, religiöser oder kultureller Konflikte zu denken (S. 218).¹³ Im Ausnahmefall, so kann man auch Luhmanns Begriff des Politischen verstehen, kommt die Macht aus der Deckung heraus und läßt töten, ja foltern.¹⁴

»Der Begriff des Staates setzt den Begriff des Politischen voraus«,¹⁵ schreibt Schmitt. Der Staat gibt dem Politischen nur Form.¹⁶ Das Medium der Macht ist als »Bedingung der Ausdifferenzierung eines besonderen politischen Systems anzusehen«,¹⁷ schreibt Luhmann. Darf man also, in Analogie zu den Folgen (Staat, System politischer Kommunikation) und zur Struktur (binär), im Politischen Schmitts »Medium der Macht« (S. 53) sehen? »Die Unterscheidung von Freund und Feind hat den Sinn«, so Schmitt im *Begriff des Politischen*, »den äußersten Intensitätsgrad einer Verbindung oder Trennung, einer Assoziation oder Dissoziation zu bezeichnen.«¹⁸ Es geht hier, in Luhmanns Terminologie, um die feste Kopplung von losen Elementen oder die Formung eines Mediums.¹⁹ Das Machtmedium, das im Normalfall »als Mittel für unspezifische Zwecke« anzusehen sei,²⁰ wird spezifiziert. Es kommt zur »Entscheidung« (S. 27) zum konkreten Einsatz »physischer Gewaltmittel« (S. 27).²¹ Das Politische, so könnte man weiter

mit Schmitt formulieren, richtet eine konkrete »Gruppierung« von Menschen am »Ernstfall« aus und konstituiert so eine »reale Freund-Feindgruppierung« (S. 39). In den Kampf gegen den Feind zu treten, entspricht auch für den als Belizisten verschrienen Schmitt durchaus nicht der »normalen Situation«, doch ist die »Möglichkeit Krieg zu führen« konstitutiv für das Medium des Politischen (S. 46) wie auch für Luhmanns Medium der Macht, selbst wenn diese Möglichkeit nicht realisiert werden muss.²²

Wenn diese Assoziation von Menschen organisiert ist, kann man mit Schmitt vom Staat sprechen,²³ dessen Souverän derjenige ist, der innerhalb dieses Staates Entscheidungen trifft, die im Ernstfall für alle Assoziierten Kampflinien festlegen (S. 38 f.), und der in der Lage ist, »von Angehörigen des eigenen Volkes Todesbereitschaft und Tötungsbereitschaft zu verlangen, auf Feindesseite stehende Menschen zu töten.« (S. 46) In dieser doppelten Form von »Todesbereitschaft und Tötungsbereitschaft« steht der Tod im Zentrum von Schmitts Lehre von der Souveränität. Das Politische bezieht seinen Sinn vom »Ernstfall« (S. 39), und dieser Ernstfall hat seinen Sinn in der »Todesbereitschaft kämpfender Menschen«, welche die »physische Tötung von anderen Menschen« beabsichtigen, »die auf der Seite des Feindes stehen« (S. 49). Luhmann umschreibt diese strukturelle Bedingung der Macht vornehm mit der Rede vom »Anstoßen der Körper«,²⁴ doch der verwundbare und sterbliche Mensch ist auch für die Systemsoziologie die anthropologische Voraussetzung der binären Schematisierung des Machtmediums.

Der politische Feind ist der, der im Ausnahmefall des Krieges oder Bürgerkrieges getötet werden muss.²⁵ Wer einem Volk vorschreibt, »wer sein Feind ist und gegen wen es kämpfen darf oder nicht«, ist laut Schmitt sein Souverän.²⁶ Soweit, so gut, aber die entscheidende Frage lautet doch: *wer setzt* die Differenz von Freund und Feind? Die konsistente Entfaltung der politischen Theorie Schmitts basiert allerdings auf der »nicht weiter ableitbaren« Unterscheidung von Freund und Feind. Sie ist also konstitutiv. Aber, wie man mit George Spencer Brown anmerken darf, sie ist wie alle Unterscheidungen operativ auf eine Distinktion zurückzuführen. »Draw a distinction. Call it the first distinction.«²⁷ Dies hat Schmitt mit seiner Definition getan, aber nach der Operation selbst (»draw!«) nicht weiter gefragt. Die Unterscheidung ist aber stets das Ergebnis einer Operation, die, wie Niklas Luhmann mit Verweis auf Spencer Brown immer wieder betont hat, auch anders ausfallen könnte. Man kann anderes und anders unterscheiden. Jede Unterscheidung schließt ihre konstituierende Operation als Drittes aus. Dies lässt sich wiederum beobachten. Ein Beobachter zweiter Ordnung kann die Unterscheidung in Korrelation zu einer Operation setzen.²⁸ »Es kommt darauf an, wel-

che Differenz es macht, wenn Welt beobachtet wird; und das kann man nicht an der Welt, sondern nur an Beobachtern beobachten.«²⁹ Anders formuliert: »Beobachter erster Ordnung beobachten Objekte, Beobachter zweiter Ordnung beobachten andere Beobachter.« (S. 23) Unterscheidungen wie die von Sein und Nicht-Sein oder die von Mann und Frau werden nicht länger auf die Schöpfung und ihre Natur der Dinge zurückgeführt, sondern auf Beobachter, die so und nicht anders beobachten, indem sie unterscheiden. Und jede dieser Unterscheidungen generiert »das eingeschlossene ausgeschlossene Dritte« der Unterscheidung, ihren »Parasiten«.³⁰

Man muss also Schmitt nach der *kontingenten Operation* fragen, aus der die Unterscheidung von Freund und Feind hervorgeht, und nach ihrem *Parasiten*, den sie produziert. Wenn diese Differenz für Schmitt die »nicht weiter ableitbare« *first distinction* ist, dann lautet unser Rätsel: Wer ist ihr Autor? Schmitt hat dazu einige vage Hinweise insofern gegeben, als er den Konflikt zwischen Kain und Abel als Urszene des Politischen bezeichnet hat. Freilich darf man das Problem an Luhmanns Theorie der Macht durchreichen. »Das autopoietische System der Machtkonstitution erzeugt sich selbst und konstruiert dafür Annahmen über die Umwelt«,³¹ heißt es in der *Politik der Gesellschaft*. Die Frage nach dem Anlass für dieses »emergente« Phänomen wird freilich nicht gestellt. Welcher Konstruktion verdankt die Macht ihre Konstitution, welches Ereignis sorgt dafür, dass nun ein Medium der Macht Kommunikationen in alters Entscheidungen oder Befehle verwandelt, die ego zu akzeptieren und zu befolgen hat? Es geht hier um die Frage nach der Entstehung eines Mediums. Ich möchte in diesem Aufsatz dem Hinweis Schmitts folgen und seine Konsequenzen ausloten. Eine Dekonstruktion der konstituierenden Kategorien der politischen Theologie/Theorie wird uns sofort zum Verräter oder Schurken führen, zur Figur des Dritten, der das Medium der Macht als ausgeschlossener konstituiert, und auf Umwegen zur Theorie der Herrschaft und des gehegten bzw. ungehegten Krieges. In Bezug auf die binäre Schematisierung des Mediums der Macht müsste also »gefragt werden, ob es denn wirklich kein drittes, keine Zwischenmöglichkeit, kein nihil medium gibt. Das wäre natürlich eine Abnormität, aber es gibt auch abnorme Situationen.«³² Es wird sich zeigen, dass es eine Alternative zur *politischen* Unterscheidung von Freund und Feind gibt: die *geopolitische* Unterscheidung von Land und Meer. *Vor* und *nach* der Feindschaft stehen Medien, die die Feindschaft *konstituieren* und *aufheben*.

2. FEIND UND VERRÄTER

Nichts ist für Carl Schmitt intimer als die Beziehung zum Feind. »Der Feind ist unsre eigene Frage als Gestalt,« definiert er in *Ex captivitate salus*.³³ Warum? Ganz einfach: Weil er »mich in Frage« stellt (S. 89). Kein anderer könnte dies so tun wie unser Feind. Oder wie ein Freund, der uns verrät. Wenn der Freund uns existentiell in Frage stellt, wird er zum Feind. Den Feind kennen wie sich selbst, ist Auftrag der Kriegstheoretiker an jeden Feldherrn. Schmitt denkt hier zumal an den ehrenhaften Feind, der nach Kriegsrecht bekämpft wird, an dessen Regeln sich beide Seiten deshalb halten, weil sie sich grundsätzlich als gleichwertig anerkennen und respektieren. Man bekriegt sich so, dass ein Friede möglich bleibt.³⁴ Wer mit Giftgasen oder Atombomben, Attentätern und Anschlägen vorgeht, verlässt den gehegten Krieg unter Gleichen – und löst die dialektische Verbindung zum Feind, der nun nicht mehr bekämpft, sondern vernichtet wird. Nichts Gemeinsames verbindet dann die Antagonisten, und einer behandelt den anderen nach »eigenem Ermessen«, wie Präsident Bush jüngst treffend formulierte.³⁵

Der Begriff des ehrenhaften Feindes gehört exklusiv dem alten Europa an und der mit ihm vergangenen »klassischen« Souveränität. Dieselben europäischen Souveräne, die sich in Europa auch als Feinde respektieren, führen jenseits der Linie grausame Eroberungs- und Vernichtungskriege.³⁶ Und der Verräter? Für Theoretiker dieser Epoche ist der Verräter der innere Feind, der den Staat heimtückisch unterwühlt. Er stellt den eigenen Staat in Frage, obwohl er teil an seiner Konstitution hatte. Gerade für die Theoretiker des Gesellschaftsvertrages ist der Verrat ein unerhörtes Verbrechen, weil der Verräter ein anderes Modell von Herrschaft sichtbar macht, das nicht auf einem Vertrag aller mit allen basiert, sondern auf dem kontingenten und also revisionsfähigen Verlauf von Krieg und Eroberung: Die Besiegten hoffen auf Revanche des status quo.³⁷ *Der Verräter macht die Macht als Medium sichtbar, dessen feste Kopplungen oder konkrete Formen nun als kontingent erscheinen.* Es sind andere Formen und Kopplungen denkbar. Der Verräter ist ein Parasit des Mediums.

Der Verräter ist daher stets der Feind eines bestimmten Staates und *outlaw*. Die politische Theorie versucht den Fall, der die Macht als Medium erkennen lässt, wenn nicht als unmöglich auszuschließen, dann doch als grundsätzlich illegitim zu denunzieren. Nichts, gar nichts vermag einen Angriff auf den Souverän zu legitimieren, meint Bodin.³⁸ Wer sich erhebt, »versündigt sich an Gott« (S. 39). Der Verräter ist Sünder. »Wider das gesetzgebende Oberhaupt des Staats gibt es also keinen rechtmäßigen Widerstand des Volks; Der geringste Versuch hiezu ist Hochverrat [...], und der Verräter dieser Art kann [...] nicht minder als mit dem

Tode bestraft werden.«³⁹ Fliegt der Hochverräter auf, verliert er sein Leben. Ein Verräter »ist keine moralische Person, er ist nichts als ein Mensch, und unter diesen Umständen ist Tötung des Besiegten Kriegsrecht.«⁴⁰ Wer nichts sonst als Mensch ist, wird nach dem Recht des Naturzustandes als Wolf behandelt. Man übt ›kurzen Prozess‹ und exekutiert standrechtlich, denn der Verräter kann keine Ansprüche machen, als »Bürger« behandelt zu werden.

»Im System des Nationalstaates«, schreibt Giorgio Agamben, »erweisen sich die sogenannten heiligen und unveräußerlichen Menschenrechte, sobald sie nicht als Rechte eines Staatsbürgers zu handhaben sind, als bar allen Schutzes und aller Realität.«⁴¹ Die entscheidende Frage wäre hier also, »welcher *Mensch* nun *Bürger* sei und welcher nicht« (S. 139). Jacques Derrida hat diese Frage jüngst als Alternative von Mensch oder Schurke gestellt und gleichfalls danach gefragt, ob man etwa nur »unter der Bedingung« Mensch sei, dass man »Staatsbürger« ist.⁴² Der Verräter jedenfalls, Schurke der er ist (S. 93), verliert erst seine Staatsbürgerschaft, folglich seine Rechte und dann sein Leben. Er ist deshalb ein Schurke, so Derrida, weil er die gewalttätigen Exklusionen und Reinigungen sichtbar macht, welche die westlichen Demokratien unentwegt vollziehen und verbergen. Der für Luhmann wie für Schmitt konstitutive Wechselbezug »beider Seiten«⁴³ von Machthaber und Machtunterworfenen, von Freund und Feind wird von dieser Exklusion unterlaufen. Das universale Medium der Macht ist binär schematisiert. Der Schurke führt vor, dass sich etwas dieser Schematisierung entzieht, weil sie, um zu funktionieren, auszustoßen, auszuschneiden oder auszuschließen hat, »unter dem Vorwand, die Demokratie drinnen vor ihren inneren Feinden zu schützen, indem sie sie nach draußen ausweist, ausscheidet, ausschließt.«⁴⁴ Der Dritte, Schurke und Verräter, der die Kontingenz der »Macht« (S. 93) sichtbar werden lässt, wird als absoluter Feind recodiert und exkludiert. Schurken werden daher wie Partisanen und Verräter *hors la loi* gestellt.⁴⁵ Sie müssen nicht einmal als Menschen behandelt werden.

3. KAIN, ABEL UND DER BEGINN DER POLITISCHEN GESCHICHTE DER MENSCHHEIT

Der Verräter ist für Hobbes ein Staatsfeind, kein Bürger.⁴⁶ Ein Verräter schließt sich selbst aus dem Staat aus und wird zum Feind, womöglich zum Feind der Menschheit. Er dissoziiert sich von der Assoziation. Liegt also im Verrat der Ursprung des Feindes? Schmitt hat den Feind als »Bruder« bezeichnet und Kain und Abel angeführt: Mit diesen feindlichen Brüdern »beginnt die Geschichte der Menschheit.«⁴⁷ Norbert Bolz hatte zu diesem Hinweis Schmitts angemerkt, der

Feind sei »der anerkannte Andere: der Bruder« und ebenfalls auf die biblische »Urszene« dieser »weltgeschichtlichen Dialektik« verwiesen.⁴⁸ Nicht die Unterscheidung von gut und böse (Eritis sicut Deus scientes bonum et malum), das Verbot und seine Übertretung: der Biss in den Apfel, stehe am Beginn der Menschheitsgeschichte, sondern die Transformation des Freundes in den Feind. »O wenn wir doch die Zeiten der Patriarchen wieder hätten, wo die Ziege neben dem hungrigen Löwen graste, und Kain in den zärtlichen Umarmungen seines Bruders Abel seine Saecula durchlebte«, wünscht sich Lichtenberg.⁴⁹ Vor dem Brudermord lebte die Urfamilie in einem friedlichen, ja indifferenten wie geschichtslosen Raum *ohne Feindschaft*, Jahrhundert um Jahrhundert, denn Gott hatte das Alter der Menschen noch nicht begrenzt.⁵⁰ Wenn es denn eine *felix culpa* geben soll, aus der erst der Mensch als Mensch hervorgeht, dann verdanken wir nach Auskunft der politischen Theologie dieses Glück dem Totschläger Kain und nicht der Verführerin Eva. *Am Beginn der Geschichte der Menschheit stünde also der Verrat und die Setzung des Feindes*. Kain wäre dann wahrhaftig der »Urvater des Menschengeschlechtes«,⁵¹ wie Safranski meint, insofern mit seiner Tat der Mensch aus der indifferenten Uchronie austritt und die Geschichte beginnt.

Diese auf den ersten Blick schlüssige Analogie Abel-Kain / Freund-Feind verwirrt jedoch die Verhältnisse. Kain, der seinen Bruder hinterrücks erschlägt, repräsentiert einen völlig anderen Feind-Begriff als den von Schmitt verwendeten des »klassischen Kriegsrechts«, dessen souveräne Träger sich als »Feinde respektieren«, so dass »ein Friedensschluß möglich ist.«⁵² Denn Kains Angriff schließt jede Verteidigung aus, ganz wie ein Attentäter dem Opfer die Möglichkeit zum Kontern nimmt. Da jeder Krieg nicht mit dem Angriff, sondern erst mit der Verteidigung beginnt,⁵³ haben wir es hier mit etwas anderem zu tun. Während Foucault annimmt, dass der Krieg *unmittelbar* aus der Gleichheit, der Nicht-Differenz hervorgeht, so dass man sich ausgerechnet über einen Brudermord nicht wundern dürfte,⁵⁴ muss die politische Theorie nach Differenzen fragen. Entscheidend für die biblische »Urszene« der Feindschaft wäre gar nicht so sehr der Brudermord als Tat, sondern die »intensive« Erfahrung der Differenz, die ihm motivierend vorausgeht.⁵⁵ Dieses intensive, dissoziierende Erlebnis verdanken Kain und Abel einem Dritten:⁵⁶ Gott, der kein Dankopfer versäumt, um die Ungleichheit zwischen den Brüdern hervorzuheben. Nachdem sie lange »Saecula« friedlich, ja laut Lichtenberg sogar zärtlich durchlebt haben, setzt Gott eine Differenz, die Feindschaft erst möglich macht. Nicht ihre brüderliche Gleichheit, wie Foucault meint, sondern ihre sichtbar gewordene Ungleichheit ist die Voraussetzung des tödlichen Konfliktes. Gott hat sie gesetzt. Es ist sehr fromm von Lord Byron, in seinem Drama *Cain* Lucifer für die Feindschaft der Brüder verantwort-

lich zu machen,⁵⁷ aber der biblische Kain hat doch den Unterschied der Opferflammen mit eigenen Augen gesehen, während die »Sünde« noch »vor der Tür« lauerte (1. Moses, 4, 7). Der Satan musste ihn darauf nicht erst aufmerksam machen.⁵⁸ Wenn rechtens nur Ungleiche ungleich behandelt werden, liegt es nahe, dass Kain nach Differenzen Ausschau hält, auf die die Unterschiede der Opferaufnahme zurückgeführt werden könnten.

4. DAS OPFER ALS MEDIUM DER FEINDSCHAFT

Der jüngere Bruder »wurde ein Schäfer, Kain aber wurde Ackermann. Es begab sich aber nach etlicher Zeit,⁵⁹ daß Kain dem HERRN Opfer brachte von den Früchten des Feldes. Und auch Abel brachte von den Erstlingen seiner Herde und von ihrem Fett. Und der HERR sah gnädig Abel und sein Opfer, aber Kain und sein Opfer sah er nicht gnädig an. Da ergrimmte Kain sehr und senkte finster seinen Blick.« (1. Moses, 4, 2-6) Die auf dem Altar rauchenden Opfergaben lassen sich als Selektionsofferten (Früchte / Fleisch) verstehen, die erstens den engen Kreis der Interaktion unter Anwesenden überschreiten und zweitens auf unterschiedliche Weise Anschlussfähigkeit erzielen. Das macht das Opfer zu einem Medium. Erstmals in der Genesis spricht Gott nicht unmittelbar, so wie er mit Adam und Eva gesprochen hat, sondern zieht sich zurück, so dass Medien für eine Kommunikation zwischen Abwesenden nötig werden. Sobald mit dem Opfer das erste Telekommunikationsmedium der Menschheitsgeschichte zur Verfügung steht, wird es schon unterschiedlich programmiert: Kain verbrennt Feldfrüchte, Abel die Erstgeburt seiner Herde. Diese für jedes Medium konstitutive Differenz zeitigt sogleich weitere, wenn man will: fatale Folgen:

Der Herr antwortet unterschiedlich auf die unterschiedlichen Botschaften des Mediums. Abel erfährt seine Gnade, Kain wird sie entzogen. Aber warum sollte der HERR Abel derartig vorziehen? »Warum weist er das Opfer Kains zurück? Für Kain ist kein Grund für diese Zurückweisung ersichtlich«, meint Saffranski.⁶⁰ Auch Abel scheint nicht verantwortlich dafür zu sein, dass ein mächtiger Dritter ihn vor seinem Bruder auszeichnet und ehrt. Und Kain? Was hat Kain falsch gemacht? Schauen wir genauer auf das »Programm« des Opfermediums: Kain hatte den Fluch Gottes gegen Adam, er solle sich mühsam vom »Acker« nähren und »im Schweiß [s]eines Angesicht Brot essen«, auf sich genommen und »die Erde bebaut, von der er genommen war« (1. Moses, 3, 17–19). Kain, der Ackermann, der dem verfluchten Boden als erster mehr als »Dornen und Disteln« (3, 18) abringt und diesen womöglich provozierenden Überschuss an Feldfrüchten sei-

nem Gott opfert, wird mit Ungnade bestraft. Walter Dietrich meint, Kain sei über die »göttliche Ungerechtigkeit aufgebracht.«⁶¹ Die Frage nach den Gründen findet eine Antwort in der Souveränität Gottes, die hier völlig rein, unumschränkt, unbedingte auftritt. Sie ist pure Dezsion, die »Entscheidung selbst.«⁶² Sie durch das Opfer zu domestizieren und in Rechtsverhältnisse zu gießen, die göttliche Entscheidungen erwartbar machten, misslingt.⁶³ Gott ist in dieser Hinsicht der Ausnahmezustand. Die Herstellung einer kausalen Beziehung zwischen Ritual (Opfer) und Gnade Gottes scheitert an der Unbedingtheit der Souveränität. Das Unbedingte macht die Souveränität unvorhersehbar, schreibt Derrida.⁶⁴ Gott tritt hier an nicht als Gott der Notwendigkeit, sondern der Kontingenz.⁶⁵ Man wirft seine köstlichsten Früchte ins Feuer: doch welche Folgen dies für die Verteilung von Heil und Leid hat, bleibt völlig offen. Der HERR statuiert eine »Entscheidung aus dem Nichts.«⁶⁶ Kain erfährt die Differenz des Mediums, ohne diese Differenz auf andere Differenzen zurückführen zu können. Diese Erfahrung könnte man mit Schmitt »existenziell« nennen.⁶⁷ In diesem Moment – ohne rationale Zwecke, richtige Normen, orientierende Programme oder rechtfertigende Gründe – konstituiert sich der »wirkliche Feind« (ebd.).

5. »DAS OPFER SEINES BRUDERS«⁶⁸

ABEL.

Brother, give back! thou shalt not touch my altar / With violence:
if that thou wilt adopt it, / To try another sacrifice, 'tis thine.

CAIN.

Another sacrifice! Give way, or else / That sacrifice may be –

ABEL.

What mean'st thou?⁶⁹

Die hebräische Fassung der Genesis »erklärt weder, warum Gott K.s Opfer nicht annahm, noch [wird erklärt], woran K. die Ablehnung erkannte.« Die verschiedenen Bibelübersetzungen und Kommentare bemühen sich denn auch, diese hochproblematischen »Nullstellen« zu füllen.⁷⁰ Begnügt man sich aber mit der Feststellung dessen, was geschrieben steht, dann kann man mit Safranski konstatieren, Gott hebe hier »die Symmetrie von Opfer und Gnade auf« und störe damit die »Harmonie zwischen den Brüdern.«⁷¹ Im »Beziehungsdreieck zwischen Gott, Kain und Abel« ist ganz offensichtlich »Gott die bestimmende Kraft. Es liegt in seinem freien Willen, das Opfer Abels anzunehmen und Kains Opfer zurückzuweisen.« Ein im Wiener Kardinal-König-Haus gehaltener Vortrag beilicht sich zwar zu betonen, aus dieser Betrachtung folge keineswegs, »daß Kain von Gott in

die Feindschaft zu Abel gezwungen worden sei«, denn es habe ihm ja frei gestanden zu versuchen, »Gottes Zurückweisung« anzunehmen und den HERRN »durch andere oder bessere Opfergaben umzustimmen«⁷² Aber genau das hat Kain ja getan: Nach seinem Misserfolg mit Feldfrüchten und angesichts Abels Triumph mit den Erstlingen seiner Herde bietet Kain dem Herrn ein Opfer an, das er wahrlich liebt: Abel. Die Kontingenz, eine Folge der Möglichkeit, das Medium unterschiedlich zu programmieren, wird getilgt. Wenn Gott blutige Opfergaben präferiert und schon die Erstgeburt der Herde den Feldfrüchten vorzieht, wird er ein Menschenopfer zu schätzen wissen. Auch Christus muss als Mensch geopfert werden.

»Das höchste Opfer« ist »das Menschenopfer«, schreibt Armin Ehrenzweig im Jahre 1915 und ergänzt, dass der Opferpriester ein »Kainszeichen« trage, das ihn schütze: »Wer ihn tötet, begeht einen Frevel, der nur durch ein großes Menschenopfer [...] gesühnt werden kann.«⁷³ Tatsächlich wird Kain mit einem Zeichen versehen, das ihn vor jeder etwaigen Rache oder Strafe siebenfach schützt. Er ist gewissermaßen der Andere des homo sacer, denn sein Mal verhindert, »daß er nun vogelfrei und jedermanns Mutwillen ausgeliefert wird.«⁷⁴ Das Kainsmal markiert, dass die Tötung kein Mord war, denn jeder Mord würde gerächt und jeder Mörder müsste selbst das Leben verlieren.⁷⁵ Kain genießt »Schutz durch Stigmatisation«.⁷⁶ Abel dagegen konnte von Kain getötet werden, ohne dass damit ein Mord begangen wurde, parricidi non damnatur.⁷⁷ Also war Abel entweder ein Opfer und Kain wurde als Opferer durch sein Zeichen geschützt; oder Abel war ein Feind, den Kain daher töten konnte, ohne zu morden.⁷⁸ Auch der Kombattant, der im Krieg tötet, begeht keinen Mord.⁷⁹ Agrippa von Nettesheim wird 1526 behaupten, Kain sei der erste Soldat gewesen, sein Nachfahre Nimrod der erste große Kriegsherr.⁸⁰ Das Zeichen, das er trägt, wäre aus dieser Sicht ein »Stammeszeichen« gewesen, das »an den unverbrüchlichen Zusammenhalt aller Träger dieses Zeichens gemahnt«.⁸¹ Das Funktionsäquivalent dieses Abzeichens wäre die Uniform einer Armee. Aber ob Kain nun Soldat oder Opferer war und Abel Opfer oder Feind: Das Ziel seiner Tötung ist jedenfalls der Friede gewesen. (Der Friede nach einem totalen Sieg, der keinen Gegner übrig lässt, oder der Frieden mit Gott, der durch das Opfer des Bruders versöhnt worden ist.)⁸² In beiden Fällen hat es sich nicht um einen Mord gehandelt. Die Einheit von »Todesbereitschaft und Tötungsbereitschaft«: für Carl Schmitt ein Zeichen für die klassische Souveränität, ist in dieser vor-politischen Szene noch nicht gegeben. Sie zerfällt in die Todesbereitschaft des Opfers Abels⁸³ und die Tötungsbereitschaft Kains.

Zwischen Kain und Abel herrscht »Feindschaft«, ⁸⁴ allein, welcher Art ist sie? Abel wird erschlagen wie ein Stück Vieh. Agrippa von Nettesheim nennt Kain ei-

nen »Verräter und Totschläger seines eigenen Blutes«, er sei »von Gott verflucht und heimatlos.«⁸⁵ Die mit Blut gedüngte Erde selbst verrät ihn (1. Moses, 4, 10), anstatt ihn zu verbergen. Kain der Verräter ist friedlos gesetzt und hat seine Heimat verloren. Das Modell wären hier weder Krieg noch Opfer, sondern Attentat oder Meuchelmord. Auch der Partisan tötet aus dem Hinterhalt. Er verübt Anschläge, führt Überfälle durch, nimmt Geiseln, schlägt mal hier, mal dort zu und taucht unter. Jene preußischen Partisanen, die 1813 gegen Befehl ihres Königs gegen den »wirklichen Feind« (Napoleon) antraten, galten als Verräter. Aus der Perspektive Heinrichs von Kleist dagegen machen sich all jene des »Hochverrats« schuldig, die sich dem Partisanenkrieg gegen Frankreich nicht anschließen. Anders als im Duell, in dem die Kombattanten sich als Ehrenmänner betrachten (sonst wären sie nicht satisfaktionsfähig), anders als im gehegten Krieg, in dem beide Parteien sich an das Völkerrecht halten und den Feind nach Kriegsrecht bekämpfen, hängt die Frage des Verrats von der Perspektive ab. Held oder Schurke. Partisan oder Verräter. Auch Kain hatte seine Verehrer: Häretiker und Gnostiker, Kainiten. Vom Terroristen oder Verbrecher unterscheidet sich der Partisan allein durch seinen »politischen Charakter.«⁸⁶ Auch das Todesschwadron eines Mafia-Kartells mag operativ so vorgehen wie ein Partisan, doch nur der Partisan kämpft in einer politischen Front. Der »Partisan bedarf einer Legitimierung, wenn er sich in der Sphäre des Politischen halten und nicht einfach ins Kriminelle absinken will.« (S. 85) Dass er als politischer Gegner anerkannt wird, statt als Schädling, Verbrecher, Terrorist oder Krimineller verfolgt und vernichtet zu werden, verdankt er dem »interessierten Dritten«. Er verschafft dem Partisan »die Art politischer Anerkennung«, die er als irregulärer Kombattant benötigt (S. 78); man könnte sogar sagen: Der Dritte erschafft den Partisanen, weil er sonst nicht als solcher beobachtet werden könnte. Ohne den »mächtigen Dritten«, der den Partisan vom Verbrecher unterscheidet, kann sich der irreguläre Kampf nur selbst legitimieren: Der Partisan muss siegen wie General York oder als Verräter sterben wie die Offiziere der französischen OAS. »Das ist eine harte Alternative.« (S. 78.) Die Frage Verräter oder Partisan kann nicht irgendwie sachlich deduziert werden, sondern nur entschieden. Die Entscheidung fällt der »höhere Dritte.«⁸⁷ Gründe dafür gibt es nicht.

Der *interessierte* und *höhere* Dritte im Konflikt zwischen Kain und Abel ist Gott. Er unterstützt nicht nur den einen gegen den anderen, sondern macht den Unterschied zwischen ihnen zuallererst bewusst – so wie die Kolonial- und Supermächte ethnische und kulturelle Differenzen markiert und zu intensiven Kampflinien aufgebaut haben. Indem Gott scheinbar grundlos dem Hirten Gnade gewährt und sie zugleich dem Bauern entzieht, stiftet er einen Gegensatz, dessen

»Intensitätsgrad«⁸⁸ groß genug ist, um Kains Tötungsbereitschaft zu motivieren und ihn zum Partisanen zu machen. Agrippa spricht dagegen von Mord, den er damit erklärt, dass »Kain [...] von Natur böseartig, missgünstig, verstocket, von Gott verflucht und heimatlos, und ein rechter Gotteslästerer war.«⁸⁹ Die Theologie ist ihm hier weitgehend gefolgt. Er gilt als der geborene Mörder und Verräter. Den Blick senkt er freilich erst ergrimmt, *nachdem* Gott sein Brandopfer mit Ungnade beantwortet hat.

6. »I FEEL AT WAR.« KRIEG UND REICHSGRÜNDUNG, GENEALOGIE ADELIGER HERRSCHAFT

»Der erste Gründer eines irdischen Staates war ein Brudermörder.«⁹⁰

»Erst als die Menschen, die über die Oberfläche der Erde [...] verstreut waren, ihre Landwirtschaft entwickeln [...], gaben sie sich ein Gesetz, einen Staat oder eine Regierung.«⁹¹ Von der Andersheit Abels in Frage gestellt, erkennt Kain seinen Feind, der tatsächlich selber nichts getan hat, um Kains »Existenz in Frage« zu stellen, außer selbst zu existieren,⁹² freilich als Hirt, nicht als Bauer. Dass dieser Unterschied einen Unterschied macht, wird Kain erst von Gott verdeutlicht.

If thou lov'st blood, the shepherd's shrine, which smokes / On my right hand, hath shed it for thy service / In the first of his flock, whose limbs now reek / In sanguinary incense to thy skies; / Or, if the sweet and blooming fruits of earth, / And milder seasons, which the unstained turf / I spread them on now offers in the face / Of the broad sun which ripened them, may seem / Good to thee – inasmuch as they have not / Suffered in limb or life – and rather form / A sample of thy works, than supplication / To look on ours! If a shrine without victim, / And altar without gore, may win thy favour, / Look on it! and for him who dresseth it [...].⁹³

Aber Gott sah ihn nicht gnädig an. Die unterschiedliche Aufnahme des Opfers durch den Adressaten macht nicht nur die Programmierbarkeit des Mediums, sondern auch den Unterschied zwischen den Absendern sichtbar. Kain meint, sein Bruder sei »a watching shepherd boy, who offers up / The firstlings of the flock to him who bids / The earth yield nothing to us without sweat« (S. 19). Das mühelos erlangte, blutige Opfer gefällt, während das durch harte Arbeit errungene abgewiesen wird. »I feel at war«, lautet Kains Konsequenz aus diesem Drama der Anerkennung und der Differenzierung (S. 66). Der Unterschied zwischen Hirt und Ackermann wird politisiert und kriegsfähig. Safranski spricht hier von

der »Erkenntnis des Unterschieds« und paraphrasiert Schmitts Formel *distinguo ergo sum*: »Ich bin, indem ich mich unterscheide.«⁹⁴ Die »Dialektik« der Freund-Feind-Beziehung kann nicht beginnen ohne den übermächtigen Dritten, der den Unterschied als existentielle Differenz erst sichtbar, ja unübersehbar macht. Der »Dialog«⁹⁵ ist in Wahrheit eine Dreiecksbeziehung, eine »Triade«.⁹⁶ Kains Individualität, sein distinktes Ich, ist ein »Machteffekt«,⁹⁷ hervorgebracht von dem, who has drawn the first distinction. So wird Kain zum Partisanen, und so wird Abel zu seinem Feind, der erschlagen wird. Es versteht sich, dass diese Feindschaft nicht die des gehegten Krieges ist, die etwas Gemeinsames zwischen Freund und Feind kennt. Der biblische Brudermord liefert weniger eine Vorlage für Schmitts Begriff des Politischen, sondern für die absolute Feindschaft der Vernichtungskriege im Namen der Menschheit (Gottes, der Rasse . . .).

Dass Kain eine politische Tat begeht und nicht schlicht seine bösen Instinkte auslebt, bekommt auch Agrippa in den Blick, als er sich für die Konsequenzen der Tat zu interessieren beginnt. Kain ist Ackerbauer, erschlagen wird ein Hirte. Der vertriebene Kain wird als erster eine Stadt gründen (1. Moses, 4, 17 ff.). Die weiteren Nachfahren Adams sind dagegen Nomaden, hüten Herden und wohnen in Zelten (1. Moses, 12 f.). »In der Erzählung«, bemerkt ein moderner Kommentator zur Differenz von Bauern und Hirten, »spiegeln sich handfeste politische Interessen wider.«⁹⁸ Agrippa macht hier den Kern eines für ihn hochaktuellen Gegensatzes aus: der Differenz zwischen der adeligen Herrschaft und den Gemeinen.

Aber nun wollen wir den Adel an sich selbst und bis aufs Haar genau betrachten. Er ist aber fürwahr nichts anders als eine robuste Boshaftigkeit, eine Dignität, welche durch Schelmstücke erlangt ist und eine Erbschaft jeder schlechten Nachkommenschaft. Und dass es also und nicht anders sei, das sehen wir sowohl aus der Heiligen Schrift, als aus den alten und neuen Historien vieler Völker; denn, als vom Anfang bei Erschaffung der Welt der Übertreter Adam seinen ersten Sohn, den Kain, welcher ein Ackermann war, und seinen andern, den Abel, welcher ein Schafhirte war, gezeugt hatte, so bestunde dazumal das ganze menschliche Geschlecht in diesen zweien, nämlich *in Abel, welcher das gemeine Volk, und Kain, welcher den Adel repräsentierte.* (S. 33)

Dies klingt zunächst merkwürdig genug, weil Kain Landarbeiter ist und arbeitet, während Abel wie nur sonst ein Schäfer des goldenen Zeitalters seine Herden hütet. Von der homerischen Gesellschaft hatte Gilles Deleuze behauptet, sie kenne »weder Umzäunung noch Besitz des Weidelandes«, wohl aber Vieh: »Es handelt

sich nicht um eine Verteilung des Lands auf das Vieh« in dem Sinne, dass jeder Hirte eine abgegrenzte Weide besäße, »sondern im Gegenteil darum, das Vieh selbst zu verteilen, es hier und dort über einen unbegrenzten Raum, Wald oder Berghang hinweg aufzuteilen.«⁹⁹ Kain ist Landbesitzer, Abel dagegen Nomade. Das ist ein Unterschied. Abels Herde verteilt sich im Raum; Kain verteilt den Raum und verknappt ihn. Hinter der Legende vom Brudermord verbirgt sich die Geschichte zweier feindlicher Lebensweisen.¹⁰⁰ Bereits der Nomade Abraham wird den Hethitern Land abkaufen müssen, um seine Frau Sara begraben zu können (1. Moses, 23, 3-20). Agrippas Begründung für seine Behauptung, Kain sei der Stammvater des Adels, verweist auf den Zusammenhang von Raumnahme, Herrschaft und Gewalt. »Why plowing, building, ruling and the rest, / Or most of those arts, whence our lives are blessed, / By cursed Cain's race invented be«, fasst John Donne den Sachverhalt zusammen. Ackerbau, Städtegründung und Herrschen machen ein Paradigma aus.¹⁰¹ Kains Ackerbau ist daher ein Schritt zur Raumnahme und Herrschaft, die andere entweder ausschließt oder unterwirft. Agrippa:

Kain aber war nach dem Fleische grausam und stolz, und verfolgte Abel, welcher nach dem Geist demütig war, und schlug ihn zu Tode; da repräsentierte Seth, der dritte Sohn des Adams, das Geschlecht des gemeinen Volkes und also sehen wir ja, *dass Kain durch den Brudermord den Anfang zu dem Soldatenstande und dem Adel gemacht hat*, worauf er, nachdem er Gott und die Gesetze der Natur aus den Augen setzte, und seiner Stärke trauete, sich der Herrschaft anmassete; *erstlich bauete er Städte, danach formierte er Reiche...*(S. 34)

Der Brudermord wird für Agrippa von Nettesheim zum Gründungsakt sozialer Stratifikation, der bewaffneten Herrschaft und der Landnahme. Abels Blut zahlt den Preis für Stadt- und Reichsgründung. Nicht ein Vertrag, sondern ein Gewaltakt steht am Beginn der stratifizierten Gesellschaft. Kain lässt die »Gesetze der Natur« außer Acht, um dem »Recht des Stärkeren« zu folgen. Seine militärische Stärke ist so überlegen, dass er seine Toten siebenfach, später siebenundsiebzigfach rächt. Die überlegene Gewalt, der siegreiche Krieg ist der Rechtstitel der Aristokratie.¹⁰² Mit der sozialen Stratifikation wird dieser Krieg auf Dauer gestellt. Wer sich gegen diese Ordnung des Reichs empört, gilt dann als Hochverräter.

Liest man die Bibel mit Armin Ehrenzweig, dann ist Kains Stadt bereits gegründet, *bevor* Abel erschlagen wird.¹⁰³ »Ein böser Dämon (Sünde) lauert vor der Türe einer neugegründeten Stadt, er verlangt nach dem Blute des Opfers.« (S. 5)

Kain gründet die erste Stadt und erhebt sich über seinen Bruder, den Hirten, der dann als Bauopfer fungiert (S. 5).¹⁰⁴ Der Zusammenhang zwischen Brudermord und Reichsgründung ist noch enger im Falle Roms: Remus wird von Romulus auf jenen Stadtmauern erschlagen, die er verspotten zu müssen glaubte. *Fraterno primi maduerunt sanguine muri*, heißt es bei Lucan, die ersten Mauern troffen vom Blut des Bruders. Eine Variante von Genesis 4, 17 lautet ganz ähnlich: *et fundavit civitatem sanguine fratris sui et vocavit nomen eius nomine filii sui Enoc*.¹⁰⁵ Der Brudermord setzt keinen Anfang, sondern eine Differenz, die Differenz von Imperium und Deterritorialisierung, von Staat und Nomadentum. War bereits Kain als erster Brudermörder der erste Staatsgründer, so Augustinus, dann sind Roms »blutige Mauern« genau »auf solche Art gegründet«.¹⁰⁶ Wie es die »Fama« will, hat Romulus Remus erschlagen, als er »zum Spott über dessen neue Mauern gesprungen« sei, danach opfert der zum Alleinherrscher der neugegründeten Stadt avancierte Romulus den Göttern und nannte sie Rom.¹⁰⁷ Abel und Remus sind also Bauopfer; ihr Blut sichert die Mauern der Städte. Eine Lektüre, die sich für den Ursprung von Recht und Macht interessiert, würde zur Vermutung gelangen, dass mit dieser Tat eine Unterscheidung implementiert wird zwischen dem Innenraum der Stadt, der ein stratifizierter Rechtsraum sein wird, und dem rechtsfreien Raum *extra muros*, wo einer dem anderen ein Wolf ist. Aus der Gleichheit aller Menschen, die eine Gleichheit ist, insofern jeder dem anderen ein Wolf ist, wird durch die Tötung von Abel und Remus und die Gründung der Stadt eine Ordnung, die intern auf der Ungleichheit von Adel und Gemeinen basiert. Wer an ihr rührt, beschwört das Blut in ihren Fundamenten herauf und es kommt zum Bruder- oder Bürgerkrieg, der tatsächlich ein Krieg der sozialen Strata ist. Aus dem vorstaatlichen »Krieg aller gegen aller«, der ein »Krieg unter Gleichen« ist,¹⁰⁸ wird eine permanente »Kriegsbeziehung« (S. 100) zwischen Herren und Knechten.¹⁰⁹

Rom ist in der Stunde der Gründung unbevölkert wie die vom Dämon belagerte Stadt Kains. Um die Mauern der leeren Stadt zu füllen, erklärt Romulus sie zum *asylum*.¹¹⁰ Dorthin flüchtet nun alles »haufenweise ohne Unterschied, ob einer frei oder Sklave war« (S. 31). Aus Kriminellen und Geächteten, »Gelichter und minderwertigem Volk« (S. 31) werden Bürger Roms. Romulus habe, so Livius, »nach dem uralten Konzept der Städtegründer« seine Stadt zur Freistatt für all jene gemacht, die das Kainsmal tragen. Romulus' Gründung verwandelt Wölfe in Bürger, Vogelfreie in Rechtssubjekte, in Volk und Senat, in Plebs und Patrizier (S. 33). Durch einen Akt der Rechtsetzung wird aus einer Menge (*multitudine*) ein Volkskörper (*populi unius corpus*), der dann intern stratifiziert werden kann (S. 30). Auch Kains Gründung formiert aus Verfluchten und Heimatlosen das

erste Reich auf Erden, und er begründet den Unterschied von Adel und gemeinem Volk. Den Zusammenhang stellt auch Agrippa her:

Die Stadt Rom ist von Zwillingsbrüdern, Romulo und Remo, welche von einer Vestalin durch Blutschande sind geboren und von einer Huren aufgezogen, in Italien erbauet worden; das Reich hat Romulus durch den Brudermord, *gleich wie Kain getan*, geschändet [...]. *Sehet den schönen Anfang zu dem römischen Reiche* (S. 46).

Das Imperium Romanum wird auf Brudermord und Verrat gegründet. Kain ist das *role model*. Die von Agrippa erwähnte Blutschande steht stellvertretend für die endogene Vermehrung des Adels schlechthin. Das expansive und aggressive Programm, das in Rom *ab urbe condita* abläuft, gleicht aus Agrippas Sicht der biblischen Raumnahme durch die Erben Kains. Im Moment der Reichsgründung fing bereits Kain nämlich

an, die von Gott frei erschaffenen Leute und Kinder der heiligen Geburt mit Gewalt, Raub, Dienstbarkeit und unbilligen Gesetzen zu unterdrücken, und sich der Gewalt über sie zu gebrauchen, bis auch hernach diese alle Gottes Gerichte verachteten, sich miteinander fleischlich vermischten und Riesen gebaren, welche die Schrift mächtige und berühmte Männer der Zeit nennet. Das ist die wahre und beste Beschreibung des Adels und der Adeligen; denn sie unterdrückten die Armen, und erhuben sich durch Rauberei und Diebstahl, wurden stolz wegen ihres Reichtums, machten ihre Namen der Welt bekannt, und nenneten ganze Länder, Städte, Berge, Flüsse, Wasser und das Meer nach ihnen; *deren erster Vater nun war Kain* (S. 33 f.).

Was für Kain und Romulus gilt, trifft laut Agrippa für jede Herrschaft zu.¹¹¹ Sie »machten es«, so weiter Agrippa, »alle auf den Schlag, wie es der Kain gemacht hatte« (S. 35). »Verrat« und »Schurkereie« nach dem »uralten Konzept« der Städtegründer, das Livius anführt, zählen zu den Gründungsakten des Adels und ihrer Staaten:

Derowegen, wann wir nur den rechten Ursprung und Anfang des Adels examinieren, so werden wir erfahren, dass derselbe mit nichts anders als mit einer nichtswürdigen Treulosigkeit und Grausamkeit erworben ist. [...] ja wenn wir gar der Reiche und Länder Ursprung erforschen wollten,

da würden uns nichts als Brüder- und Vatermörder, tödliche und greuliche Heiraten entgegenkommen. (S. 33)

Für Agrippa steht fest, dass »kein Reich [...] gewesen, noch auch anjetzo ist, welches nicht durch Totschlag, durch Verräterei und Treulosigkeit, durch Grausamkeit, durch Metzeleien und Mordtaten und andere schreckliche Laster, ich meine adelige Künste, seinen Anfang genommen« hat (S. 51). Verraten wird die Gleichheit der Menschen. Reichsintern wird die Ungleichheit der Stände durch einen permanenten Krieg aufrechterhalten. Außerpolitisch erweist sich das Reich als Territorialisierungsmaschine, die unentwegt »Länder, Städte, Berge, Flüsse, Wasser und das Meer« okkupiert und benennt.

7. APARTE RASSEN, GEHEGTER KRIEG UND TOTALER KRIEG, DAS LETZTE GEFECHT

Der Vater des Adels und erster Reichsgründer war Kain, der Vater des »gemeinen Volkes« dagegen Abel bzw. Seth. Kain und Seth sind die »zwei Väter der beiden Stämme. [...] Kain zeugte Enoch, auf dessen Namen er den Staat gründete.«¹¹² Die unterschiedlichen »Geschlechtsreihen« (S. 428) oder Genealogien machen deutlich, dass es sich bei dem Konflikt zwischen Adel und Volk nicht um einen Streit innerhalb einer Nation handelt, sondern um einen »Krieg der Rassen«.¹¹³ Das Bewusstsein für diese Dimension der Differenz hat Lord Byron scharf akzentuiert:

And dost thou think that we, / With Cain's, the eldest born of Adam's,
blood / Warm in our veins, – strong Cain! who was begotten / In Paradise,
– would mingle with Seth's children? / Seth, the last offspring of old Adam's
dotage? / No, not to save all Earth, were Earth in peril! / Our race
hath always dwelt apart from thine / From the beginning, and shall do so
ever. (S. 38)

Die »Rasse« Kains werde ihr Blut niemals mit den Nachfahren Adams altersschwacher Lenden vermischen. Sie hält sich apart.¹¹⁴ Während Rom sich ausbreitet, indem es für sein »Gelichter« die Frauen der Umlande raubt und sich mit den Sabinerinnen nicht begnügt, vermehren sich die Kainiten endogen und erhalten das Blut ihres Stammvaters warm und rein in ihren Adern. Rom in seinem Wachstum absorbiert ein Volk nach dem anderen, die Rasse Kains dagegen hält sich »ever apart«. Äonen lang tragen die »Kainsgeschlechter« das »Kainszeichen« an der Stirn.¹¹⁵

Ehrenzweig hatte die These aufgestellt, beide Überlieferungen der Brudermord-Geschichte seien »nur verschiedene Fassungen derselben Sage« und entsprechend die Parallelen hervorgehoben (Städtegründung, Bauopfer).¹¹⁶ Ein wichtiger Unterschied zwischen der von Livius und in der Genesis tradierten Gründungslegenden liegt jedoch in ihrem sozusagen geo-biopolitischen Deutungspotential. Der Jahwist akzentuiert die Differenzen von Nomaden und Bürgern und legt Wert auf die rassischen Unterschiede. Livius dagegen vergleicht die Eroberungskriege Roms mit einem Bürgerkrieg oder einem Krieg »zwischen Eltern und Kindern«, da alle beteiligten Konfliktparteien »ja von Troja her« abstammten.¹¹⁷ Rom sieht sich von Vettern und Brüdern umzingelt, die ebenfalls in Städten wohnen, deren Assimilation nicht schwer fällt. Rom und seine Nachbarn sollen, so Romulus, »homines cum hominibus sanguinem ac genus miscere«, als Menschen mit Menschen Blut und Geschlecht vermischen. Homo homini homo. Die besiegten Völker sind Gleiche und werden mit den Bürgern Roms zu einem Volk verschmolzen, duo populi in unum confusi sunt.¹¹⁸ Hier kann der Kriegsbegriff des klassischen *ius gentium* ansetzen, den Schmitt ausschreibt.

Eine andere Deutung führt zu einem anderen Paradigma der Feindschaft, der Feindschaft unterschiedlicher *Nomoi*, die Schmitt Land und Meer, Leviathan und Behemoth benannt hat. Im Unterschied zu Livius' Rom der ersten Könige führen die »Kinder Israels« gegen fremde Völker so Krieg, dass von ihren besiegten Feinden »keiner mehr übrig blieb« (4. Moses, 21, 35). Als das Heer der Midianiter vollständig geschlagen ist und bereits »alles« getötet worden war, »was männlich war«, und die siegreichen Stämme Israels ihre Güter raubten, die Städte verbrannten und die gefangenen Frauen und Kinder verschleppten, wurde Moses »zornig über die Hauptleute des Heeres« und »sprach zu ihnen: Warum habt ihr die Frauen leben lassen?« (4. Moses, 31, 1-15) Warum nicht auch die Gefangenen töten? Das im Kampf Versäumte wird umgehend nachgeholt. Der Konflikt, der hier erbarmungslos mit den Mitteln des totalen Krieges geführt wird, ist immer noch der von Kain und Abel implementierten Differenz von Nomaden und Stadtstaaten geschuldet. Wenn es denn eine der »Hauptaufgaben des Staates« ist, »den Raum, über den er herrscht, einzukerben«, den Verkehr zu regeln und »Staudämme und Filter gegen die Fluidität der Massen und das Eindringen der wandernden Meuten« zu errichten, Filter wie die »Tore der alten Stadt«, wie Deleuze und Guattari Virilio zitieren,¹¹⁹ und wenn all dies eine »Abwehrbewegung« ist, die sich dem »nomadischen Potential« deterritorialisierender »Kriegsmaschinen« entgegenstellt (S. 533 f.), dann stehen sich vor den Toren der Städte Palästinas, Jordaniens und des Libanon jene Träger eines unterschiedlichen *Nomos* gegenüber, die Deleuze und Guattari, Hardt und Negri oder auch Schmitt und Derrida nur

unterschiedlich benannt haben. Letztlich geht es immer nur um die Differenz nomadischer Fluidität im glatten Raum und gehegter (gekerbter) Großraumordnungen, um die Konflikte zwischen einer Verteilung im Raum und der Verteilung des Raums, zwischen der »guten Gesellschaft und ihrer Polizei«, die die Verkehrswege und Kommunikationsverbindungen sichert, und dem »Schurken«, der diese Linien »nutzt und zerstört«. ¹²⁰ Die israelischen Nomaden treffen nach ihrem Auszug aus Ägypten überall auf »feste Linien«, ¹²¹ deren erste Kain, der Ackerbauer und Städtegründer, gezogen hat. Der Nomade (Abel) dagegen verteilt »die Menschen oder Tiere in einem offenen Raum«. Dieses Prinzip der Distribution führt zum Konflikt, wenn die Nomaden auf einen bereits aufgeteilten Raum stoßen mit »Grenzen und Einfriedung«. ¹²² Das vierte Buch Mose ¹²³ erzählt Vers um Vers die Schwierigkeiten Israels, auf seiner Wanderung Durchzugsrechte zu erhalten (20, 14–21; 21, 21–35). Wer ihm den »Zug durch sein Gebiet« nicht gestattet wie König Sihon, wird vernichtet, sein Land verwüstet. Die israelischen Nomaden erzeugen in den Stadtstaaten und Königreichen Furcht und Schrecken, »und den Moabitern graute vor den Kindern Israels« (22, 3). Zu Recht, denn der Herr bzw. seine Kinder werden »zerschmettern die Schläfen der Moabiter. [...] Aus Jakob wird der Herrscher kommen und umbringen, was übrig ist von den Städten.« (24, 17–19) Genau an diesem Punkt der totalen Feindschaft zwischen dem ziehenden Volk Israels und den Ackerbauern und Stadtbewohnern Palästinas wird Kain erwähnt: »Und als er die Keniter sah, hob er an mit seinem Spruch und sprach: Fest ist deine Wohnung, und du hast dein Nest in einen Fels gebaut. *Dennoch wird Kain ausgetilgt werden.*« (24, 21f.) Die Kinder Kains bewohnen noch immer Städte aus Stein und felsgegründete Burgen, während das Volk Mose (also über Noah die Kinder Seths) – bis zur Vertreibung der Kanaaniter und der Verteilung ihres Raums (33f.) – entweder wandert, lagert oder auszieht. Bündnisse mit fremden Stämmen werden Israel von Gott ausdrücklich verboten. Der Feind ist nicht der Bruder, sondern der ganz andere, der vertilgt oder vertrieben werden muss. (Josua 23, Richter 2) »Siebzig Könige mit abgehauenen Daumen an Händen und Füßen« lautet das Resümee im *death match* Kriegsmaschine versus Stadtstaaten (Richter 1, 6). Nur wenige »Völker ließ der Herr übrig« (Richter 3, 1). Die leeren Städte der vertriebenen und vernichteten Völker werden von den Stämmen Israels in Besitz genommen. Das Land wird verteilt, die Nomaden errichten einen Staat, ziehen Grenzen, erlassen Gesetze, benennen Asyle, bestellen das Land, setzen eine Priesterkaste ein und stratifizieren das Volk (Josua 11–20). Nur wenige Generationen später wird Israel selbst von midianitischen und amalekitischen Nomaden bedrängt, die die Felder und Fluren verheeren (Richter 6). Auch Israel ist nun ein Reich geworden, deren Bevölkerung in befestigten Städten

wohnt und vor den Mauern Ackerbau betreibt. Kains Modell hat sich durchgesetzt, aber der Kampf zwischen Nomaden und Reich geht weiter.

Denn, weil die Endursache des Krieges die Viktorie oder der Sieg ist, so kann niemand ein Überwinder sein, er muss denn ein Totschläger sein, und niemand ist überwunden, wann er nicht jämmerlich ist getötet worden.¹²⁴

Für Agrippa von Nettesheim endet der Krieg also niemals, es sei denn, er wird als totaler Vernichtungskrieg geführt, der nach dem Sieg keinen Feind überleben lässt. Während der gehegte Krieg mit einem Frieden zwischen Siegern und Besiegten endet, der eine Revanche unter veränderten Umständen zulässt, weil die Gegner sich grundsätzlich als kriegsfähige Souveräne anerkennen, führt die »jämmerliche Tötung« der Feinde zum Endsieg. »Denn hat er erst gesiegt, ist keiner mehr da, der widersteht, wird Friede sein.«¹²⁵ Das »letzte Gefecht« wird niemanden übrig lassen als die siegreiche Partei, es wird dann keine Freund-Feind-Differenz mehr geben, der Sinn dieser Differenzen oder auch des Begriffs des Politischen fallen in sich zusammen. Nach dem letzten Gefecht der ewige Friede. Es wird wieder so sein, wie vor dem ersten Gefecht, dem Angriff Kains auf Abel. Allein ein erneuter Verrat könnte diesen Frieden stören. Doch dazu müsste der Verräter zuvor erst einmal politisierbare Differenzen beobachten. Für solche ist gesorgt. »Der Friede im Staat ist die geordnete Eintracht der Bürger in Bezug auf Befehlen und Gehorchen. [...] Der Friede für alle Dinge ist die Ruhe der Ordnung. Ordnung ist die Verteilung der gleichen und ungleichen Dinge, die jedem seinen Platz zuweist.«¹²⁶ Sobald diese Verteilung der Plätze und damit die Befehlsgewalt im Staat in Frage gestellt werden, beginnt jener Krieg erneut, den Kain zuerst geführt hat. Die »weltgeschichtliche Dialektik« der Assoziationen und Dissoziationen kann erneut anheben, aber nicht ohne Verrat – vom Standpunkt der Ordnung aus betrachtet. Von einem Standpunkt aus gesehen, der in der Ordnung als Verteilung der gleichen und ungleichen Dinge die momentane »Schlachtordnung« in einem permanenten Krieg sieht, wäre es Verrat, diese existentielle Frage nicht zu stellen.¹²⁷

Wenn der ewige Krieg seinen Ursprung in einem Medium hat, dessen kontingente Programmierbarkeit Differenzen generiert, die zur absoluten Feindschaft ausgebaut werden können, trifft es sich, dass man sich heute das Ende dieses Krieges nicht von einem »letzten Gefecht« erwartet, sondern von einem Medium erhofft, das alle politisierbaren Differenzen (kulturelle, ethnische, territoriale, ökonomische ...) neutralisiert. Die im Internet vernetzte Weltgesell-

schaft, so lautet die Erwartung, löse die Gegensätze der alten Raumordnungen oder Nomoi auf. Im ortlosen Raum des Cyberspace finden alle Gegensätze von Nomaden und Staatsapparat, Land und Meer, Souverän und Partisan ein Ende. Im Medium der neuen Medien beginnt das *Atopia*¹²⁸ der »konnektivistischen Fluidität« (S. 175). In diesem unendlichen Meer ohne Ufer (S. 175) gehen alle alten Mächte und Hegemonien endlich in einer Deterritorialisierung unter (S. 189), die keinen Raum für Kriege mehr lässt. Der »Kampf der Kulturen« kann endlich aufhören, um einem »gemeinsam geteilten, guten Leben in einer gerechten Weltordnung« Platz zu machen.¹²⁹ Alles ist gut und die Welt nur noch ein paar Meter Kabel vom ewigen Frieden entfernt. Carl Schmitt freilich hat sich schon 1932 über die Annahme mokiert, die »Sphäre der Technik« sei eine »Sphäre des Friedens, der Verständigung und der Versöhnung«,¹³⁰ als ob den je neuen Kommunikationstechnologien (Telegraph, Radio, Internet, Cyberspace ...) der Telos innewohnte, die Welt politischer Kämpfe in einen »endgültig pazifizierten Erdball« zu verwandeln (S. 35), als ob ausgerechnet die von Heeresversuchsanstalten auf den Weg gebrachten Techniken¹³¹ den »Plagen wie Fremdenhaß, Chauvinismus, Nationalismus, Diktatur und Krieg« den Boden entzögen.¹³² Man müsse vielmehr abwarten, dann werde sich zeigen, »welche Art von Politik stark genug ist, sich der neuen Technik zu bemächtigen, und welches die eigentlichen Freund- und Feindgruppierungen sind, die auf dem neuen Boden erwachsen.«¹³³ Bislang hat Carl Schmitt recht behalten.

- 1 Carl Schmitt: *Der Begriff des Politischen* [1931], Berlin 1991, S. 26 [Soweit im Folgenden Seitenzahlen in Klammern im Fließtext angegeben werden, beziehen diese sich auf die jeweils vorhergehende Endnote.].
- 2 Niklas Luhmann: Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien, in: Ders.: *Soziologische Aufklärung*, Opladen 1973, S. 170–192 (hier: S. 177).
- 3 Selbstverständlich setzen solche Medien andere Medien voraus, etwa Kommunikation oder Sprache, Licht oder Luft. Vgl. Niklas Luhmann: *Das Medium der Kunst*, in: *DELFIN VII* (1986), S. 6–15.
- 4 Luhmann: Einführende Bemerkungen (Anm. 2), S. 176, S. 179.
- 5 Schmitt: *Der Begriff des Politischen* (Anm. 1), S. 27.
- 6 Luhmann: Einführende Bemerkungen (Anm. 2), S. 175.
- 7 Niklas Luhmann: *Macht*, Stuttgart 1988, S. 65, S. 24.
- 8 Vgl. Luhmann: Einführende Bemerkungen (Anm. 2), S. 175.
- 9 Luhmann: *Macht* (Anm. 7), S. 24 f., S. 22.
- 10 Niklas Luhmann: *Die Politik der Gesellschaft*, Frankfurt/M. 2000, S. 53.
- 11 Luhmann: *Macht* (Anm. 7), S. 22; ders.: *Die Politik der Gesellschaft* (Anm. 10), S. 47.
- 12 Luhmann: *Die Politik der Gesellschaft* (Anm. 10), S. 55 f., S. 194 f.
- 13 Von dieser Stelle aus ist es nur ein kurzer Schritt zu den Thesen von Samuel P. Huntington: *Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert* [1996], München/Wien 1998.
- 14 Niklas Luhmann: *Gibt es in unserer Gesellschaft noch unverzichtbare Normen?*, Heidelberg 1993.
- 15 Schmitt: *Der Begriff des Politischen* (Anm. 1), S. 20.
- 16 Territoriale Form, die Form einer Organisation, eine Rechtsform etc.
- 17 Luhmann: *Die Politik der Gesellschaft* (Anm. 10), S. 52.
- 18 Schmitt: *Der Begriff des Politischen* (Anm. 1), S. 27.

- 19 Vgl. dazu das Kapitel »Das Medium Macht« in: Luhmann: Die Politik der Gesellschaft (Anm. 10), S. 18–68.
- 20 Luhmann: Die Politik der Gesellschaft (Anm. 10), S. 56.
- 21 Schmitt: Der Begriff des Politischen (Anm. 1), S. 27.
- 22 Vgl. Luhmann: Die Politik der Gesellschaft (Anm. 10), S. 56 f.
- 23 Vgl. Schmitt: Der Begriff des Politischen (Anm. 1), S. 30.
- 24 Luhmann: Macht (Anm. 7), S. 61.
- 25 Foucault wird umgekehrt behaupten, dass der Krieg der Normalfall sei.
- 26 Schmitt: Der Begriff des Politischen (Anm. 1), (S. 50)
- 27 George Spencer Brown: Laws of Form, London 1971, S. 3.
- 28 Vgl. Niklas Luhmann: Ich sehe was, was Du nicht siehst, in: Ders.: Soziologische Aufklärung, Opladen 1990, S. 228–234.
- 29 Niklas Luhmann: Weltkunst, in: Frederik Bunsen/Niklas Luhmann/Dirk Baecker (Hg.): Unbeobachtbare Welt. Über Kunst und Architektur, Bielefeld 1990, S. 7–45 (hier: S. 8).
- 30 Niklas Luhmann: Individuum, Individualität, Individualismus, in: Ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 3, Frankfurt/M. 1989, S. 149–258 (hier: S. 199).
- 31 Luhmann: Die Politik der Gesellschaft (Anm. 10), S. 28.
- 32 Schmitt: Der Begriff des Politischen (Anm. 1), S. 106.
- 33 Carl Schmitt: Ex captivitate salus [1945/47], Köln 1950, S. 90.
- 34 Der eingeschlossene ausgeschlossene Dritte der Freund-Feind-Differenz wäre an dieser Stelle der Mensch. Weil auch der Feind Mensch ist, wird er ehrenvoll bekriegt. Ganz anders verhält es sich, wenn Kriege im Namen der Menschheit gegen Unmenschen geführt werden. Vgl. hierzu Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Wissenschaft der Logik. Werke Bd. 6, Frankfurt/M. 1986, S. 74.
- 35 Anlässlich der Behandlung von Gefangenen auf der Basis Guantanamo Bay, Cuba.
- 36 Vgl. zu dieser Unterscheidung Carl Schmitt: Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum [1950], Berlin 1997. Über die unterschiedlichen Auffassung der Kriegsführung (lawful warfare/frontier warfare) in Amerika und Europa liest man schon in Coopers *Lederstrumpf*-Tetralogie.
- 37 Vgl. Michel Foucault: In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France, Frankfurt/M. 1999, S. 113 f.; und Thomas Hobbes: Leviathan [1651], Stuttgart 2000, S. 181 f. Der Besiegte, wenn er nur kann, »zerreißt seine Fesseln« und »tötet seinen Besieger«.
- 38 Jean Bodin: Über den Staat [1583], Stuttgart 1999, S. 58 f.
- 39 Immanuel Kant: Die Metaphysik der Sitten, in: Werke in 12 Bänden, hg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. 8, Frankfurt/M. 1977, S. 439 f.
- 40 Jean-Jacques Rousseau: Der Gesellschaftsvertrag oder Die Grundsätze des Staatsrechtes [1754/58], Leipzig 1880, S. 66. Das sieht Hobbes genauso: »Hieraus erhellt, daß die Aufrührer, Verräter und alle andern des Hochverrats Überführten nicht nach den Gesetzen des Staates, sondern nach den natürlichen bestraft werden; d. h. man straft sie, nicht weil sie schlechte Bürger, sondern weil sie Staatsfeinde sind, und nicht nach dem Rechte des Herrschers oder des Staates, sondern nach dem Kriegsrecht.« Thomas Hobbes: Grundzüge der Philosophie [1642–58], Leipzig 1918, S. 240 f.
- 41 Giorgio Agamben: Homo Sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben, Frankfurt/M. 2002, S. 135.
- 42 Jacques Derrida: Schurken, Frankfurt/M. 2003, S. 93.
- 43 Luhmann: Die Politik der Gesellschaft (Anm. 10), S. 47.
- 44 Derrida: Schurken (Anm. 42), S. 58.
- 45 Vgl. Schmitt: Der Begriff des Politischen (Anm. 1), S. 47.
- 46 Hobbes: Leviathan (Anm. 37), S. 261.
- 47 Schmitt: Ex captivitate salus (Anm. 33), S. 89.
- 48 Norbert Bolz: Auszug aus der entzauberten Welt. Philosophischer Extremismus zwischen den Weltkriegen, München 1991, S. 64; vgl. auch Nicolaus Sombart: Die deutschen Männer und ihre Feinde. Carl Schmitt – ein deutsches Schicksal zwischen Männerbund und Matriarchatsmythos, München 1991, S. 287 f.
- 49 Georg Christoph Lichtenberg: Sudelbücher, in: Ders.: Schriften und Briefe, hg. v. Wolfgang Promies, Bd. 1, München 1967, S. 779.
- 50 Der Mensch der Schöpfungsgeschichte war »ursprünglich ein unsterbliches Wesen«, schreibt Rü-

- diger Safranski: *Das Böse oder Das Drama der Freiheit*, München 1997, S. 23. Erst in 1. Moses, 6, 3, wird die Lebenszeit der Menschen durch Gott auf 120 Jahre begrenzt. Noah wird allerdings mit 950 Jahren sogar noch älter als Adam.
- 51 Safranski: *Das Böse* (Anm. 50), S. 32.
- 52 Carl Schmitt: *Theorie des Partisanen* [1963], Berlin 1992, S. 16. Der Krieg gegen den Irak ist in diesem Sinne jenseits des Kriegsrechts geführt worden. Es gibt weder einen Friedensschluss, noch eine entgeltliche Entscheidung, vielmehr einen permanenten »kleinen« Krieg. In Foucaults Sicht wäre dies ohnehin der Normalfall. Vgl. Foucault: *In Verteidigung der Gesellschaft* (Anm. 37), S. 61 f.
- 53 Carl von Clausewitz: *Vom Kriege* [1832], Stuttgart 1998, S. 226.
- 54 Foucault: *In Verteidigung der Gesellschaft* (Anm. 37), S. 103. Und umgekehrt gäbe es bei »erkennbaren natürlichen Unterschieden keinen Krieg«. Die kategoriale Entscheidung Schmitts steht also durchaus zur Disposition.
- 55 Vgl. Schmitt: *Der Begriff des Politischen* (Anm. 1), S. 38. Es geht um den Intensitätsgrad einer Dissoziation, der die Feindschaft ausmacht. Von beiden Bedingungen: Dissoziation wie Intensität erzählt Genesis 4.
- 56 Zur Figur des »Dritten« vgl. Schmitt: *Der Begriff des Politischen* (Anm. 1), S. 50.
- 57 George Gordon Lord Byron: *Cain. A Mystery*, in: ders.: *Works*, Vol. 5, hg. v. Ernest Hartley Coleridge, London 1908, S. 204–275.
- 58 Vgl. Safranski: *Das Böse* (Anm. 50), S. 122.
- 59 Lichtenbergs »Saecula«: Auch die Kommentatoren gehen davon aus, dass die Familie Adams Jahrzehnte friedlich zusammengelebt hat, ehe es zum Brudermord kam.
- 60 Safranski, *Das Böse* (Anm. 50), S. 122
- 61 Walter Dietrich: »Wo ist dein Bruder?« Zu Tradition und Intention von Genesis 4, in: Robert Hanhart/Herbert Donner/Rudolf Smend (Hg.): *Beiträge zur Alttestamentarischen Theologie*. Festschrift Zimmerli, Göttingen 2002, S. 94–111 (hier: S. 105).
- 62 »Die Entscheidung selbst«, so schreibt Luhmann, »ist aber keine Komponente der ihr vorliegenden Alternative [...]. Sie ist, muß man deshalb vermuten, das durch die Alternativität der Alternative ausgeschlossene Dritte. Sie ist die Differenz, die diese Alternative konstituiert; oder genauer: sie ist die Einheit dieser Differenz. Also ein Paradox. Entscheidungen gibt es nur, wenn etwas prinzipiell Unentscheidbares (nicht nur: Unentschiedenes!) vorliegt. Denn anderenfalls wäre die Entscheidung schon entschieden und müßte nur noch »erkannt« werden.« Niklas Luhmann: *Das Recht der Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1993, S. 308.
- 63 Vgl. zur Unbedingtheit der Souveränität: Derrida: *Schurken* (Anm. 42), S. 189 f. Zum Versuch, durch Opfer die Götter in ein Kalkül zu überführen, vgl. Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung* [1944], Frankfurt/M. 1986, S. 56: »Es wird für Hekatomben bestimmter Größenordnung je mit dem Wohlwollen bestimmter Gottheiten gerechnet«.
- 64 Derrida: *Schurken* (Anm. 42), S. 189 ff.
- 65 Niklas Luhmann: *Die Funktion der Religion*, Frankfurt/M. 1982, S. 145, S. 194 f.
- 66 Günter Meuter: *Der Katechon*. Zu Carl Schmitts fundamentalistischer Kritik der Zeit, Berlin 1994, S. 127 ff.
- 67 Schmitt: *Der Begriff des Politischen* (Anm. 1), S. 49.
- 68 Aurelius Augustinus: *Der Gottesstaat*. Drei Bände [413–426], Bd. 2, Salzburg 1951, S. 400.
- 69 Byron: *Cain* (Anm. 57), S. 266 f.
- 70 Sabine Schrenk: *Kain und Abel*, in: Ernst Dassmann (Hg.): *Reallexikon für Antike und Christentum*, Stuttgart 2001, S. 943–971 (hier: S. 946); vgl. *Religion in Geschichte und Gegenwart: Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft*, 7 Bde., Tübingen ³1957 ff., Bd. 3, 1959, Stichwort: *Kain und Abel*, Spalte 1089 f.: »Ein Grund für die Bevorzugung A.s wird nicht angegeben«.
- 71 Safranski: *Das Böse* (Anm. 50), S. 122.
- 72 Jan H. Marbach: *Bin ich der Hüter meines Bruders*, Ms. (Vortrag, gehalten auf der Konferenz *Kain und Abel. Psychiatrie und Seelsorge*, Wien, Kardinal-König Haus, 9.–12. Mai 2002).
- 73 Armin Ehrenzweig: *Kain und Lamech*, in: *Zeitschrift für die alttestamentarische Wissenschaft* 1915, S. 1–11 (hier: S. 11).
- 74 Dietrich: *Wo ist dein Bruder?* (Anm. 61), S. 108.
- 75 Vgl. René Girard: *Das Heilige und die Gewalt* [1972], Frankfurt/M. 1999, S. 26.
- 76 Ehrenzweig: *Kain und Lamech* (Anm. 73), S. 8.
- 77 Agamben: *Homo Sacer* (Anm. 41), S. 81.

- 78 In beiden Fällen war Abel kein *homo sacer* im Sinne Agambens. Die gesamte souveränitätstheoretische Deutung der Urszenen Kain-Abel und Romulus-Remus zeigt, dass Agambens Definition nicht trägt, denn die konstitutive Tötung Abels oder Remus' führt nicht die Exklusion nackten Lebens vor, das straflos getötet, aber nicht geopfert werden darf, sondern im Gegenteil die Bedeutung des Bauopfers in Gründungsmythen.
- 79 Vgl. Augustinus: Der Gottesstaat, Bd. 1 (Anm. 68), S. 76.
- 80 Agrippa von Nettesheim: Die Eitelkeit und Unsicherheit der Wissenschaften und die Verteidigungsschrift [1530], München 1913, Bd. 2, S. 34 f.
- 81 Dietrich: »Wo ist dein Bruder?« (Anm. 61), S. 104.
- 82 Augustinus: Der Gottesstaat, Bd. 3 (Anm. 68), S. 284; Girard: Das Heilige und die Gewalt (Anm. 69), S. 27.
- 83 Abel wird häufig als Vorläufer des agnus dei gedeutet, dem sich *freiwillig* opfernden Lamm Gottes.
- 84 Augustinus: Der Gottesstaat, Bd. 2 (Anm. 68), S. 396.
- 85 Nettesheim: Die Eitelkeit und Unsicherheit der Wissenschaften (Anm. 80), S. 34.
- 86 Schmitt: Theorie des Partisanen (Anm. 52), S. 21.
- 87 Meuter: Der Katechon (Anm. 66), S. 278 ff.
- 88 Schmitt: Der Begriff des Politischen (Anm. 1), S. 38.
- 89 Nettesheim: Die Eitelkeit und Unsicherheit der Wissenschaften (Anm. 80), S. 34.
- 90 Augustinus: Der Gottesstaat, Bd. 2 (Anm. 68), S. 395.
- 91 Foucault: In Verteidigung der Gesellschaft (Anm. 37), S. 254.
- 92 Bolz: Auszug aus der entzauberten Welt (Anm. 48), S. 64.
- 93 Byron: Cain (Anm. 57), S. 104.
- 94 Safranski: Das Böse (Anm. 50), S. 118.
- 95 Vgl. Bolz: Auszug aus der entzauberten Welt (Anm. 48), S. 64 f.
- 96 Vgl. Marbach: Bin ich der Hüter meines Bruders (Anm. 72).
- 97 Foucault: In Verteidigung der Gesellschaft (Anm. 37), S. 39.
- 98 Dietrich: »Wo ist dein Bruder?« (Anm. 61), S. 101.
- 99 Gilles Deleuze: Differenz und Wiederholung, München 1992, S. 60.
- 100 Herder deutet die Quelle entsprechend: »Die Geschichte der Sethiten und Kainiten ist im Grunde nichts als eine Beurkundung der zwei ältesten Lebensweisen, die die arabische Sprache Beduinen und Kabyten nennt und die sich noch jetzt im Orient *mit widriger Neigung voneinander scheiden*. Die Geschlechtssage eines Hirtenvolks dieser Gegend wollte nichts anders als diese Kasten bemerken.« (Johann Gottfried Herder: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, Berlin/Weimar 1965, Bd. 1, S. 420).
- 101 John Donne: The Progress of the Soul (Metempsychosis), in: ders.: Poems, hg. v. A. J. Smith, London 1972, S. 193; vgl. zu diesem Zusammenhang und der Differenz zum Nomadischen Gilles Deleuze/Félix Guattari: Tausend Plateaus, Berlin 1997. Da Kain der Erstgeborene ist, könnte man folgern, dass der Ackerbau dem Nomadentum vorausgeht. »Weltgeschichtlich« gesehen, so ein Hinweis von Erhard Schüttpelz, ist »das Nomadische« gerade auch im militärischen Sinn ein »Parasit« der Landwirtschaft.
- 102 Foucault: In Verteidigung der Gesellschaft (Anm. 37), S. 163–192.
- 103 Ehrenzweig: Kain und Lamech (Anm. 73), S. 5.
- 104 So auch Paul Kretschmer: Remus und Romulus, in: Glotta. Zeitschrift für griechische und lateinische Sprache I (1909), S. 288–303; und Norbert Strosetzki: Motive in Gründungssagen, Inauguraldissertation, Karl-Marx-Universität Leipzig 1954. Man könnte darüber spekulieren, inwieweit der »tellurische« Charakter des Partisanen im Bauopfer an die lokalen Götter begründet ist.
- 105 Vgl. Strosetzki: Motive in Gründungssagen (Anm. 104), S. 84.
- 106 Augustinus: Der Gottesstaat, Bd. 2 (Anm. 68), S. 395.
- 107 Livius: Ab urbe condita. Liber I, Stuttgart 1999, S. 25.
- 108 Foucault: In Verteidigung der Gesellschaft (Anm. 37), S. 103.
- 109 Foucault versucht zu zeigen, dass dieser Krieg als Rassekrieg aufgefasst worden ist, weil Adel und Volk sich als erobernde Siegerethnie und unterworfenen Autochthone gegenüberstehen – etwa Franken und Gallier oder Normannen und Sachsen.
- 110 Livius, Ab urbe condita (Anm. 107), S. 31. Vgl. auch Joseph Vogl: Asyl des Politischen. Zur Struktur politischer Antinomien, in: Rudolf Maresch/Niels Werber (Hg.): Raum. Wissen. Macht, Frankfurt/M. 2002, S. 156–172.

- 111 Die von Foucault: In *Verteidigung der Gesellschaft* (Anm. 37), S. 126 f. zitierten Quellen, die etwa betonen, dass Könige »made Dukes, Earles, Barons and Lords of their fellow Robbers, Rogues and Thieves«, datieren fast ein Jahrhundert später als Agrippa. Die Agrippa-Zitate alle nach Anm. 80.
- 112 Augustinus: *Der Gottesstaat*, Bd. 2 (Anm. 68), S. 427.
- 113 Foucault: In *Verteidigung der Gesellschaft* (Anm. 37), S. 73.
- 114 Dies kann räumlich wie sozial gemeint sein.
- 115 Bettina von Arnim: *Gespräche mit Dämonen. Des Königsbuches zweiter Band*, in: dies.: *Werke und Briefe*. 5 Bde., hg. v. Gustav Konrad, Bd. 3, Frechen 1959, S. 257–407 (hier: S. 303).
- 116 Ehrenzweig, Kain und Lamech (Anm. 73), S. 2.
- 117 Foucault: In *Verteidigung der Gesellschaft* (Anm. 37), S. 87 f.
- 118 Livius: *Ab urbe condita* (Anm. 107), Liber I, S. 33 und S. 23, S. 69 f.
- 119 Deleuze/Guattari: *Tausend Plateaus* (Anm. 102), S. 531 f.
- 120 Derrida: *Schurken* (Anm. 43), S. 94, S. 96.
- 121 Schmitt: *Der Nomos der Erde* (Anm. 37), S. 13.
- 122 Deleuze/Guattari: *Tausend Plateaus* (Anm. 101), S. 523.
- 123 Moses wird von Deleuze und Guattari ausdrücklich genannt und in den Zusammenhang des Nomadischen gestellt. Vgl. Deleuze/Guattari: *Tausend Plateaus* (Anm. 101), S. 527.
- 124 Nettesheim: *Die Eitelkeit und Unsicherheit der Wissenschaften*, Bd. 2 (Anm. 80), S. 30.
- 125 Augustinus: *Der Gottesstaat*, Bd. 2 (Anm. 68), S. 394.
- 126 Augustinus: *Der Gottesstaat*, Bd. 2 (Anm. 698), S. 289.
- 127 Foucault: In *Verteidigung der Gesellschaft* (Anm. 37), S. 57, S. 128.
- 128 Hellmut Willke: *Atopia. Studien zur atopischen Gesellschaft*, Frankfurt/M. 2001.
- 129 Richard Münch: *Globale Dynamik, Lokale Lebenswelten. Der schwierige Weg in die Weltgesellschaft*, Frankfurt/M. 1998, S. 362.
- 130 Schmitt: *Der Begriff des Politischen* (Anm. 1), S. 90.
- 131 Vgl. Peter J. Hugill: *Global Communications since 1944. Geopolitics and Technology*, Baltimore/London 1999.
- 132 Willke: *Atopia* (Anm. 128), S. 221.
- 133 Schmitt: *Der Begriff des Politischen* (Anm. 1), S. 94.

AUTORENVERZEICHNIS

Friedrich Balke ist Wissenschaftlicher Geschäftsführer des Kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs »Medien und kulturelle Kommunikation« in Köln. Arbeitsschwerpunkte: Grenzgebiete zwischen politischer Theorie, Literatur und Medien, französische Gegenwartsphilosophie, Kultur- und Wissenschaftsgeschichte.

Letzte Publikationen: Gilles Deleuze (1998); Wie man einen König tötet oder: Majesty in Misery, in: DVjs 75 (2001); From a biopolitical point of view: Nietzsche's Philosophy of Crime, in: Cardozo Law Review (2002); Erotische Recherchen. Marcel Prousts Decodierung der Intimität (2003) (Hg. mit Volker Roloff); Der verfermte Teil. Ernst Kantorowicz' Kaiser Friedrich der Zweite, in: Uwe Hebekus/Ethel Matala de Mazza/Albrecht Koschorke (Hg.): Das Politische. Figurenlehren des sozialen Körpers nach der Romantik (2003); Rhetorik nach ihrem Ende. Das Beispiel Adam Müllers, in: Jürgen Fohrmann (Hg.): Rhetorik. Figuration und Performanz. DFG-Symposion 2002 (2004).

Cornelia Epping-Jäger, Dr. phil., ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt »Laut/Sprecher: Mediendiskurse und Medienpraxen in der Zeit des Nationalsozialismus« am Forschungskolleg (SFB/FK 427) Medien und Kulturelle Kommunikation an der Universität zu Köln. Arbeitsschwerpunkte: Medientheorie und Mediengeschichte.

Letzte Veröffentlichungen: Laut/Sprecher Hitler. Über ein Dispositiv der Massenkommunikation in der Zeit des Nationalsozialismus, in: Josef Kopperschmidt (Hg.): Hitler der Redner, München 2003, S. 143–158; Eine einzige jubelnde Stimme. Zur Etablierung des Dispositivs Laut/Sprecher in der politischen Kommunikation des Nationalsozialismus, in: Cornelia Epping-Jäger/Erika Linz (Hg.): Medien/Stimmen, Köln 2003, S. 100–123.

Torsten Hahn ist Wissenschaftlicher Assistent an der Universität zu Köln, Institut für deutsche Sprache und Literatur. Arbeitsschwerpunkte: die Gesellschaft der Literatur, Kommunikationssysteme der Literatur.

Letzte Veröffentlichungen: Interferences and interceptors. A case study of general suspicion, in: Soziale Systeme 9/2 (2003), S. 298–307; Fiktive Wahllosigkeit. Die Kunst der Orientierung in J. L. Borges' *Garten der Pfade, die sich verzweigen*, in: Friedrich Balke/Gregor Scherwing/Urs Stäheli (Hg.): Paradoxien der Entscheidung. Wahl/Selektion in Kunst, Literatur und Medien. Bielfeld 2003, S. 87–115; Kontingenz und Steuerung. Literatur als Gesellschaftsexperiment 1750–1835 (Hg., zusammen mit Erich Kleinschmidt/Nicolas Pethes), Würzburg 2004.

Eva Horn ist wissenschaftliche Assistentin an der Europa-Universität Viadrina, Fakultät für Kulturwissenschaften Arbeitsschwerpunkte: Verrat und Literatur in der Moderne, Weimarer Republik, Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts.

Letzte Veröffentlichungen: Eva Horn/Ulrich Bröckling/Stefan Kaufmann (Hg.): Grenzverletzer, Berlin 2002; Eva Horn/Ulrich Bröckling (Hg.): Anthropologie der Arbeit, Tübingen 2002; Geheime Dienste. Knowing the Enemy. The Epistemology of Secret Intelligence, in: Grey Room 11/May (2003), S. 59–85; Leichen im Keller der Macht. Zur Theorie des modernen Staatsgeheimnisses, in: Klaus R. Scherpe/Thomas Weitin (Hg.), Eskalationen. Die Gewalt von Kultur, Recht und Politik, Tübingen/Basel 2003, S. 151–167.

Rembert Hüser ist Assistant Professor of German an der University of Minnesota im Department of German, Scandinavian and Dutch. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Film Studies, Cultural Studies und Allgemeine Literaturwissenschaften.

Letzte Veröffentlichungen: »Augen machen«, in: Bettina Bannasch/Almuth Hammer (Hg.): Verbot der Bilder – Gebot der Erinnerung, Frankfurt/New York 2004; »Kurve kriegen«, in: Gisela Fehrmann/Erika Linz/Cornelia Epping-Jäger (Hg.): Spur: Zur Externalität des Symbolischen, München 2004; »9/11 and 911. Links to Link«, in: Cultural Critique 57 (2004); »Burying Private Sheldon Hawk Eagle«, in: Ästhetik und Kommunikation: »Technik und Magie«, 2004.

Matthias Krings ist Mitarbeiter im Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg »Medien und Kulturelle Kommunikation« der Universitäten Aachen, Bonn und Köln sowie Lehrbeauftragter im Institut für Afrikanistik der Universität zu Köln. Arbeitsschwerpunkte: Migration, Geistbesessenheit, Populäre Kultur und Videofilmproduktion in Nigeria.

Letzte Veröffentlichungen: Diaspora: historische Erfahrung oder wissenschaftliches Konzept? Zur Konjunktur eines Begriffs in den Sozialwissenschaften, in: Paideuma 49 (2003), S. 137–156; Nigerianische Moritaten. Die Reproduktion des Bösen auf illustrierten Kalenderblättern, in: Tobias Wendl (Hg.): Africa Screams. Das Böse in Kino, Kunst und Kult, Wuppertal 2004.

Albert Kümmel, Dr. phil., ist Juniorprofessor für Digitale Medien/Digitale Kunst im Fachbereich Literaturwissenschaften an der Universität Konstanz. Arbeitsschwerpunkte: Technik und Magie, Geschichte der Bildtelegraphie (1843–1923), Visuelle Navigationssysteme.

Letzte Veröffentlichungen: Signale der Störung (Sammelband, hg. gem. mit Erhard Schüttpelz, München 2003); Einführung in die Geschichte der Medien (Sammelband, hg. gem. mit Leander Scholz, Eckhard Schumacher, München 2004).

Claus Pias ist zur Zeit Professor für »Kommunikationstheorie und elektronische Medien« an der Universität Essen. Arbeitsschwerpunkte: Geschichte und Theorie der technischen Medien, Bildwissenschaft.

Letzte Veröffentlichungen: ComputerSpielWelten, München 2002; Cybernetics/Kybernetik. Die Macy-Konferenzen 1946–1953, 2 Bde., Berlin 2003; Anna Oppermann in der Hamburger Kunsthalle, Hamburg 2004; Zukünfte des Computers (Hg.), Berlin 2004.

Antje Quast arbeitet an ihrer Habilitation an der Friedrich Schiller Universität Jena im Fachbereich Kunstgeschichte. Arbeitsschwerpunkte: moderne und zeitgenössische Kunst.

Letzte Veröffentlichungen: Reflections of Mallarmé in the Work of Dan Graham, in: Jill Anderson: Mallarmé & the 20th Century, New York 2002; Mallarmé Topoi in the work of Robert Motherwell, in: Word & Image. A Journal of Verbal/Visual Enquiry 19/4 (2003).

Axel Roch holds the David Gee Lectureship in New Media and teaches in Interactive Media at Goldsmiths College, University of London, U.K. His research interests are Media theory and media arts; critical theory of interactive media; continental philosophy of the interface; experimental interface culture; advanced gaze-based interaction techniques in contemporary media art and culture.

Recent exhibitions are: »voyure en survol« – Pour Petit a. «, Iconoclash – Beyond the Image Wars, Center for Art and Media Karlsruhe, Germany, 2002; »Diagrammatical Read/Write-Head«, In the Field of Letters, New Gallery Graz, Austria, 2001; »visionary.apparatus«, Steirischer Herbst, Medienturm Graz, Austria, 2001; »Mind-Reading Machine II«, Seven Hills, Martin-Gropius-Bau Berlin, Germany, 2000.

Thomas Schestag, Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Arbeitsschwerpunkte: Grenzfragen der Ästhetik, Hermeneutik und Übersetzungstheorie.

Letzte Veröffentlichungen: Mantisrelikte, Basel 1999; Brockes. Freundschaft und Pest bei Heinrich von Kleist, in: Marianne Schuller/Nikolaus Müller-Schöll (Hg): Kleist lesen, Bielefeld 2003; Men Schen. Schnitte durch ein Gedicht Paul Celans, in: Modern Language Notes 119 (2004).

Leander Scholz, Dr. phil., ist Schriftsteller und Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg (SFB/FK 427) *Medien und kulturelle Kommunikation* der Universitäten Köln, Bonn und Aachen. Arbeitsschwerpunkte: Theorie und Geschichte der Medien, Philosophische Ästhetik und Politische Theorie.

Letzte Veröffentlichungen: Das Archiv der Klugheit. Strategien des Wissens um 1700 (2002); zusammen mit Petra Löffler: Das Gesicht ist eine starke Organisation (2004).

Erhard Schüttpelz ist Wissenschaftlicher Koordinator der Forschungsstelle »Kulturtheorie und Theorie des politischen Imaginären« an der Universität Konstanz. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Medientheorie, Weltliteratur und Zitierpraktiken.

Letzte Veröffentlichungen: Die Moderne im Spiegel des Primitiven. Ethnologie und Weltliteratur 1870–1960 (im Erscheinen); Einführung in die Medienanthropologie (in Arbeit).

Urs Stäheli ist Professor (SNF-Förderungsprofessur) an der Universität Bern, Schweiz, Institut für Soziologie. Arbeitsschwerpunkte: Soziologische Theorie, Soziologie der Finanzökonomie, Kultur- und Mediensoziologie.

Letzte Veröffentlichungen: Das Populäre in der Systemtheorie, in: Günter Burkart et al. (Hg.): Niklas Luhmanns Kulturtheorie, Frankfurt/M. (im Druck); Der Takt der Börse. Inklusionseffekte von Verbreitungsmedien am Beispiel des Börsen-Tickers, in: Zeitschrift für Soziologie 33/3 (2004), S. 245–263; Financial Noises: Inclusion and the Promise of Meaning, in: Soziale Systeme 9/2 (2003), S. 244–256.

Niels Werber ist Privatdozent für Literatur- und Medienwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum, Germanistisches Institut, und vertritt dort einen Lehrstuhl für NDL, insbesondere Sozial- und Kulturgeschichte der Literatur. Arbeitsschwerpunkte: Bio- und Geopolitik der Literatur (1800–1950), Mediengeschichte und Systemtheorie, Popliteratur.

Letzte Veröffentlichungen: Liebe als Roman, München 2003; Raum. Wissen. Macht (mit Rudolf Maresch), Frankfurt/M. 2002; 2005 erscheint »Mediale Weltraumordnung« (München 2005).

BILDNACHWEISE

CORNELIA EPPING-JÄGER: PROPAGANDA

- Abb. 01: Rudolf Herz, »Hoffmann & Hitler. Fotografie als Medium des Führer-Mythos«, München 1994, S. 184.
- Abb. 02: Klaus Rabe: Der Zukunft ein Stück voraus. 125 Jahre Magirus, Düsseldorf 1989, S. 111.
- Abb. 03: Horst Hinrichsen: Reichs-Autozug »Deutschland« und Hilfszug »Bayern«. Die beiden größten Autozüge der Welt in den 30er Jahren, Wölfersheim-Berstadt 1998, S. 49.
- Abb. 04: Klaus Rabe: Der Zukunft ein Stück voraus. 125 Jahre Magirus, Düsseldorf 1989, S. 111.
- Abb. 05: Fritz Bergtold: Schall und Klang. Leitfaden der Elektroakustik für Architekten, Elektrotechniker und Studierende, München und Berlin 1939, S. 154.

QUAST: FREUND-FEIND-VERRAT ALS FUNKTIONSMUSTER VON AVANTGARDE?

- Abb. 01: John Heartfield: Das tausendjährige Reich. 38, x 27 cm, Inv. Nr. 783, Fotomontage für die Arbeiter-Illustrierte-Zeitung, 20.09.1934.

PIAS: MIT DEM VIETCONG RECHNEN

- Abb. 01–04/06: Alfred H. Hausrath: Venture Simulation in War, Business and Politics, New York 1971.
- Abb. 05: Robert Michael Pearce: Evolution of a Vietnamese Village. Part 1: The Present, after Eight Months of Pacification, Santa Monica 1965 (RAND RM-452-1-ARPA).
- Abb. 07: Jack N. Peterman: The »Program Analyzer«. A New Technique in Studying Liked and Disliked Items in Radio Programs, in: Journal of Applied Psychology 24/6 (1940), S. 728–741.

ROCH: STOCHASTIC INTERFERENCES

- Abb. 01: Peter Galison: The Ontology of the Enemy: Norbert Wiener and the Cybernetic Vision, in: *Critical Inquiry* 21/1 1994, S. 228–266 (hier: S. 230).
- Abb. 02: Eigene Abbildung des Autors.
- Abb. 03: Zeitungsannonce von Microsoft, in: *Business Week*, 5th October 1998.

HÜSER: ROCK YOU!

- Abb. 01–03: Phoenix, ›Frieden und Menschenrechte vereinbaren‹. Bündnis 90/Die Grünen, Sonderparteitag, 13.5.1999.
- Abb. 02: Bild, 15.5.1999.

STÄHELI: DER VERRAT DES KAPITALISMUS

- Abb. 01: Felix Rohatyn: The Betrayal of Capitalism, in: *The New York Review of Books* 49/3, February, 28 (2002).

KRINGS: OSAMA BIN LADEN VS. GEORGE W. BUSH IN NIGERIA

- Abb. 01–03: Fotografien des Autors.
- Abb. 04–08: Kalenderblätter. Sammlung Bärbel Freyer; Fotografie: Peter Steigerwald, Frobenius Institut Frankfurt/M.
- Abb. 09: Kalenderblatt (Ausschnitt). Fotografie des Autors.
- Abb. 10: Videokassettencover »Ibro Usama«.

Forschungsreihe: Mediologie

SCHNITTSTELLE

MEDIEN UND KULTURELLE KOMMUNIKATION

Hg. von Georg Stanitzek und Wilhelm Vosskamp

282 Seiten mit Abbildungen, broschiert, 2001

SCHNITTSTELLE. MEDIEN UND KULTURELLE KOMMUNIKATION versammelt sprach-, literatur- und kulturgeschichtliche Forschungsbeiträge zu gegenwärtig vornehmlich über die digitalen Medien geführten Diskussionen. In der konkurrierenden Gleichzeitigkeit der Medien Rede, Schrift, Buch, Film, Fernsehen und Internet wird es darauf ankommen, zu einer Neubestimmung des historischen Ortes und der gesellschaftlichen Funktion unterschiedlicher Medien im gegenwärtigen kulturellen Haushalt zu gelangen.

DIE ADRESSE DES MEDIUMS

Hg. von Stefan Andriopoulos, Gabriele Schabacher und Eckhard Schumacher

282 Seiten mit Abbildungen, broschiert, 2001

VON MEDIEN SPRECHEN WIR ALLE: Kommunikationsmedien oder Massenmedien, Wahrnehmungs- und Speichermedien, Analog- und Digitalmedien, technische Medien oder Medien der Überlieferung. Wie aber lassen sie sich beschreiben? Elektronische Medien lösen räumlich bestimmbare Adressen im Informationsraum des »global village« auf. Gleichzeitig entsteht jedoch eine neue elektronische Adressenordnung. *Die Adresse des Mediums* diskutiert Medien als Effekte und Bedingungen von Adressierbarkeit in kulturwissenschaftlicher, historischer und kulturvergleichender Hinsicht.

MEDIEN DER PRÄSENZ

Hg. von Jürgen Fohrmann, Andrea Schütte und Wilhelm Vosskamp
213 Seiten mit Abbildungen, broschiert, 2001

DIE KULTURELLE ENTWICKLUNG DES 19. JAHRHUNDERTS ist von dem Versuch geprägt, den neu entdeckten Raum der Historie wie ein Museum zu behandeln. Mit imaginären wie wirklichen Denkmälern soll ein Erinnerungsraum von auratischer Qualität geschaffen werden. Ein Medienwechsel von Schrift zu Bild wird wahrnehmbar, erste Formen optischer Massenmedialität entstehen (Museen, Dioramen, Wunderkammern und Fotografien). Das Sehen organisiert sich neu, der Siegeszug des reproduzierbaren Bildes beginnt.

KORRESPONDENZEN

VISUELLE KULTUREN ZWISCHEN FRÜHER NEUZEIT UND GEGENWART

Hg. von Matthias Bickenbach und Axel Fliethmann
252 Seiten mit Abbildungen, broschiert, 2002

WIE ÜBERSETZEN SICH BILDER IN BILDER UND BILDER IN TEXTE? Als ›Visual Culture‹ wird unsere kulturelle Gegenwart zunehmend bezeichnet und dabei eine Herrschaft des Sichtbaren gegenüber dem Lesbaren behauptet. Doch die Anfänge dieser Diskussion sind so alt wie die Praxis jeder grafischen Gestaltung: paradoxerweise hat gerade die frühneuzeitliche Erfindung des Buchdrucks die Bilder langsam von ihrer Bevormundung durch Texte befreit. Was verbindet und was entfernt uns heute von der frühneuzeitlichen Diskussion um das Verhältnis von Bildern und Texten?

ARCHIVPROZESSE

DIE KOMMUNIKATION DER AUFBEWAHRUNG

Hg. von Hedwig Pompe und Leander Scholz
320 Seiten mit Abbildungen, broschiert, 2002

JEDE KOMMUNIKATION SETZT EIN ARCHIV VORAUS, das die Aufbewahrung und die Verteilung von Wissen reguliert. Da die Speichermedien eines Archivs jedoch selbst wieder gespeichert werden müssen, unterliegt jedes Archiv dem Kommunikationsprozess, den es zugleich ermöglicht. Der Band *Archivprozesse* geht deshalb der Frage nach, welche Unterschiede die Nutzung eines Schrift-, Bild- oder elektronischen Archivs erzeugt.

MEDIEN IN MEDIEN

Hg. von Claudia Liebrand und Irmela Schneider
320 Seiten mit Abbildungen, broschiert, 2002

MEDIEN ENTHALTEN – so einer der berühmten medientheoretischen Sätze Marshall McLuhans – vor allem eines: andere Medien. Eine Medienwissenschaft, die diese Einsicht ernst nimmt, darf sich nicht darauf beschränken, Einzelmedien zu isolieren. Mindestens so interessant wie die Frage, was ein Medium ist, ist die, wie Medien interferieren. Auf welche Weise kann zum Beispiel Kommunikation selbst als Medium verstanden werden? Oder wie gelingt es Medien, in unterschiedlichen Kulturkreisen Identität(en) herzustellen? Was passiert einem Medium, wenn es in ein anderes Medium gerät?

MANUS LOQUENS

MEDIUM DER GESTE – GESTEN DER MEDIEN

Hg. von Matthias Bickenbach, Annina Klappert und Hedwig Pompe
368 Seiten mit Abbildungen, broschiert, 2003

GESTEN SIND EIN FESTES MOTIV DER BILDMEDIEN UND DER DARSTELLENDEN

KÜNSTE. Neben dem Gesicht sind die Hände eines Menschen stets auch eine Schnittstelle zwischen Person und Öffentlichkeit, ein Medium der Kommunikation, das seit der Antike mit dem Topos der ›redenden Hände‹ bezeichnet wird. Zwischen Rhetorik, mittelalterlicher Buchmalerei, Druckgrafik, Fotografie, Film und Gebärdensprache lässt *Manus Loquens* die Diskurse sichtbar werden, in denen die Zeichen der Hände gedeutet werden.

GENDER-TOPOGRAPHIEN

KULTURWISSENSCHAFTLICHE LEKTÜREN VON HOLLYWOODFILMEN

DER JAHRHUNDERTWENDE

Von Claudia Liebrand

234 Seiten mit Abbildungen, broschiert, 2003

DIE GESCHLECHTERDIFFERENZ organisiert in Filmen nicht nur den Plot, sondern dessen gesamtes Repräsentationssystem. Gibt es doch keine (filmischen) Erzählmodelle, die nicht geschlechtlich markiert sind. Den Analysen geht es um eine kulturwissenschaftlich produktive Lektüre von Hollywoodfilmen der Jahrhundertwende. Fokussiert werden filmische ›Baustellen‹ kultureller Sinnproduktion. Filme kartographieren Repräsentationsfelder und deren Gender-Topiken: sie entwerfen Gender-Topographien.

MEDIEN / STIMMEN

Hg. von Cornelia Epping-Jäger und Erika Linz

304 Seiten mit Abbildungen, 2003

WAS IST DIE STIMME? Sprech- und Singstimme, Musical- und Synchronstimme, Lautsprecher- und Geisterstimme ... Immer tritt die Stimme uns schon inszeniert entgegen als technisiertes und kulturalisiertes Kunsterzeugnis. Der Band *Medien/Stimmen* diskutiert die Medialität des scheinbar Natürlichen der Stimme. Er beleuchtet das Verhältnis von sprachlichen und nicht-sprachlichen Dimensionen der Stimmlichkeit, von Stimme und personaler Identität ebenso wie das Zusammenspiel von technischen Formaten und ihren medialen Inszenierungen: die Stimme als Medium und Stimme in den Medien.

DAS GESICHT IST EINE STARKE ORGANISATION

Hg. von Petra Löffler und Leander Scholz

351 Seiten mit Abbildungen, broschiert, 2004

ÜBERALL GESICHTER: in der Werbung, in der Politik, der Kunst. Um ein Gesicht zu sehen, reichen schon wenige Striche aus. Will man etwas anschaulich machen, dann gibt man ihm am besten ein Gesicht. Als Projektion, Vermittlung und Organisation von Wahrnehmung sind Gesichter aus den visuellen Medien nicht wegzudenken. Das Gesicht ist der hervorragende Schauplatz für die Frage nach dem Menschen. Der Band *Das Gesicht ist eine starke Organisation* befragt die anthropologischen Unterscheidungen, die traditionell am menschlichen Gesicht festgemacht werden, nach ihren medialen Bedingungen.

ORIGINALKOPIE

PRAKTIKEN DES SEKUNDÄREN

Hg. von Gisela Fehrmann, Erika Linz, Eckhard Schumacher
und Brigitte Weingart

324 Seiten mit Abbildungen, broschiert, 2004

HAT SICH DIE UNTERSCHIEDUNG VON ORIGINAL UND KOPIE IM DIGITALEN ZEITALTER AUFGELÖST? Die jüngsten Debatten um das Urheberrecht zeigen, dass die Situation so einfach nicht ist. Zeitgenössische Praktiken des Sekundären wie Computersimulation, Sampling in der Popmusik und Bildaneignung in der Kunst, im Comic sowie im filmischen Remake scheinen diese Unterscheidung zu unterlaufen. Sie können jedoch, wie *Originalkopie* zeigt, Kriterien wie Originalität und Authentizität nicht einfach außer Kraft setzen.